ROSENSTOCK-HUESS

515

DAS GEHEIMNIS DER UNIVERSITÄT

KOHLHAMMER

4.80

FOUR WELLS



DA

EUGEN ROSENSTOCK-HUESSY

DAS GEHEIMNIS DER UNIVERSITÄT

Wider den Verfall von Zeitsinn und Sprachkraft

Aufsätze und Reden aus den Jahren 1950 bis 1957, herausgegeben und eingeleitet von Georg Müller

Mit einem Beitrag von Kurt Ballerstedt:
Leben und Werk Eugen Rosenstock-Huessys

W. KOHLHAMMER VERLAG

Nachdruck verboten — Alle Rechte vorbehalten

© by Verlag W. Kohlhammer GmbH. Stuttgart, erstmalig 1958

Recht zur fotomechanischen Wiedergabe nur nach Rückfrage beim Verlag

Druck: Südd. Zeitungsdienst, Stuttgart 1958

INHALTSVERZEICHNIS

Zur Einführung 7

I. Die Geschichte ist ein Heilmittel der menschlichen Gesellschaft

Das Geheimnis der Universität 17
Der Datierungszwang und Giuseppe Ferrari (1812—1876) 35
Die jüdischen Antisemiten oder die akademische Form der Judenfrage . 44
Die Sprache des Westens 56
Der Verrat im 20. Jahrhundert 64
Die Einheit des europäischen Geistes 70
Sprache und Geschichte 86

II. Die Sprache ist das eigentliche Wunder der Wirklichkeit

Ich bin ein unreiner Denker (Vom Töchterlich-Werden des Denkens) . 97
Jakob Grimms Sprachlosigkeit 113
Reflexionen über das Thema Quatember 129
Was ist der Mensch? (Eine Laien-Abwehr) 134
Glückhafte Schuld 146
Dich und Mich (Lehre oder Mode?) 149
Was folgt aus der empirischen Grammatik? 160

III. Die Zeit ist für uns wesentlicher als der Raum

Raumzeit oder Zeitraum? 171
Die Zeit im Raum 179
1. Vom Häuptlingsbanner zum Exodus 179
2. Horit 197
3. Der Sinn des Kalenders in Rom 201
Wie lange noch Weltgeschichte? 214
Pfingsten und Mission 236
Die Worte des Glaubensbekenntnisses 244
Glaube und Hoffnung (Ein Nachwort zu Evanston) 262
Vivit Deus 274
Wer sind die Götter? 283

Anhang

Kurt Ballerstedt: Leben und Werk Eugen Rosenstock-Huessys 297
Verzeichnis der Schriften Eugen Rosenstock-Huessys 307
Namenverzeichnis 316
Nachweis der Sinnwörter und Begriffe 318

ZUR EINFÜHRUNG

Denn nur um der Zukunft willen
wird gesprochen und gelehrt

Der vorliegende Sammelband ist eine Freundesgabe zum 70. Geburtstag des verehrten Verfassers, der auf den 6. Juli 1958 fällt. Zugleich bedeutet er die Einlösung einer Dankesschuld: Eugen Rosenstock-Huessy, der in den Jahren zwischen den beiden Weltkriegen einer der bekanntesten Anreger der Erwachsenenbildung und Förderer des freiwilligen Arbeitsdienstes gewesen ist, verließ Deutschland am 9. November 1933; er wurde amerikanischer Collegeprofessor, Staatsbürger und Grundbesitzer. „Es ist, wie Gottschalk 850 sang, nicht leicht", so schrieb er mir vor neun Jahren: „Quomodo canemus laudem Domini in terra aliena? wenn doch jede Unze Leben, Blut, Gut, Geist sich in die Rettung der Heimat ergossen hat." Die Liebe zu Deutschland drängte ihn, die tragenden Gedanken seines Lebenswerks uns Deutschen in einer stattlichen Reihe von Buchveröffentlichungen seit 1950 erneut zugängig zu machen. Sie sollen hier ergänzt und erläutert werden durch Vorlage der in Zeitschriften zerstreuten Arbeiten. Von ihnen sind fünfzehn ausgewählt und mit sieben bisher ungedruckten Äußerungen zu drei Gruppen zusammengefaßt. Alle Niederschriften stammen aus den Jahren 1950 bis 1957. Der Herausgeber hofft, daß die Einfügung des einzelnen Beitrags in eine der drei Gruppen lediglich als Hinweis auf den Schwerpunkt der jeweiligen Gedankenführung verstanden wird. Er hofft ferner, daß das Ganze als ein Hilfsbuch zum Eindringen in das Lebenswerk Eugen Rosenstocks dienen kann, von dessen Summe die dem Band eingefügte Bibliographie eine erste Ahnung zu vermitteln vermag. Dem gleichen Ziele dienen die übrigen bibliothekarischen Nachweise und im besonderen der Beitrag Kurt Ballerstedts zur Ergographie. Ballerstedt ist Angehöriger der Generation, die in dem damaligen Breslauer Hochschullehrer und Freund der deutschen Jugendbewegung ihren berufenen Führer sah. Seine Schilderung von Leben und Werk Rosenstocks bezieht sich vornehmlich auf die Zeit vor der Übersiedlung in die Vereinigten Staaten.

Eugen Rosenstock ist Historiker, Soziologe und Sprachdenker in einer Person. In dieser Spannweite seines schöpferischen Werkes liegen Gefährdung und Fruchtbarkeit zugleich. Gefährdung, weil in einer geistigen Atmosphäre, die zu immer weiter fortschreitender Arbeitsteilung führt, jeder Denker anrüchig wird, der über die Grenzen seines engeren Fachgebietes hinaus ein entscheidendes Wort zu sagen wagt; — Fruchtbarkeit, weil es sich bei den angegebenen Unterscheidungen, soweit sie Rosenstock betreffen, um nichts anderes handelt, als um unterschiedliche Blickrichtungen ein und desselben christlichen Lebensdenkers. Gewiß, ein seltsamer Soziologe, der seine Einsichten nicht auf statistische Nachweise gründet; ein seltsamer Historiker, der mitunter eine Aussage wagt, für die eine überlieferte Schriftquelle nicht nach-

weisbar ist; ein seltsamer Denker schließlich, dem man weder philosophische noch theologische Ausgangsbegriffe nachweisen kann! Kein größeres Mißverständnis ist denkbar, als daß die Sprache eben Rosenstocks „Lieblingsthema" sei. Nein: schon der 24jährige Leipziger Privatdozent hat zu drucken gewagt: „Die Sprache ist weiser als der, der sie spricht" und: „Namen sind Imperative!" Das heißt, lange bevor die im Erleben des Ersten Weltkrieges wurzelnde Umsinnung einsetzte, die in Franz Rosenzweig und Ferdinand Ebner ein „neues Denken" zum Ausbruch kommen ließ, regt sich dieses in Eugen Rosenstock*). Er, für den der Gott der Philosophen niemals eine Versuchung bedeutet hat, ist seit mehr als einem halben Jahrhundert Verkünder eines christlichen „Existenzialismus", dem es nur deshalb an der Wirkung in die Breite fehlt, weil in den Kreisen unserer akademisch Gebildeten noch immer das seit langem anerzogene begriffliche Denken Trumpf ist. Im besonderen mögen es die geschichtsphilosophischen Theorien der Aufklärung, des Idealismus und des Marxismus verschulden, daß — worauf Rosenstock nicht müde wird, hinzuweisen — die ehedem gemeinsame Überzeugung der Christenheit, wonach die Erscheinung Christi eine gott-menschliche HEILSGESCHICHTE begründet, weitgehend aufgegeben worden ist.

Bei unserem Denker folgt eines aus dem anderen. Die Sprache, die von Ursprung her eher Befehl und Gebet gewesen ist als dichterische Empfängnis und nüchterner Sachbericht, hat in langer Vorbereitung auf dem Wege durch die Stämme, Reiche und Völker ihren höchsten Ausdruck in den vier Evangelien des Neuen Testaments gefunden. Jesus selber ist die eigentliche „Frucht der Lippen", die dem Propheten verheißen wurde (Jes. 57, 19). Daher entfaltet sich das fleischgewordene Gebet aller Gläubigen hernach wieder in den vier Evangelien. Und das von ihnen geformte liturgische Wort der Kirche hat gleich den Beschwörungen der vorchristlichen Kulte die nachchristlichen Jahrtausende durchwaltet und in Wechselwirkung mit den Gegebenheiten der Völker und der Landschaften die Epochen der Geschichte ins Leben gerufen. Weil der Mensch kein „Individuum" ist, sondern sein Leben als Geschlechtswesen und in Generationen zu führen hat, steht er im KREUZ DER WIRKLICHKEIT, ist seine auf die Vergangenheit gegründete Hoffnung und sein der Zukunft zugewandter Glaube für ihn ebenso prägend wie seine Orientierung in der Außenwelt und die Aussprache seines Inneren. Wem sich einmal der Blick für diese Grundeinsichten unseres Denkers erschlossen hat, der wird zugleich erkennen, welche besondere heilsgeschichtliche Aufgabe gerade unserer heutigen Epoche aufgetragen ist. Sie befiehlt uns, die Einheit des Menschengeschlechts über alle trennenden Schranken der Rassen und Klassen, der Nationen und Weltanschauungen hinaus

*) Über Rosenzweig: „Religionsphilosophie und Heilsgeschichte" Zeitwende 10/57, über Ebner: „Das neue Sprachdenken" Neue Deutsche Hefte 9/57.

vorzubereiten, nachdem das erste nachchristliche Jahrtausend die Einheit Gottes und das zweite die Einheit der Welt gewiß hat werden lassen. Es muß heilsgeschichtlich verstanden werden, daß sich die vier Jahrhunderte der scholastischen Epoche um die Denkbarkeit Gottes mit einem ähnlichen Ausgang bemüht haben wie die letzten vierhundert Jahre um das Wesen der uns gerade heute so rätselvoll erscheinenden physischen Welt. Drängender als die Fragen der Metaphysik nach dem Wesen Gottes und die der Physik nach dem Wesen der Natur sind uns heute die nach den Voraussetzungen menschlichen Zusammenlebens. Es könnte der innerste Zug des von uns miterlebten geschichtlichen Prozesses sein, daß unbeschadet der noch immer möglichen Entdeckungen das „Zeitalter der Naturwissenschaften" zu Ende geht und das der SOZIOLOGIE, d. h. des Überwiegens der Bemühungen um die menschliche Gesellschaft, im Anbruch begriffen ist. Welche Lebenshilfe unter diesen Zeichen das eigentliche Hauptwerk Eugen Rosenstocks — die zweibändige „Soziologie" — zu leisten berufen ist, mag hier nur angedeutet werden*).

Rosenstock hat sich mehrfach darum bemüht, für die von ihm innegehaltene wissenschaftliche Blickrichtung einen einprägsamen Namen zu finden. Solcher Bemühung ist der Aufsatz gewidmet, der die mittlere Kerngruppe der Arbeiten eröffnet, die dem Wesen der Sprache gewidmet sind. Er trägt den Titel „Ich bin ein unreiner Denker". Dem akademisch gebildeten Leser des Sammelbandes ist zu empfehlen, mit diesem Aufsatz, der an anderer Stelle mit „Abschied von Descartes" bezeichnet ist, zu beginnen. Rosenstock spricht hier von der METANOMIK, die berufen wäre, an die Stelle bisheriger Versuche zu treten, den Menschen mit Hilfe metaphysischer oder physikalischer Kategorien zu ergründen. Der Ausdruck ist insofern glücklich gewählt, als er die Unmöglichkeit bezeichnet, das Wesen des Menschen mit Hilfe einer der uns sonst geläufigen Gesetzlichkeiten zu bestimmen. Der Mensch ist nicht nur „unbezahlbar", wie das eine der soziologischen Buchveröffentlichungen Rosenstocks zum Ausdruck bringt, sondern er ist auch unberechenbar, d. h. er kann immer wieder anders handeln, als man nach allen Erfahrungen — auch nach allen statistischen Erhebungen — von ihm annehmen sollte. Es war ein vergebliches Unterfangen, wenn Descartes und die ihm folgende Aufklärung den Menschen als animal rationale verstehen wollten. Der Mensch ist im Unterschied zum Tier ein artikuliert sprechendes Wesen. Und daher ist nur von der Sprache her ein Zugang zum Wesen des Menschen erschließbar. Es ist Rosenstocks vordringliches Anliegen, daß die Grammatik der artikulierten Sprachen als Gesellschaftskunde verstanden wird. Es kommt dabei vorab auf die Rangordnung der Wortarten, zumal der persönlichen Fürwörter, der Zeitformen und Zeitarten an. Die Namen, die von Haus aus zugleich Haupt- und Tätigkeits-

*) Soziologie I: Die Übermacht der Räume, Stuttgart W. Kohlhammer 1956, 334 Seiten. Soziologie II: Die Vollmacht der Zeiten, erscheint ebd. 1958.

wörter sind, sind älter und ehrwürdiger als alle sonstigen Wörter und die von ihnen abgeleiteten Begriffe, und der Mensch ist nicht die erste, sondern die zweite Person der Grammatik. Wichtiger als der Indikativ, der eigentlich nur in der Wir-Form legitim ist, sind Vokativ und Imperativ; Konjunktiv und Optativ dienen dem Ausdruck unserer Wünsche und Ängste. Weil Achtsamkeit auf die ursprunghafte Verbindung von Sprache und eigentlicher Menschwerdung zu neuem Verstehen führt für die Unterschiede zwischen der Sprache Gottes mit den Menschen, dem Sprechen der Menschen untereinander und ihrem Reden über Sachen, wandelt sich die soziale Grammatik gleichzeitig in eine HIERARCHISCHE GRAMMATIK um. Der Entwurf einer solchen hierarchischen oder „Stockwerkgrammatik", die berufen wäre, die alle Lebensbeziehungen verplattende alexandrinische Schulgrammatik zu verdrängen, gehört zu den berechtigten Forderungen eines von der Sprache her bestimmten Denkers.

Die erste der von uns unterschiedenen Gruppen hat ihren Schwerpunkt im eigentlich Geschichtlichen. Wo die Grammatik als Gesellschaftskunde verstanden wird, wo das Werden des menschlichen Sprechens aus der Benamung über das Angesprochensein zum Selberansprechen, von der Beschwörung her über Gebet und Gesang zu Gesetz und Bericht beachtet wird, wird zugleich deutlich, daß die Epochen menschlichen Sprachwandels mit denen der menschlichen Geschichte gleichsinnig sind. Als der 28jährige Oberleutnant vor Verdun die Feldeisenbahn zu organisieren hatte, wurde er Zeuge des sinnlosen Ausblutens der beiden europäischen Führervölker. Damals wurde ihm die Erkenntnis eingebrannt, daß zwischen den Revolutionen, die jeweils von einer bestimmten sozialen Schicht vorangetragen werden, und dem gesamten Lebens- und Weltverständnis der von ihnen betroffenen Völker ein tiefer Zusammenhang bestehen müsse. Erst anderthalb Jahrzehnte später erschien das historische Hauptwerk, das uns den mittelalterlichen Kampf zwischen Papst und Kaiser und die deutsche Reformation als gleichrangige Vorformen der neueren Sozialrevolutionen verstehen gelehrt hat, die mit der „glorreichen" von 1688 beginnen und nach dem englischen das französische und das russische Volk in ihre umschaffenden Wirbel gezogen haben. Mit der Herausbildung der europäischen Staatenwelt weitet sich die Geschichte, die bis dahin keine grundsätzliche Scheidung zwischen politischer und kultischer Organisation gekannt hat, aus Religions- und Kirchengeschichte zu eigentlicher „Weltgeschichte" aus. Dabei bleibt die Kirche in ihren unterschiedlichen Lebensformen der alle Epochen miteinander verbindende innere Kraftstrom. Es könnte sein, daß sie es in Zukunft weniger mit der an Bedeutung schwindenden Staatenwelt als mit den immer mächtiger werdenden Organisationen der wirtschaftenden Gesellschaft zu tun hat. Das würde erst recht bestätigen, daß wir im Anbruch eines soziologischen Zeitalters im prägnanten Sinne uns befinden.

Dabei ist inmitten einer weithin säkularisierten Menschengesellschaft die

Kirche nur so lange wirklich lebendig, als sie in fruchtbarer Polarität zur Synagoge verbleibt. Das Überleben aller Katastrophen durch das jüdische Volk ist die eindrücklichste Mahnung vor dem Irrtum, daß der SINN DER GESCHICHTE sich im Kampf der Rassen, Völker und Klassen um die Futterplätze erschöpft. „Die Juden sind lebendige Zeugen für die Wahrheit, die man unterdrücken will, wenn ein neuer Mythos gesponnen werden soll", so heißt es in „Des Christen Zukunft" (S. 106). Es gehört zu den eindrücklichsten Lehren Rosenstocks, daß es den von den Humanisten angestrebten „natürlichen" Menschen nicht gibt, sondern nur entweder Christen, Juden oder Heiden. Ob Rosenstock uns den Bedeutungswandel des vom humanistischen Menschenverständnis usurpierten Wortes Individuum deutet, ob er zu den uns bedrängenden Fragen nach dem eigentlichen Wesen des Verrates, der Einheit des europäischen Geistes oder der Bedeutung des 20. Juli 1944 für unser Weiterbestehen als Volk Stellung nimmt, — immer geht es darum, daß es die großen Widerfahrnisse des geschichtlichen Lebens sind, die den Menschen umgestalten, die das Gespräch zwischen den Generationen in Gang setzen und die Lebenden zwingen, auch den Toten Rede und Antwort zu stehen. Zu den schmerzlichen persönlichen Erfahrungen Rosenstocks gehört, daß im akademischen Lehrbetrieb, wo man sich dem naturwissenschaftlichen Vorbilde folgend einer anscheinenden „Objektivität" verpflichtet glaubt, dieser wechselseitige Zusammenhang zwischen Sprachwandel und geschichtlicher Epoche zu wenig gesehen wird. Deshalb steht seine aufsehenerregende Göttinger Rede vom Sommersemester 1950 an der Spitze der ersten unserer Aufsatzgruppen, und deshalb ist ihr Titel „Das Geheimnis der Universität" als Name für den Sammelband gewählt.

Unsere dritte Gruppe von Arbeiten Rosenstocks bezieht sich auf das Wesen der Zeit, d. h. auf denjenigen Zug unseres geschöpflichen Lebens, der aller Geschichte und aller Sprachwerdung zugrunde liegt. Ob eine Einzeläußerung es vorwiegend mit der Geschichte oder mit der Sprache zu tun hat, — immer liegt die Überzeugung zugrunde, daß die geschichtlichen Epochen zusammenfallen mit den Stufen des Sprachwandels der von ihnen betroffenen Menschen. In jedem Schriftsatz Rosenstocks hat man es mit der Gesamtkonzeption zu tun. Die Einsicht, daß die Parerga und Paralipomena Rosenstocks mehr sind als bloße Arabesken oder „geistreiche" Essays, ist freilich von einer Voraussetzung abhängig: man muß mit ihm den Glauben teilen, *daß Gott zu seinem Erlösungswerk an den Menschen Zeit braucht!* Unsere Gegenwart wird kaum einen zweiten Denker aufweisen, der in gleicher Tiefe erfaßt, was es eigentlich bedeutet, daß im Mittelpunkt alles christlich verstandenen Offenbarungsgeschehens eine unlöslich mit der Geschichte der Völker verbundene Erlösungstat steht. Kein Zweiter vermag uns eindrücklicher darüber zu belehren, was der so häufig zitierte Satz eigentlich aussagt, wonach das Christentum eine „geschichtliche" Religion sei. Besonders eindrücklich ist, daß Rosenstocks

brüderliche Liebe nicht nur den Menschen der nachchristlichen Epochen zugewandt ist, sondern auch den ungezählten Generationen, die seit dem Beginn artikulierten menschlichen Sprechens über die Erde gegangen sind. Er weigert sich anzunehmen, daß deren leidenschaftliche Beschwörungen und Gebete nichts mit der in den Evangelien uns gegebenen „Frucht der Lippen" zu tun haben sollten. Der Früh- und Althistoriker wird aus sorgfältigen Facharbeiten Rosenstocks erkennen können, daß sich manche Rätsel dieser Stadien menschlicher Geschichte lösen, wenn man darauf achtet, wie sehr es den Menschen früherer Zeiten darauf angekommen ist, das Richtige im richtigen Zeitpunkt zu tun. Nicht minder sind wir am Herzpunkt des Rosenstockschen Sprachdenkens, wenn er uns die tiefe Wahrheit des christlichen Credo neu vernehmbar macht oder, wenn er einsehen lehrt, daß die christlichen „Kardinaltugenden" sich unmittelbar aus unserem zeitlichen Wesen herleiten. Es mag der Andeutungen genug sein. Geschichte, Sprache, Zeit — drei Chiffren für geheimnisvolle Bezirke unserer menschlichen Wirklichkeit; gewiß aber nur dann dankbarem Vernehmen offen, wenn sie als Gottes gütige Geschenke verstanden werden!

Und die GÖTTERREDE, die wir den drei Gruppen anfügen? Sollte sie nicht in einiger Spannung stehen zu dem, was von dem christlichen Denker Eugen Rosenstock gesagt wurde? Es handelt sich um eine spontane Äußerung, die einem nach der Aufführung von Hölderlins „Empedokles" aus dem Augenblick heraus geborenen Wunsche entsprach. Worum geht es hier? Darum, daß für ein Denken, das mit der Fleischwerdung des Wortes Ernst macht, d. h. für ein Denken, das die Seele des Menschen im Miteinandersprechen der Menschen sich enthüllen sieht, mit dem platonisch-descartesschen Dualismus von Ausdehnung und Denken, von Leib und Seele, Sinnlichkeit und Vernunft es ein und für allemal zu Ende ist. Unsere herkömmliche Psychologie hält sich an die Unterscheidung der sogenannten seelischen Vermögen Vernunft, Wille, Gefühl oder an das Verhalten des Menschen zu den sogenannten lebensüberlegenen Werten. Beide Ansätze beruhen auf dualistischer bzw. dialektischer Denkgewohnheit. Eher noch lassen sich Unterscheidungen der modernen Psychoanalyse mit der im Sprachdenken wurzelnden Anthropologie in Einklang bringen, so freilich, daß nichts für die Versöhnung des Bewußtseins mit den unterbewußten Seelenregungen entscheidender ist als die Wirkung des Wortes in Anruf und Gebet. Auch hier geht es darum, daß der Mensch sein Wesen in der Zeit erfährt. Wir wandeln uns nicht nur in Epochen, sondern auch in Stimmungen. „Denn Gott hat uns ein leibliches Herz gegeben, und keine Wut gegen das Fleisch kann sich über diese Tatsache hinwegsetzen", so heißt es im „Atem des Geistes" (S. 267). Es könnte sein, daß in den Namen der Planetengötter, unter denen jeder einzelne eine ganze Gruppe von Erlebniskräften des Menschen vertritt, eine tiefere Weisheit steckt als in den modernen Unterteilungen des leiblich-seelisch-geistigen Gefüges, das der Mensch darstellt. Man lese darüber den großen Aufsatz über das „Zeitenspektrum"

aus „Heilkraft und Wahrheit“ nach. Wie dort im Anschluß an das „Paramirum“ des Paracelsus von 1521 die Lehre von den fünf Planetenschalen mit unserem menschlichen Gesundheitsempfinden in Beziehung gebracht wird, ist schlechthin überzeugend. Im christlichen Sprachdenken Eugen Rosenstocks geht es um die volle Anerkennung der INKARNATION, um Gottes und seines ewigen Wortes Leben und Wirken im Bereich der Leiblichkeit. Die Anerkennung der Mächte, die heidnische Erfahrung als Götter erlebt, ist zuletzt gebunden an die Zustimmung zu einem einzigen entscheidenden Satz: „Gott hat keine Antithesen geschaffen, wohl aber Grade der Lebendigkeit. Denn er ist nicht ein Herr der Begriffe, aber ein Herr über Leben und Tod.“

Bethel, Anfang März 1958.

Georg Müller

I. Die Geschichte ist ein Heilmittel der menschlichen Gesellschaft

DAS GEHEIMNIS DER UNIVERSITÄT

Magnifizenz, meine Herren Professoren, Kommilitonen!

Jenseits des großen Teiches muß jeder Redner mit einer Anekdote beginnen, bevor er ernsthaft werden darf. Wenn er Glück hat, so nimmt die kurze Geschichte den Kern seiner Rede vorweg.

Ein Student kam eines Dienstags in großer Not zu mir: „Mein Mädchen ist aus Boston, sie geht auch auf ein College. Nun will sie, daß wir beide Sonnabend in Boston vor ihren Vater treten und daß ich ihm sage, daß wir uns heiraten wollen. Der Vater ist ganz dagegen. Und ich muß diesen Sonnabend hier im Collegekonzert spielen. Wenn ich aber nicht reise, stehe ich als Feigling da." „Da fahr doch Donnerstag allein zu dem Vater!" „Ja, da schreiben wir doch eine Klausur hier." Ich sah ihn wohl etwas erstaunt an, denn er fuhr.

Nachher hat er mir erzählt, was geschah. Der Vater empfing ihn mit einem Schriftsatz, den er ihm vorlas. Alle Studenten wurden darin als gewissenlose Mädchenverführer abgekanzelt, besonders aber der Junge selber. Mein Student verzog keine Miene und fuhr in unser College zurück. Den Sonnabend drauf kam das Mädchen nach Hause, und der Vater sagte plötzlich: „Das ist ein wackerer Bursche; ich kann ihn ohne weiteres in mein Geschäft aufnehmen."

So viel kann der Unterschied zwischen Sonnabend und Donnerstag bedeuten; die zwei Tage vorzeitiger Gestellung, das Zerbrechen des Stundenplanes seiner Tagesarbeit und das Anhören aller Anklagen gegen ihn vor der Zeit haben diesem Jungen seine Braut errungen.

Die Universität, Kommilitonen, ist ein Versuch, donnerstags statt sonnabends zu hören. Das ist ihr einziger Unterschied von bloßen Schulen. In den Schulen hört man das Unvermeidliche, und das ist das, was jeden Sonnabend geschieht. Auf hohen Schulen aber wird die Souveränität in Anspruch genommen, donnerstags freiwillig zu hören, was wir uns Sonnabend oder Montag gezwungen anhören müssen.

Meine Herren Professoren, bitte sehen Sie mir diese kurze Geschichte nach. Ich habe sie nur erzählt, damit uns die Studenten von nun an willig zuhören. Mein Anliegen aber richtet sich natürlich an Sie. Wer vom Geheimnis der Universität redet, der muß sich ja wohl an die wenden, die dies Geheimnis vor dem Volk zu verkörpern scheinen. Alles Politische richtet sich an Erwachsene. Es ist ein großes Unglück, wenn man so tut, als könne man über diese Dinge zu Studenten reden. Sie werden sehen, daß ich da einen Unterschied mache. Vor Studenten kann man über alles reden, aber man muß erst einmal zu Erwachsenen reden, wenn man über politische Dinge wirksam nachdenken will.

Darum stelle ich meine Rede unter ein professorales Wort: „Amicus Plato, magis amica veritas." Ich drehe heute diesen Satz um. Ich spreche zu Ihnen

unter der weißen Flagge: „Amica veritas, magis amicus Plato." Die Wahrheit ist meine Freundin, aber die Wissenschaft beansprucht heute ein größeres Freundschaftsopfer, und der Name Platos steht ja für die Universität.

Wahrheit und Wissenschaft sind heute Feinde. Die Wissenschaft verleugnet so vieles, was wahr ist. In dem furchtbaren Zwiespalt zwischen der Wahrheit und der Wissenschaft bücke ich mich heute über die Wissenschaft und ihr fast erloschenes korporatives Leben und lasse die Leiden der Wahrheit einen Augenblick auf sich beruhen. Möge mir die große und ewige Wahrheit verzeihen, wenn ich in diesem Augenblicke von den kleinen und wandelbaren Formen der Wissenschaftlichkeit handle, die wir Universitäten nennen! „Amica veritas, magis amicus Plato" sei mein Motto. Nicht der Großartigkeit der Wahrheit, den großartigen Leistungen der Universität wende ich mich zu. Gehen wir zwei Jahrhunderte zurück, damals als Leibniz die Berliner Akademie der Wissenschaften gründete und die Puritaner in Amerika Yale University unter dem Motto „Lux et Veritas" gründeten. Man schrieb das Jahr 1702. Zum zweihundertjährigen Jubiläum der Universität Wittenberg schlug man eine Schaumünze. Auf der einen Seite dieser Münze sieht man den Kopf des Landesherren, auf der anderen Seite aber stehen Universitätsgebäude vor uns, über denen ein Band im Winde flattert, und auf dem Band steht hebräisch „Jehova".

Der Landesfürst von Gottes Gnaden schreibt also auf dieser Münze die göttliche Begnadung mit Geist nicht sich selber, sondern seinem Augapfel, der Landesuniversität, zu. Eine Schaumünze, werden Sie sagen, ein Jubiläumssymbol, was weiter? Aber an ihren Feiertagen sagen sich die Völker die Wahrheit, die sie über sich selber ausgerufen hören. Festtage verewigen. Aus der Flut des Geschehens werden die Ereignisse, die den Namen des Geschichtlichen verdienen, erst durch Feste herausgehoben. Diese Festtage stellen die Zuchtwahl dar, kraft derer aus Geschehen dauernde Geschichte seit Jahrtausenden geworden ist. Nur weil es den Hochzeitstag und die Geburtstage gibt, gibt es ein Familienleben. König Friedrich-Wilhelm III. hat sich gegen die Feier von Goethes Geburtstag gewehrt. Er sah darin eine Verfassungsänderung. In meinen „Europäischen Revolutionen" stellen sich die Nationen in ihren Feiertagen und Münzen selber dar. Als ein Freund von mir neulich in Berlin ausrief: „Architektur ist gefrorene Soziologie", da wurde er ausgelacht; aber auch ich habe in Ägypten diesen Winter in den Pyramiden und den Tempeln und Festinschriften wieder nachgelesen, wie Geschehen zu Geschichte erhoben worden ist, lange bevor es Professoren der Geschichte gab, durch den Kalender.

Dies alles habe ich angeführt, um der Schaumünze von 1702 den Charakter des Zufälligen zu nehmen. An den Feiertagen der deutschen Nation steht die Landesuniversität im Vordergrund. Sie erst verleiht dem Landesherren seinen Rang und seine Würde; ohne sie ist er ein Tyrann. Daß wir nicht übertreiben, zeige ein Gegenbeispiel. Es gibt eine Denkmünze des englischen Tyrannen

Heinrich VIII., die wie die Wittenberger Münze auf der einen Seite den Landesherrn abbildet. Aber auf der anderen Seite weht kein hebräisches „Jehova" über Oxford oder Cambridge. Nein, da stehen die Königsrechte auf hebräisch, griechisch und lateinisch! Für diese Anmaßung der königlichen „supremacy" ist Karl I. enthauptet worden. Die deutsche Universität hat also den Fürsten 400 Jahre das Leben gerettet. Denn ihr lag es ob, aus Hebräisch, aus Griechisch und Lateinisch ins Deutsche zu übersetzen. Von daher kam dem Fürsten seine Wissenschaft; von daher kam ihm auch sein Gewissen.

Die deutsche Universität bildet den Tyrannen Macchiavellis in jedem Geschlecht in den Fürsten mit seinen Räten um. Die von den Universitäten gebildeten Räte bilden das Wissen und Gewissen der Fürsten. Die Redensart „nach bestem Wissen und Gewissen" ist also gerade keine Redensart. Denn in der Form der universitätserzogenen Räte hat die Reformation aus Wissen und Gewissen eine Einrichtung des öffentlichen Rechts gemacht. Bethmann-Hollweg unter Wilhelm II. war vielleicht ihre letzte Verkörperung. Diese Institution des „besten Wissens und Gewissens" ist eine Institution, die so originell ist wie das englische Parlament. Sie hat den deutschen Beamtenstaat geschaffen. Sie ist der Kern des Staatsgebäudes, und von Wittenberg aus ist sie auf alle Staaten ausgestrahlt. In Harvard University auf amerikanischem Boden steht zum Beispiel eine Inschrift des Governors von Massachusetts aus der englischen Zeit, die nach gut Wittenberger Vorbild die Universität anweist, das Gewissen und Wissen der Regierung, ihre Räte, auszubilden. Die evangelischen Räte der Theologie und die Justizräte und Sanitätsräte, Kanzleiräte und Ökonomieräte lassen sich nicht trennen. Leider werden sie bei uns getrennt. Statt von dem öffentlichen Professor Luther hört das Volk nur von seinem privaten Gewissen, und in der Staatslehre lehrt man die Reihenfolge Macchiavell, Bodin, Hobbes... Die wirkliche Linie ist Luther und Melanchthon, Pufendorf und Thomasius, Wolff und Schloezer, Kant und Hegel, Schmoller und Wagner.

Wenn Hölderlin dichtete „An deinen Feiertagen, Germania, gibst wehrlos Rat du unter den Völkern", so hat der Tübinger Stiftler damit verallgemeinert, was die universale Leistung der deutschen Universität gewesen ist: Räte zu schaffen. Dank dieser nach „bestem Wissen und Gewissen" ratenden Räte ist Hitler nicht 1525 unmittelbar auf Macchiavell gefolgt. Die deutschen Fürsten sind nicht Anhänger Macchiavells geworden, sondern sie haben Luthers reiner Lehre angehangen. Erst 400 Jahre später hat die Universität ihre Zeugungskraft eingebüßt. Und diese Zeugungskraft bestand darin, aus dem Racker Staat eine gewissenhafte Obrigkeit zu machen. Die Schaumünze von 1702 gesteht, daß die Universität das Wissen und Gewissen des Landesherren organisiert, und dieses Wissen und Gewissen wird von der Universität ins Land gebracht. Wissen und Gewissen stehen im Gegensatz zu den Fürsten; denn die Fürsten sind angestammt, aber Gott inspiriert die Hochschule. Sie ist also von Gottes

Gnaden wie der Fürst. Man kann es aber noch genauer sagen: sie verkörpert das universale Konzil der Kirche an dieser bestimmten Stelle, damit das Land und der angestammte Fürst in der ökumenischen Wahrheit bleiben können. In Kursachsen trat der Rector magnificus, Magnifizenz, gleich hinter den Prinzen des königlichen Hauses ein. Der Vortritt, die praecedentia, des Leipziger Rektors ist der Niederschlag der Schaumünze ins Zeremoniell, ist gefrorene Soziologie. Sie sehen hier den Fürstenstaat des Luthertums in Reinkultur. Der König von Sachsen mußte auch jährlich in Leipzig Kolleg hören. In Berlin aber trat der Rektor erst hinter dem jüngsten Brigadegeneral in den Saal. Da haben Sie die geistige Leibgarde der Hohenzollern. Aber das ist nicht die echte deutsche Universität. Denn die präformiert als Organ der Kirche von Gottes Gnaden die Räte zum „Wissen und Gewissen" des Fürsten. Um zu präformieren, muß sie freilich jahraus, jahrein reformieren. Dieser Zusammenhang ist heute vergessen. Er ist aber das Geheimnis der Universität. Denn wie präformiere ich ein immer erst künftiges Gewissen des Staates?

Plötzlich enthüllt sich uns das Wort „Vorbildung", das wir so gerne vom Pfarrer und vom Richter und vom Arzt gebrauchen, als sehr zweideutig. Schulen bilden uns auf die schon bekannte Routine des Amtsschimmels vor; daran denken wir heute bei dem Wort Vorbildung. Aber Hochschulen bereiten uns auf die noch gar nicht erkannten künftigen Aufgaben vor. Zur Hohen Schule wird die Universität nur, wenn sie auf die noch nicht gemeisterte Zukunft vorbereitet.

Zur Präformierung des Menschen hat die Reformation der Kirche geführt. „Vorbildung" ist ja nur die Übersetzung von präformatio; aber die Hohe Schule geht auf eine Vorbildung durch Reformation aus. Wenn die Universität nicht reformiert, kann sie nicht präformieren. Die Universität ist der Zukunft des Landes vorausgeschaltet. Hier werden die ersten Menschen für die nächste Aufgabe vorausgebildet. Das amerikanische College ist als Nachbildungsanstalt konzipiert worden, die Universität aber als Vorausbildung der nächsten zu berufenden Ratgeber des Landes, aus dem Geiste der universalen Wahrheit. Wie die Konzilien die Kirche an Haupt und Gliedern reformieren sollten, so kündigt die Universität Reformen an, und die Räte führen sie aus. Darum hat sie etwas Vorauseilendes, deshalb kündigt sie Vorlesungen an, so oft sie als Universität wirkt; umgekehrt hat sie jedesmal etwas Schleppendes und Zuspätkommendes, wenn sie bloß als Schule funktioniert. Aber unsere Vorrechte haben wir Professoren nur empfangen, weil man uns die Kraft zur Vorausbildung zuschrieb. Wir müßten unserer Privilegien verlustig gehen, wenn wir die echte Vorausbildung nicht mehr leisteten. Deshalb gibt es eigentlich nirgends in der Welt heute eine Universität. Bevor ich hierher kam, druckte ich in der Universitätszeitung den Satz: „Es gibt heute keine Universität." Das stand in der Göttinger Universitätszeitung vom 1. März 1950. Damit habe ich zwar mein Gewissen salviert; aber niemand hat daran Anstoß genom-

men, denn die Menschen der Universität haben heute Wichtigeres zu tun. Sie müssen sich selber retten, und sie müssen andere retten. Alles droht zu versinken, Bücher, Ostflüchtlinge, Gehälter, Wohnungen, Studenten, Examina, wer hätte da Zeit, die Universität selber zu retten? Wer hätte da Lust, meiner These: Es gibt heute keine Universität, entgegenzutreten?

Dabei leiden alle unter der Verwechslung der beiden ganz entgegengesetzten Begriffe, die in dem Wort Vorbildung stecken. Das Examenswesen droht die Studenten zu bloßen Arbeitnehmern zu machen. Als ich studierte, da dachte ich, ich sei der Arbeitgeber meiner Professoren; ich schwänzte. Dann konnten die Professoren nicht arbeiten. Studenten können nämlich nicht streiken. Beim Generalstreik in Leipzig Anfang 1919 habe ich diese Wahrheit als heimkehrender Dozent gegen Exzellenz Wach verteidigt. Wach glaubte aus Angst vor den Arbeitern, die Studenten sollten mitstreiken; die Studenten aber wollten, daß wir Professoren für sie arbeiten. Wenn Studenten fürs Examen büffeln, müssen sie nicht glauben, daß sie studieren. Liebe Kommilitonen, es ist doch bloß büffeln. Scherz beiseite! Wie kann ein Geist von Gottes Gnaden durch Jahrhunderte den Tatsachen vorauseilen und die Beamten des Kommenden vorausbilden? Hier oder nirgends muß das Geheimnis der Universität selber zu finden sein. Wer präformiert, muß offenbar selbst unausgesetzt präformiert werden. Ich will Ihnen daher noch vor der Pause das gewisse Etwas verraten, das die deutschen Universitäten vor denen aller anderen Nationen voraus hatten, und ich will an Beispielen des 19. Jahrhunderts erweisen, wie dank dieses gewissen Etwas wirksam vorausgebildet worden ist. Alsdann kommen wir zu einem neuen Ansatz, zum experimentum crucis. In Nordamerika gibt es keine Universitäten als Vorbildner. Und ich möchte Ihnen zeigen, wie ein Volk ohne Universität seine Geschichte durchlebt. Die Vereinigten Staaten sind in jeder einzelnen Not ihrer Geschichte genau umgekehrt verfahren wie die deutschen Staaten. Die Amerikaner stehen bisher in dialektischem Gegensatz zu dem deutschen Geist der Bildung. Um diese amerikanische Denkweise sollten Sie wissen. Wenn Sie das wissen, dann werden Sie begreifen, daß erst in dem zweiten Weltkrieg Amerikaner und Deutsche synchronisiert worden sind. Der Unterschied zwischen beiden in Sachen Bildung ist heute nicht mehr erschütternd. Erschüttert ist aber die Stellung der Universität. Wir hätten also keine Liebe für Plato, keine Liebe für die Universität, würden wir uns nur um die Wahrheit kümmern. Deshalb werde ich nach den amerikanischen Belegen noch zu sagen haben, oder zu fragen haben: Kann die Universität auferstehen? Läßt sich das Geheimnis der deutschen Universität so verwandeln, daß wir wieder Zeit gewinnen? Können wir der feststehenden Zukunft Stalins eine freie oder doch vorausgebildete Zukunft gegenüberstellen? Muß der jeweilige Tyrann die künftigen Tyrannen drillen, oder können Lehrer die künftigen Führer ankündigen? Ist Luthers Sieg über Macchiavell heute unmöglich?

Das sind also vier Punkte, erstens das Geheimnis der Universität, zweitens seine Bewährung in der Vergangenheit, drittens das Fehlen des Geheimnisses in Nordamerika, viertens die neue Form des Geheimnisses in der Zukunft. Denn nur um der Zukunft willen wird gesprochen und gelehrt. — — —

Ich erblicke das Geheimnis der früheren deutschen Universitäten im Privatdozententum. Den deutschen Privatdozenten hat es nur in den sechs Königreichen der deutschen Konzilsnation von Basel bis Budapest, von Köln bis Dorpat, von Kopenhagen bis Graz gegeben. Ich selber bin dieser unglückliche und komische Typ des Privatdozenten in Reinkultur. Daß ich einmal in Deutschland Ordinarius gewesen bin, meine Herren, das ist den meisten von Ihnen bekannt. Aber niemand von Ihnen weiß, daß ich einen Rekord im Privatdozieren aufgestellt habe. Ich habe mich dreimal in meinem Leben habilitiert: Einmal an einer Universität, nämlich 1912 in Leipzig, einmal an einer technischen Hochschule, nämlich in Darmstadt 1923, und einmal 1933 in Harvard College, wo ich der erste und einzige Privatdozent dieser Universität, ja ganz Amerikas, bis heute geblieben bin. So will ich auch heute hier als Privatdozent sprechen. 1912 sprach ich über die Landesherren, 1923 über die vier Fakultäten, 1934 über die Revolutionen. Heute spreche ich über alle drei.

Lange bevor jeder Deutsche Reserveoffizier werden wollte, träumte er davon, Privatdozent zu werden. In Amerika, England und Frankreich aber hat man Instructors, Agrégés, Adjoints, Assistenten, Tutors, aber den Privatdozenten kann man diesen Völkern überhaupt nicht einsichtig machen, denn in diesen Ländern hat die Universität nie die öffentliche Bedeutung wie in Deutschland erlangt. Dort beschleunigten die Wahlen das Gemeinschaftsleben. Aber in Deutschland ist die Beschleunigung der staatlichen Reformen durch die Privatdozenten erzwungen worden, denn damit ist es gelungen, die Zeitspanne der natürlichen Generation, dreißig Jahre also, auf etwa fünfzehn oder zehn Jahre geistig zu komprimieren. Die Privatdozentur war der Kompressionsmotor, dank dessen die Universität den Ereignissen um fünfzehn Jahre vorauslaufen konnte. Sie gewann einen zeitlichen Vorsprung. Die Universität hat ihr bloßes Nachdenken als Schule immer dann überwunden, wenn ein Privatdozent die Professoren zwang, noch bei Lebzeiten eine erst hinter ihnen her sich auftuende Frage ganz ernst zu nehmen. Denn ein Privatdozent sagt schon öffentlich, was die Ordinarien erst ganz privatim denken. Damit trat das notwendige Element der geistigen Überraschung in die Schule ein. Der Privatdozent hat die Aufgabe, das geistige „Halt, wenn die Karriere geschlossen" bei seinen Ordinarien zu bekämpfen. Die meisten Privatdozenten wollen so schnell Professoren werden, schon ihrer Frauen wegen, daß sie die bleibende Bedeutung des Privatdozenten sich nicht gerne überlegen. Wenn man aber zweimal aus einem Professor wieder ein Privatdozent wird, dann kommt man auf andere Gedanken. Als Privatdozent habe ich dreimal das volle wirt-

schaftliche Risiko meines Daseins getragen. In Harvard habe ich nicht einmal Kolleggelder empfangen. Ich war niemals Assistent, ich empfing keinerlei Subvention, ich konnte verhungern, aber ich konnte krähen. Wenn man dem Universitätsgewaltigen Althoff einen Privatdozenten zu früh zum Professor machen wollte, dann sagte er abwehrend: „Vögel, die satt sind, singen nicht." Die Privatdozenten sangen. In Amerika gibt es massenhaft Instructors; die werden nach zwei, drei Jahren schon entweder befördert oder entlassen. Dort hat also niemand die biographische Ewigkeit des deutschen Privatdozenten. In zwei kurzen Jahren müssen vielmehr diese Instructors sich die Billigung der Fakultät erwerben. Sie werden auch nicht woanders hin berufen. In ihrer Todesangst produzieren sie also Bücher, die den Zeitgenossen sofort zusagen. Auch helfen sie den Professoren in den Vorlesungen und lehren selber nur im Rahmen eines von der ganzen Fakultät und der Verwaltung vorweg genehmigten Vorlesungssystems. Damit wird der junge Dozent in Amerika zum Anhängsel der bestehenden Ordnung. Wenn der deutsche Privatdozent etwas taugte, so lehrte er etwas den Ordinarien Entgegengesetztes. Vielleicht noch wichtiger, er stellte auch die bekannten Wahrheiten durch die Benennung seiner Vorlesungen, eben durch ihre Ankündigung, in einen neuen Zusammenhang. Und wenn die Universität lebte, wurde er gerade daraufhin berufen. Es war eine Unehre, daß der Privatdozent Arthur Schopenhauer nie berufen worden ist. Diese Unehre ist oft vorgekommen, aber doch nicht so oft, wie man annehmen sollte. Denn hatte einer mal das Recht zu krähen erhalten und taugte er etwas, so ist er in vielen Fällen trotz des Gegensatzes weitergekommen.

Was bedeutete aber dieser Gegensatz? Mit 24 Jahren habe ich ein Seminar zum Strafrecht des Mittelalters gehalten. In ihm hielt ein 20jähriger Student ein Referat über Verließe und Gefängnisse. Sechs Jahre später war dieser selbe Mann Privatdozent, und mit 28 Jahren Ordinarius, und zwar auf Grund eines Buches über Verließe und Gefängnisse. Er stand infolgedessen auf seinem Katheder dank einer zeitsparenden und ganz unnatürlichen Dialektik. Er hatte in meinem Seminar bereits viele Dinge gehört, an welche die damals Fünfzigjährigen nie gedacht hatten. In dreißig Jahren wurden also die dialektischen Gedanken dreier Generationen durchlebt. Ähnlich liegt es ja zwischen Marx und Hegel. Diese beiden haben nicht etwa nur die Dialektik entdeckt, sondern sie haben selbst die Dialektik einer Halbgeneration verkörpert. Das Unglück damals ist nur gewesen, daß die Dialektik zwischen Hegel und Marx nicht mehr der Universität zugute gekommen ist. Gerade deshalb erwähne ich dies hier. Denn ansonsten hat der Privatdozent einen erfolgreichen dialektischen Eingriff in den bloß natürlichen Zeitlauf dargestellt. Die Privatdozentur ist eine absichtliche Verfrühung der Gegensätze. Durch sie wurde der Pflanzstätte der Vorzubildenden selber die Präformation angetan. Den Ordinarien wurde der Privatdozent auferlegt, um ihre End-

gültigkeit zu überwinden. Als Hegel und Marx die Dialektik angeblich entdeckten, war sie bereits längst eine soziologische Tatsache. Überhaupt hat die Struktur der deutschen Hochschule den deutschen Geist präformiert. Stillschweigend ist diese Struktur immer als normal vorausgesetzt worden; ich will das an einem Beispiel zeigen. Kants kategorischer Imperativ: Handle so, daß dein Handeln zur Richtschnur aller werden kann, ist so, wie er dasteht, unmöglich. Denn er macht aller selbstvergessenen Liebe ein Ende. Lesen wir aber den Kantschen Satz nicht wie er dasteht, sondern wie Kant dastand, nämlich auf dem Katheder, dann liest er sich: Lehre so, daß deine Lehren universale Lehren werden können. Sobald wir für das Wort „handeln" das Wort „lehren" einsetzen, ist alles in Ordnung. Der deutsche Professor handelte eben dadurch, daß er lehrte. Jedes einzelne Katheder trägt die Lehren des universalen Kirchenkonzils in alle Lande. Nun verstehen Sie, warum Katharina von Rußland bei jeder ihrer Handlungen fragte: Was wird Schloezer in Göttingen dazu sagen? Weil Kants Handlung das Lehren war, hat sich alles andere Handeln von ihm so gräßlich verallgemeinern lassen müssen. Lehren heißt nämlich seit dem Apostel Paulus, die bereits gelebte Wahrheit verallgemeinern. Paulus hat uns vor dem Idealismus gerettet. Nicht die Idee, sondern die gelebte Wahrheit soll Wissenschaft werden. Werte sind eben nicht Ideen, sondern werden von Vorfahren verkörpert; sie sind einverleibtes Leben.

Ich lenke zurück. Weil also der Privatdozent die Seelenachse des Gewehrs war, mit dem der deutsche Geist in die Zukunft schoß, deswegen ist das prophetische, vorausdenkende Element ins deutsche Nachdenken gekommen. An sich sind doch Nachdenken und Vorausdenken ein Widerspruch. Carl Spitteler hat die Brüder Vorgedacht und Nachgedacht als Epimetheus und Prometheus besungen. Die List der Privatdozentur besteht aber gerade darin, den nachdenklichen Typ durch die Verfrühung zum Träger des Vorausdenkens zu berufen. Geistesgegenwart haben die deutschen Gebildeten nicht besessen. Aber sie haben sowohl vorausgedacht wie nachgedacht. „Denke nur nach, aber tu es so frühzeitig, daß die Früchte deines Nachdenkens noch auf den Gang der Ereignisse einwirken können." Was für ein Paradox das auch sein mag, in der deutschen Politik hat es sich vierhundert Jahre lang bewährt. Vier Jahre nachdem Professor Luther seine Thesen anschlug, hat der eine halbe Generation jüngere Melanchthon die Laienerziehung durch seine „loci communes" geordnet.

Und von Kant bis Schmoller hat die Kathederweisheit die Deutschen viermal über einen Bruch hinweg gerettet. Das einfachste Beispiel sind die Kathedersozialisten. Ihnen verdankt Deutschland die Sozialgesetze von 1881—1896. Diese Gesetze sind in den USA erst von 1933—1947 ergangen. Dabei ist die Industrie auf deutschem und amerikanischem Boden genau gleich alt. Weshalb liegen denn die entsprechenden Gesetze um volle 50 Jahre auseinan-

der? Ist das nicht ein Thema zum Nachdenken, zum vorausbildenden Nachdenken?

Wie kam es zur Sozialpolitik? Indem ein paar Privatdozenten in den sechziger Jahren sich nicht mehr mit dem englischen Vorbild der Fabrikgesetzgebung zufrieden gaben, sondern auf eigene Faust der Arbeitsnot nachsannen. Nach etwa sieben Jahren gründeten sie 1872 den Verein für Sozialpolitik, und nach ungefähr 15 Jahren hatten genügend künftige Regierungsräte bei ihnen studiert, um die neuen Gesetze als selbstverständliche Gerechtigkeit auszuarbeiten. Durch 15 Jahre bis zu den Krankenkassen von 1896 hat dieser Siegeszug des verfrühenden Kathedersozialismus angehalten, den Liberalen ein Ärgernis und den Sozialisten eine Torheit. Es war der christliche Geist der Reformation in der Form der Universität, der Präformation der künftigen Räte des Herrschers. Ähnlich verdankt es Deutschland Kants Philosophie, daß es die französischen Ideen von 1789 durch den Geist der Reformer statt durch die Axt der Guillotine durchführte. Ohne Kant ist die Pflichterfüllung der preußischen Beamten bei den von oben kommenden Reformen nicht zu denken. Aber auch Hegels Funktion wird nun deutlich. Nicht auf der Hegelschen Linken oder auf der Hegelschen Rechten sehe ich seinen Erfolg, sondern darin, daß mein Vorfahr 1848 naiv dichtete: „Freiheit und Gleichheit soll'n existieren / und der König von Preußen soll weiter regieren." Das steht bei Hegel. Nur dank ihm ist es 1848 zum Erbkaiserplan gekommen. Er hat die deutschen Republikaner zum Verständnis der Monarchie umgebildet. Durch ihn hat sich die deutsche Universität mit dem preußischen Staat ausgesöhnt. So hängt das Professorenparlament selber mit der Studienzeit seiner Professoren zusammen. Von 1865 bis 1867 war es gerade umgekehrt. Damals hat Bismarck das Erbe der nationalen Professoren von 1848 im Reichstagswahlrecht vollstreckt. Die Teilung von Lehre und Macht mag schuld daran sein, daß wir dieses Schaltwerk zwischen Präformatio und Vollstreckung nicht lehren. Kant vor 1789; Hegel vor 1848; 1848 vor Bismarck I; Schmoller und Wagner vor Bismarck II sind alle bekannt, aber den präformatorischen Charakter der Universitäten haben die Universitäten selber verkleinert. Und doch wäre der erste Bismarck ohne die Lehre der Professoren der Paulskirche 15 Jahre vor ihm nur ein Ärgernis, und die Kathedersozialisten wären ohne den zweiten Bismarck 15 Jahre später nur eine Torheit.

Es gibt noch viel mehr Beispiele erfolgreicher Präformierung. Im Weltkrieg ist dann die Tragik dieser Vorschaltung an den Tag gekommen. Da hat sie nämlich noch funktioniert, aber ohne Sinn. Im Jahre 1913 schloß das Buch eines Berliner juristischen Professors: „Der Sinn des Staats ist der siegreiche Krieg." Das steht schon 1896 bei Treitschke: „Der Staat ist das Volk zu Schutz und Trutz." Und jauchzend gingen daraufhin zwei Millionen Kriegsfreiwillige in den Tod. Siegen wollen haben die Soldaten auch im zweiten Weltkrieg. Leider hatte dieser Lehrsatz nur einen Fehler. Er gab die Lehr-

grundlage der deutschen Katheder preis, nämlich ihren Ursprung aus dem Konzil. Denn die Wahrheit der deutschen Universität stammte aus der universalen Menschheitsbestimmung aller ihrer Lehren. Also konnte der Staat, in den unsere Katheder aus der Kirche hineinragten, nur als gerechter Teil einer Friedenswelt reformiert werden. Sonst verlor die Stimme Gottes auf der Münze von 1702 ihren Sinn. Deshalb war der Reichskanzler Bethmann-Hollweg ein echter Rat. Denn er nannte Unrecht Unrecht, aber die Lehren Erich Kaufmanns oder die Lehre der kleindeutschen Historiker oder Ernst Haeckels haben die Grundlage der deutschen Wissenschaft preisgegeben. Diese Grundlage war das Gelöbnis, die Filiale der Konzilien der ewigen Wahrheit zu sein und so die Staaten zu verhindern, Räuberhöhlen zu werden. Nicht der Sieg, sondern das Recht prägt den Staat. Lassen Sie uns nun aber einmal zusehen, wie ein Volk ohne Universität, das heißt ohne Vorausbildung seiner künftigen Staatsmänner, die Geschichte im 19. Jahrhundert blind durchlaufen hat und doch Gerechtigkeit hat üben können.

II

Um das bekannteste Beispiel amerikanischer Hochschullosigkeit brauche ich vielleicht nicht viel Worte zu verlieren. Denn es ist wohl auch Ihnen bekannt, daß man in Amerika die Geschichte nicht nach dem ersten Weltkrieg datiert, sondern man sagt: before or after the great depression. Denn diese Umschichtung der Vermögen ist in Amerika zwischen 1929 und 1933 vor sich gegangen. Dies Ereignis und seine Folge, der New Deal, steht hell im Vordergrund des Bewußtseins. Und doch ist die depression nur das Ereignis, in dem sich die Folgen des Weltkrieges endgültig Gestalt gegeben haben. Indessen ist der erste Weltkrieg aus dem Bewußtsein verdrängt. Damals ist man so schnell wie möglich nach Hause zurückgekehrt und hat trotz der einsamen Warnungen Woodrow Wilsons zur Normalität von 1913 zurückgestrebt. Dies Normaljahr von 1913 aber rechnete mit der Neuen und mit der Alten Welt als mit zwei moralisch getrennten Welten. Walter Page hatte ein Jahr vor dem Weltkrieg von London aus an Wilson den kommenden Brudermord Europas vorhergesagt; als Selbstmord Europas ist daher der erste Weltkrieg aus der amerikanischen Geschichte ausgeklammert worden und steht nicht mehr im „universe of discourse" der amerikanischen Entwicklung. So ist es aber mit den größten Ereignissen der amerikanischen Geschichte bestellt. Jedesmal hat man nach 15 Jahren ungefähr sich plötzlich vor einer Krise gesehen und hat den Zusammenhang dieser Krise mit ihrer Ursache abgeblendet. Die Ursache, so kann man geradezu sagen, ist jedesmal untergetaucht oder versenkt worden. Ich gebe eine Liste dieser auffallenden Zertrennungen. (Ausführlich dargestellt in meinem „Out of Revolution, Autobiography of Western Man", New York 1938, im Kapitel: The Americans.)

Die Gründung der Vereinigten Staaten wird an jedem 4. Juli seit 1776 feierlich begangen. Ich habe den Tag gestern in Frankfurt am Main mitbegangen. Ich habe an ihm in unserer Dorfkirche in Vermont gepredigt*). Da fangen die Geschichtsbücher meistens sogar erst richtig an. Und doch ist die Unabhängigkeit Amerikas zwischen 1756 und 1763 begründet worden, weil damals unter Teilnahme George Washingtons die Franzosen aus Kanada vertrieben wurden. Seitdem brauchten die Kolonien den Schutz Großbritanniens nicht länger.

Das zweite Beispiel: Die Amerikaner haben von den Franzosen in dem sogenannten Louisiana purchase mehr als ein Drittel ihres Gebietes, nämlich die Territorien von 13 heutigen Staaten der Union, erworben. Im Krieg gegen England von 1812 bis 1815 wurde hier noch gekämpft, während an der Ostküste schon der Friede geschlossen war. Der Führer in diesem westlichen Kampfe war Andrew Jackson. Trotzdem datiert man die Jacksonian democracy erst auf seinen Regierungsantritt im Jahre 1829. Damals sind die Reste der guten Familien der Ostküste aus der Regierung geworfen worden, damals wurde das spoil system eingeführt, das die Ausbildung einer Bürokratie für ein Jahrhundert hintangehalten hat. Von Andrew Jackson weiß jeder, aber eben erst nach 1829.

Und nun zu Lincoln. Von Abraham Lincoln weiß jedermann, daß er die Emanzipation der Sklaven hat durchführen müssen. Der Krieg zwischen den Staaten, in dessen Verlauf die Neger befreit worden sind, läuft von 1860 bis 1865. Aber das erregende Moment, der mexikanische Krieg von 1845, ist wenig bekannt. Damals wurde bereits die Frage gestellt, ob die den Mexikanern abgejagten Gebiete auf die Seite der freien oder der sklavenhaltenden Staaten treten sollten. Und diese entscheidende Frage wurde einfach von 1845 bis 1860 immer wieder unbeantwortet gelassen, obwohl sie im ersten Augenblick gegeben war. Die „Guten" in USA waren gegen den Mexikanischen Krieg. Er war unpopulär bei allen Gebildeten.

Jedesmal handelte es sich bei dem erregenden Moment oder der Ursache um einen Krieg, und bei der Folge 15 Jahre später um ein innerpolitisches Ereignis. Wenn man nun das innerpolitische Ereignis hoch emporhebt und den Krieg 15 Jahre vorher tief versenkt, dann spiegelt sich ihre Geschichte auch bei den ehrlichsten Amerikanern als die eines friedlichen Volkes. Die Kriege haben niemals zusammen mit dem Gegner verarbeitet werden müssen. Die Franzosen von 1763, die Briten von 1815, die Mexikaner von 1845 und die Deutschen 1917/18 blieben weit entfernt. So geschah ihnen kein Unrecht. Die Amerikaner dürstet aber nach Gerechtigkeit. Jeder Amerikaner weiß, daß Gerechtigkeit ein Volk erhöht. Er weiß aber auch, daß kein Staat die Gerechtigkeit verkörpert, es sei denn, jeder handle wie die „founding fathers", als

*) The Law of Liberty, Vermont 1942.

der Neugründer des Staates. So blickt er nach innen. Innen sind die Krisen des Rechts durch kühne Kämpfer ums Recht gemeistert worden, Kämpfer, deren Typ in Deutschland unbekannt ist, da sie weder vom Michael Kohlhaas noch vom Sekretär Wurm Züge tragen.

Nach der russischen Revolution von 1917 ist keine Professur für Russisch an einer amerikanischen Universität eingerichtet worden. Heute verspürt man überall drüben den Mangel an russischen Sprachlehrern und Sachkennern. Außenpolitik wird in den Vereinigten Staaten eben erst heute ernst. In dieser Hinsicht hat der zweite Weltkrieg zum Nachexerzieren gezwungen. Der ganze Westen steht heute vor der Tatsache, daß die Russen einen Vorsprung haben, nicht in der politischen Wirklichkeit, aber im politischen Blick. Die Russen sehen nämlich in Weltkrieg I und in Weltkrieg II ein und dasselbe Ereignis. Hingegen ist der zweite Weltkrieg in Amerika und in Deutschland mit stärkster Betonung als ein Ereignis hingestellt worden, in dem alles anders liege als im ersten Weltkrieg. Der Name Wilson ist vom Präsidenten Roosevelt nie in den Mund genommen worden. Aber die Fehler Wilsons standen Tag und Nacht vor seinem Geist. Entsprechend scheint in Deutschland von Ludendorff im zweiten Weltkrieg nicht die Rede gewesen zu sein. Damit verlor man aber den Zusammenhang. Und wer den Zusammenhang verliert, der verliert Zeit. In Wirklichkeit sind die beiden Weltkriege ein einziges Ereignis, das geflissentlich, während es geschah, als zwei total verschiedene Ereignisse aufgefrisiert wurde.

Nun gilt es Zeit zu gewinnen. Wo die Zeit gewonnen wird, da wird die Hochschule sein. Inzwischen ist die Privatdozentur kraftlos geworden. Die kommenden Gelehrten haben kein Vermögen. Sie wollen aber auch innerlich nicht warten. Und das verdunkelt die Augen derer, die auf die Hochschule blicken. Das Interesse konzentriert sich entweder auf die Studenten oder auf die Professoren. Aber Zwanzigjährige sind zu jung, und Fünfzigjährige sind zu fest, um von diesen beiden Gruppen allein eine Beschleunigung erwarten zu können. Wir brauchen heute eine andere Struktur, um wieder einen Vorsprung zu gewinnen. Der einzelne Privatdozent wird diesmal die Aufgabe nicht lösen können. Vielleicht muß daher das Verhältnis von Prometheus und Epimetheus umgestülpt werden. Wie wäre es, wenn wir das Verhältnis von Vorsprung und Nachdenken einmal anders, nämlich umgekehrt, organisierten? Der Erwachsene, der lernt, hat schon gelebt. Er bemächtigte sich also seines Lebens, indem er nachdenkt. Läßt sich nun methodisch nachweisen, daß im Leben der Erwachsenen bereits ein Stück Zukunft steckt, dann läßt sich ein neuer Kompressionsmotor des Denkens erfinden.

Die moderne Wissenschaft lebt von der Fiktion, daß die Vergangenheit besser bekannt sei als die Zukunft, und daß die Natur sicherere Daten liefere als die Gesellschaft. Deshalb gilt ein von der Zukunft her gespeistes Denken als unwissenschaftlich. Im Jahre 1932 hat Herr Nicolai Hartmann eine philo-

sophische Aussprache über die Rolle der Philosophie herbeigeführt, die mir neulich in Form des gedruckten Berichts vor Augen kam. Die Tagung ist durchzittert von dem unterirdischen Grollen der heraufziehenden neuen Gewalt. Aber an keiner Stelle der Diskussion wird das zugestanden. Es ist dort diskutiert worden, als habe unser menschliches Leid oder unsere menschliche Angst gar nichts damit zu tun, daß wir nach der Wahrheit suchen. Sie haben hier die vollkommenste Gleichsetzung von Wahrheit und Wissenschaft. Die Wissenschaft allerdings, weil sie ja nur verallgemeinert, was dem Leidenden als Wahrheit aufgegangen ist, darf sich nicht auf die Politik berufen. Hingegen sind die großen Philosophien, welche in jeder Generation die Universitäten umorganisiert haben, alle aus dem Leid, und zwar genauer aus dem Kriege, entsprungen. Schon Henrik Steffens hat darauf hingewiesen, daß die Philosophen den Anlaß zu ihrer Philosophie verdrängen, er aber wolle ihn aufdecken (siehe meine Biographie in Schlesische Lebensbilder, IV, 1931). Es gibt keine Geschichte der Philosophie so, als ob ein Philosoph auf den vorhergehenden Philosophen im Schulraum geantwortet habe. Descartes entstammt dem 30jährigen Krieg. Er ist der ewige Privatdozent des 30jährigen Krieges geblieben. Kant wird Philosoph nach dem Siebenjährigen Krieg. Schopenhauer kommt auf den Schlachtfeldern Napoleons zum Nachdenken. Friedrich Nietzsche ist im deutsch-französischen Krieg über seine bloße Philologie hinaufgezwungen worden. Die Kriege aber sind Teile der Zukunft, die in dem darauffolgenden Frieden erst noch an den Tag gelegt werden müssen. Denn sie bringen ja unerhörte Leiden. Alles Unerhörte aber gehört in die Zukunft. Im Krieg zerfällt die jeweilige Gegenwart des vorigen Friedens. Es gibt nur Zukunft und Vergangenheit in Natur und Krieg.

Die methodische Frage kann also gar nicht so lauten wie bisher. Niemals bestimmt die Vergangenheit die Lehre. Was wir heut hier lehren, meine Damen und Herren, hat überhaupt nur Sinn, wenn sich das Gelehrte im Jahre 2000, das heißt, wenn unsere Studenten 70 Jahre alt sind, noch bewährt. Ich lehre „Die Ordnung von 1100 bis 2000", weil das Jahr 2000 schon in meinem Hörsaal sitzt. Wir wollen aber sogar, indem wir lehren, etwas den Studenten beibringen, was sie noch ihren Enkeln weiterzusagen haben. Im Lehren wird also der Gelehrte zum Ahnherrn seiner Urenkel. Dazu bedarf er einer ständigen Selbstreinigung. Denn er muß sich hüten, seine vorübergehenden Gedanken auf dieselbe Stufe zu stellen mit der Wahrheit, die durch die Jahrhunderte immer wieder gelehrt werden muß. Seitdem die Frauen studieren, ist das besonders deutlich. Denn wenn eine Mutter entscheidet, ob ihr Kind beten soll oder nicht, entscheidet sie über die Zukunft des ganzen Geschlechts. Einem Kinde darf man nur das sagen, was so wahr ist, daß das Kind es dereinst seinen eigenen Kindern unbedingt weitersagen muß. Vergleichen Sie die Kommunistin, die in der Parteischule fanatisiert wird, mit der Studentin, die wir uns als unsere beste Schülerin wünschen müssen, dann sehen Sie mit einem

Schlage, daß die Zukunft in beiden Fällen die entscheidende Tatsache unserer eigenen Existenz ist. Es gibt freilich zwei verschiedene Zukünfte. Die eine kommt dadurch zustande, daß der heutige Herrscher die Zukunft bestimmt. Da haben Sie die Parteischule. Die andere kommt dadurch zustande, daß sich zwischen der Führung von heute und der Führung von morgen die Lehre einschaltet. Durch sie wird der Führer von morgen von dem Führer von heute unabhängig.

Neben den Frauen, welche die freie Zukunft verkörpern, stehen die Erwachsenen, welche das schon erlittene Leid verkörpern, also die Fragen, die künftig beantwortet werden müssen, stehen in jedem Richter, in jedem Lehrer, in jedem Arbeiter, in jedem Unternehmer bereits vor uns. „Du kommst in so fragwürdiger Gestalt", muß man jedem Spezialisten zurufen. Statt des Privatdozenten gehören mithin die unter dem herrschenden Regime leidenden Erwachsenen in den Rahmen der Universität, damit die Lehre die Zukunft befreien kann. Sie wissen alle, daß unsere kriegsteilnehmenden Studenten uns eine Weile aus der Verlegenheit geholfen haben, die darin besteht, daß man vom Leide nur in Gegenwart der Leidenden vernünftig sprechen kann. Vor den Studenten ja, zu den Studenten nein, kann man von den Fragen der großen Politik reden. Der methodische Irrtum der letzten 60 Jahre besteht gerade darin, daß man das nicht hat wahrhaben wollen. Als aber Heinrich von Treitschke vor den Berliner Studenten Politik vortrug, da hat er gar nicht doziert; obwohl er die Wahrheit in vielem sprach, war er methodisch doch bloß ein Demagoge. Denn Politik kann nur in Gegenwart der schon leidenden, schon verantwortlichen Gemeindemitglieder gelehrt werden.

Man trägt sich ja wohl augenblicklich mit dem Gedanken, in Deutschland Professuren für Politik einzurichten. Aber, meine Herren, ich spreche hier zu den Mitgliedern der Universität über die Universität, wenn auch vor den Studenten. Nur das hat Sinn; denn nur das führt über die Examina und das Berechtigungswesen und über die unwichtigen und willkürlichen Themen unserer wissenschaftlichen Forschung hinaus. Nur im Widerspruch der Mitglieder zeigt sich der Wert, die Wichtigkeit, die Dringlichkeit und die Fruchtbarkeit eines wissenschaftlichen Anliegens. Ich erwarte mir heute nicht Ihren Beifall, aber Ihre Gegenwart. Denn nur dank der Gegenwart Erwachsener kann sich die Hochschule in ihrer Vermittlerrolle zwischen Genius und Routine behaupten. Die Wissenschaft ist ja doch ein Mittleres zwischen Gottes Wahrheit und Alltagsnutzen. Neulich schrieb ein Professor der Medizin: „Es kann nicht länger bezweifelt werden, daß Säuglinge mütterliche Pflege brauchen." Dieser Professor hatte den Verstand verloren. Er hatte vergessen, daß Wissenschaft eine untergeordnete, nämlich nur die allgemeine Form der Wahrheit ist. Der Ursprung der Wahrheit stammt also nicht aus der Wissenschaft. Sondern die Wissenschaft ist lehrbare Form der Wahrheit. Sowie sich die Wissenschaft für die Quelle der Wahrheit ansieht, wird sie wertfrei und wertlos. Dem entgeht

die Wissenschaft, wenn sie sich der Gegenwart von Erwachsenen aussetzt. Denn in jedem Erwachsenen lebt Wahrheit auch ohne Wissenschaft. Hier in Göttingen war ich leider nur auf Studenten angewiesen; deshalb bin ich wenigstens auf eine Woche nach Berlin gegangen und habe dort eine Professorenaussprache gelenkt. Das war in der Hochschule für Politik. Es ging mir darum, durchzukämpfen, daß jeder einzige Krieg mit einer Strukturveränderung der Universität beantwortet werden muß. In Paris wurde 1871 der Sturz Frankreichs mit der Gründung einer politischen Hochschule beantwortet. Das hat man 1919 in Berlin nachgeahmt, denn der Gründer war nationalliberal und wollte auch von dem ersten Weltkrieg nur den Teil sehen, kraft dessen er noch ein nationaler Krieg heißen konnte. Ich selber habe nach 1918 fünfmal versucht, den Weltkrieg als Weltkrieg in einer Institution aufzufangen. Die deutsche Universität wollte davon nichts wissen. In der amerikanischen habe ich als Privatdozent auch den Weltkrieg als Weltrevolution angesprochen. Aber das Volk der Vereinigten Staaten ist auch heute noch mit dem amerikanischen Weg zufrieden. Man redet von free enterprise und Föderalismus, obwohl wir drüben bereits eine Labourregierung und Zentralismus haben. Dieser Konservatismus ist sehr wohltuend, und ich verhehle nicht, daß ich the American way of life außerordentlich liebe. Leider hat für das Ausland dieser Mangel an Vorsprung kostspielige Folgen. Doch das ist ein weites Feld. Für Amerika und Europa fordert die Zukunft dasselbe. Angesichts Stalins wird jede Institution, die beide Weltkriege meistern will, aus Erwachsenen mit Erwachsenen und für Erwachsene sprechen müssen. Das zäheste Volk der Geschichte hat seine Erwachsenen das ganze Leben hindurch lernen lassen. Die Judenschule ist keine Kinderschule und keine Jünglingsschule, sondern ein Lehrhaus für Erwachsene gewesen. Jetzt sind die Juden in Europa ausgerottet. Ihre geistige Funktion sind die Europäer damit nicht im geringsten losgeworden. Im Gegenteil: Jetzt wird es für alle Europäer nach Israels Vorbild notwendig, die Zukunft als eine Tatsache zu behandeln. Wer das aber tut, muß seine eigene Gegenwart immer wieder preisgeben. Sobald wir das tun, werden wir ganz andere Fragen stellen. Zum Beispiel werden an der Harvard University über 200 Vorlesungen angekündigt, welche die bestehenden Sprachen lehren. Im Göttinger Vorlesungsverzeichnis habe ich 153 solcher Vorlesungen gezählt. Es gibt aber keine einzige Vorlesung über Sprache. Dabei spricht der Deutsche in der Ostzone heute schon anders als in der Westzone. Sind Sie so sicher, daß es im Jahre 2000 noch eine deutsche Sprache geben wird? Ist Rilke nicht etwas Letztes? Ruft das Wort noch ins Leben?

Zweites Beispiel ist die Geschichte. Nur um der Zukunft willen gehen wir nicht nackt einher, sondern sind mit Geschichte bekleidet. Als aber 1870 statt Jakob Burckhardt Treitschke nach Berlin kam, da hörte für Deutschland die Weltgeschichte auf. Heute wird es sogar geleugnet, daß eine solche Universalgeschichte möglich ist. Das zwingt die Völker, Spengler und andere außer-

schulische Genies zu verschlingen. Nun, ich bin Partei, ich bringe gerade eine Geschichte zum Druck. Aber ich tue das nicht aus Neugierde. Den Lehrstühlen der einzelnen Geschichten, welche das 19. Jahrhundert so reich dotiert hat, stelle ich als unbemittelter Privatdozent deshalb eine Universalgeschichte entgegen, weil wir sonst das Jahr 2000 nicht erreichen können. Nur dank der Geschichte können nämlich unsere Urenkel uns als ihre Erben anerkennen.

Magnifizenz, meine Damen und Herren, Kommilitonen! Ich habe zu zeigen versucht, daß die augenblickliche Universität mit biologischen Fiktionen operiert. Es gibt kein Lebewesen ohne geglaubte Zukunft. Sie operiert mit soziologischen Fiktionen, indem sie zu den Studenten von der menschlichen Gesellschaft spricht in Abwesenheit statt in Gegenwart der Erwachsenen. Sie operiert mit moralischen Fiktionen, indem sie uns alten Sündern zutraut, daß wir ohne Not, jeder für sich, täglich umzulernen bereit seien.

Aber, werden Sie einwerfen, ist das denn alles nötig, was du hier forderst? Kann nicht der einzelne in froher Geistesgegenwart leben, wie der Selige, der Gerechte des ersten Psalms? Bedürfen wir denn der Hochschule? Lesen wir nicht im ersten Psalm zu unserem Trost von dem Manne qui in cathedra pestilentiae non sedet und redet von dem Gesetz des Herrn Tag und Nacht. Der ist wie ein Baum, gepflanzet an den Wasserbächen, der seine Früchte bringt zu seiner Jahreszeit. Gewiß, außerhalb und innerhalb der Universität gibt es solche Gerechten. Die Vereinigten Staaten sind psalmengenährt. Viele stehen dort auf und reden von dem Gesetz Gottes. Ich habe an der Universität selbst das Glück gehabt, solche Männer zu kennen. Sie haben in der Wahrheit gestanden, trotz ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit. Aber, meine Damen und Herren, eine Korporation, eine Institution kann nicht mit Riesen rechnen wie Rudolf Sohm oder Adolf Wagner oder William James. Die Institution muß etwas Bestimmtes tun, immer wieder tun, mit dessen Hilfe sie ihr Geheimnis ausspricht. Gäbe es keine Ungerechtigkeit in der Welt, dann genügte der erste Psalm. Aber wegen der Ungerechtigkeit ist es zur Universität der Reformation gekommen. Denn durch Ungerechtigkeit geht jedesmal Zeit verloren, und gegen die muß man sich einen Vorsprung sichern.

Nehmen Sie die Kriegsteilnehmer, welche Sie nun nachträglich lehren. Die bringen Ihnen das Element der Vorsprünglichkeit, und Sie machen sie nachdenklich.

Aber unter welcher Bedingung kann das nur gelingen? Nicht, wenn die Kriegsteilnehmer über irgend etwas nachdenken, sondern wenn sie über den schon getanen, eigenen Vorsprung nachdenken dürfen. Dann wird es eine wissenschaftliche Lehre vom Kriege geben können. Das ist bisher nicht geleistet worden. Eine „Polemologie" stellt neben dem Fehlen einer Sprachlehre und eines Geschichtsrahmens wohl den größten Mangel der heutigen Universität dar. Sie ist Zivildenken für Zivilisten. Sie muß aber den Landesherren die Wahrheit lehren. Denn wir sind alle heut wie Landesherrn zu behandeln.

Der Gerichtsrat in Goethes „Natürlicher Tochter" hat nur die in der Mittelhöhe des Lebens waltenden Gesetze studiert. Ohne die Astronomie der Völker, die beides, Krieg und Frieden, überfaßt, sind jus und alle anderen Hochschulwissenschaften wertlos. Das Leid der Kriege und der Revolution ist ein Teil der Wahrheit*), und jede Wahrheit muß eines Tages Wissenschaft werden. Hiermit gelangt der Gang unserer Rede durch die hochschulreiche europäische und die hochschularme amerikanische Geschichte an sein Ziel.

Blicken wir noch einmal zurück: In Europa gebaren die Kriege ein jeder seine Philosophie. Paracelsus, Cartesius, Locke, Kant, Fichte, Hegel, Schopenhauer, Nietzsche sind nicht die natürlichen Menschen Theophrastus von Hohenheim, Descartes usw. Sie sind die Söhne der zu ihrer Zeit erlittenen Katastrophe, der in ihrer Zeit aufbrechenden, über Krieg und Frieden sich empörenden Umwälzung. Daher muß ihre Philosophie angesichts einer späteren Katastrophe ausgewechselt werden.

Solange die Philosophie ihr Urerlebnis verdrängt, bedroht sie die Schulen, in denen ihr System weitergeschleppt wird, mit Veraltung. Jeder neue Krieg sollte also dazu führen, daß die Philosophien der älteren Kriegsepochen ausdrücklich bestattet werden. Daran fehlt es im hochschulreichen und philosophieüberlasteten deutschen Schulraum. Es gibt heute noch Hegelianer, Cartesianer, Kantianer. Das ist ohne Sinn und Verstand in einer „Polemologie". Das erste Gebot der neuen Wissenschaft lautet: Von jeder vorhergehenden Katastrophe muß auch ihr Denksystem begraben werden. Sonst können die Weltkriegsteilnehmer nicht zu ihren eigenen Worten kommen. Umgekehrt ist es in Amerika gewesen. Dort hat man nicht aus dem Kriege jedesmal eine neue Philosophie über den Hohen Schulen aufgerichtet. Also hat man auch nicht unter ihren Versteinerungen sich gekrümmt und verkrümmt. Aber dafür sind dort die Kriegsphilosophien auch nicht einmal in ihrer eigenen Periode fruchtbar geworden; sie haben nicht einmal ihr vorübergehendes Recht erlangt; sie sind gar nicht zu Worte gekommen. Zu wenig Abstraktion vom Kriege geschah in Amerikas Geschichte. Deutsche Geschichte aber verfiel der Abstraktion vom einzelnen Kriege, als spräche sie eine ewige Wahrheit. Die kleine Ewigkeit einer Friedenszeit galt für die ganze Ewigkeit. Für die ganze westliche Welt fordert mithin die neue Polemologie eine neue Verarbeitung der Katastrophen: die Katastrophen erzwingen zeitgenährte, zeitentsprossene, vorübergehende Wahrheiten. „Vernunft wird Unsinn, Wohltat Plage", ist der methodische Grundsatz der neuen Polemologie, der Lehre vom leidgezeugten Denken**). Wenn die beiden Weltkriege zusammen als Bruderkriege des unteilbaren Geschlechts zu einem Teil der Wahrheit geworden sein werden, von denen die

* Deshalb überfassen meine Werke zu den Welt-Revolutionen beides: „Die Hochzeit des Krieges und der Revolution" 1920, „Die europäischen Revolutionen" 1931, „Out of Revolution" 1938, „Die europäischen Revolutionen und der Charakter der Nationen" 1951.

**) Vgl. Franz Rosenzweig: Das neue Denken, in Kleinere Schriften Berlin 1935.

Wissenschaft eine Lehre überliefert, dann werden wir uns nicht mehr gegen die Russen zwölf Kilometer von hier abdichten müssen, denn dann werden wir über das Zukunftsdenken des Parteidrills hinausgedrungen sein mit unserer eigenen Meisterung der Zukunft, und dann wird der Privatdozent dank der Gegenwart der Zukunft in der Universität nicht mehr vonnöten sein. Wie gerne wollen wir Privatdozenten dann überflüssig geworden sein. Denn was liegt an uns, wenn nur die Universität wieder von allen Seiten auf die Zukunft sieht?

Universitas heißt auch gerade dies, daß sich Getrenntes auf eine Zukunft richtet. Anfangs heißt Universitas nur die Korporation. Später ist sie die Universitas Litterarum. Aber das Geheimnis der Universität steckt erst in ihrer dritten Bedeutung: Uni — versus, von allen Seiten sammelt sie die sonst Getrennten, um der Zukunft, der freien Zukunft willen, der Zukunft, die die Sünden der Väter nicht heimsucht bis ins dritte und vierte Glied, sondern die wohltun kann bis ins tausendste Glied, weil wir uns vom Unrecht der Gegenwart öffentlich und donnerstags statt sonnabends lossagen.

DER DATIERUNGSZWANG UND GIUSEPPE FERRARI (1812 — 1876)

Das Hervortreten neuer Diener des Worts, neuer Gesichter, die einander ansehen, vollzieht sich in Epochen. Um den Begriff der Epoche tobt der Kampf zwischen den gelehrten Anmerkungen und dem Text der menschlichen Geschichte. Viele Fußnotenhistoriker leugnen zwingende Epochen. Sie halten alle Periodisierung für Ergebnisse ihrer Forschung. Wir sagen: sie liegen aller Forschung zugrunde und sind das Gemeingut unseres Geschlechts.

Als ich studierte, galt jeder Glaube an objektive Epochen als unwissenschaftlich. Die christliche Zeitrechnung galt seit Overbeck für wissenschaftlich wertlos. Nun gar bestimmte Zeitlängen für die einzelnen Epochen waren als Zahlenmystik verpönt. Aberglauben hieß jeder Versuch, für die Lebenskraft unseres politischen Atems Fristen und Spannen anzusetzen. Ich selbst war nie an solchen Zeitraumrechnungen sonderlich interessiert und teilte daher den allgemeinen Abscheu gegen „Zahlenmystik". Alles, was ich im folgenden über Epochen mitteile, ist ohne jeden besonderen Eifer und gegen meine Absicht zur Steuer der Wahrheit mir klar geworden. Im Jahre 1919 stellte sich mir das Gesetz der je vier bis fünf Generationenspannen in der deutschen Rechtsgeschichte unwidersprechlich entgegen. Ich erkannte es in einem Essay („Neubau der deutschen Rechtsgeschichte") an, ohne weitere Schlüsse zu ziehen. Gleichzeitig fand ich im europäischen Rahmen eine ganze Serie von Zeitrhythmen für das Auf und Ab jeder Totalrevolution und teilte sie — selber erstaunt — später in den „Europäischen Revolutionen" mit. Josef Wittig und ich ordneten die Kirchengeschichte in vier Spannweiten von je 500 Jahren in unserem „Alter der Kirche". Ich sah ferner, daß die sogenannten Genealogien des Neuen Testaments in Wahrheit Epochen des Geistes zu sein beanspruchten. In der „Werkstattaussiedlung" — 1922 — fand ich die Periodisierung der industriellen Gesellschaft.

Spengler hatte inzwischen die zyklische Berechnung der Epochen populär gemacht, und der Leser mag selber Goethes Periodisierung — auf der Spengler fußt — aufsuchen. Erst am Ende, 1946, entdeckte ich den tiefsten Denker dieser Frage, den genialen Giuseppe Ferrari, den die liberale Schule der Meineckes und Benedetto Croces nach Kräften totgeschwiegen hat. Friedrich Meinecke in seiner schwächlichen Art hat Ferraris „Staatsraison" ausgeschrieben, aber in einer einzigen Anmerkung auf S. 83 erwähnt er herablassend den turmhoch überlegenen Schöpfer seines Themas. Der Evolutionist Gentile hat Ferrari sogar für einen Historiker erklärt, *den es nicht hätte geben dürfen!* Ferrari hatte keine Schüler und keine Schule. Und die beiden Schulhäupter Meinecke und Croce konnten daher das Lebenswerk dieses Mannes ungefähr so totschweigen, wie die klassische Ökonomie Karl Marx und wie die Katheder-philosophen Schopenhauer totgeschwiegen haben. Es erfüllt mich mit Ehr-

furcht, daß diese Großen ihr Lebenswerk trotz der liberalen Intoleranz vollbracht haben. Es ist meine eigene Erfahrung, daß die Liberalen sich an Intoleranz, Plagiat, Totschweigen mit jeder anderen Götzendienergruppe messen können.

Ferrari hat für Italien, für Europa und für China die Epochengliederung immer neu untersucht. Mein Suchen zwischen 1919—1946 auf den verschiedensten Gebieten hat mir jedesmal die Antworten eingetragen, die ich 1946 schon bei dem von 1840—1876 schreibenden Ferrari fand. Ferrari wußte 1870, daß um 1917 die ökonomische Revolution ausbrechen würde und daß um 2000 die Welt entweder untergegangen oder aber eines einheitlichen neuen Glaubens und Verkehrs sein werde. Zwei Gruppen von Erkenntnissen verdanken wir Ferrari: 1. Die menschliche Geschichte erneuert ihre Zählung in den Herzen der Gläubigen alle 120 bis 150 Jahre. 2. Jedes dieser Großjahrhunderte verläuft in einem erkennbaren Rhythmus. Die Epochen kann jeder sofort nachprüfen, der „vor dem Weltkrieg" oder „nach dem Weltkrieg" heute sagt. Es mag Weltkrieg Nummer I oder Weltkrieg Nummer II sein, den er so zur Zeitbestimmung benutzt, auch mag er „vor 1914" oder „vor 1939" sagen — Tatsache bleibt auch in der Maskerade der bloßen Jahreszahlen, daß die Weltkriege in sein Urteil einschneiden.

Die Dinge vor- und nachher müssen verschieden beurteilt werden. Sie stehen in einem anderen Zusammenhang. Man kann nicht ebenso sagen: vor 1927 und nach 1927. Epochen werden nämlich durch erschütternde Tatsachen in uns hervorgebracht, Jahreszahlen aber durch unerschütterliche Forschung. Ohne Erschütterung keine Epoche. Daher hat der Gelehrte als Gelehrter keine Einsicht in Epochen.

Epochen sind erschütternde Ereignisse. Nur wer von ihnen erschüttert werden kann, versteht menschliche Geschichte. Sie gehören daher nicht in die unerschütterte Räumesoziologie, sondern in die Zeitenkunde, in der wir erschrecken dürfen. Daraus erklärt sich das Abklingen jeder Epoche und die allmähliche Abstumpfung der Völker gegen eine alte Epoche. Eine neue Epoche erneuert dann die Erschütterung. Erschütterung ist eben das Bindeglied und der Mörtel jeder geschichtlichen Gruppe. Mithin stehen Gruppenbildung und Erschütterung in Wechselwirkung. Eine geschichtliche Gruppe ist der Kreis, dem sich eine Erschütterung mitteilt. Eine Epoche ist die Zeit, während der diese Gruppe „schwingt" wie das Wasser, wenn ein Stein hineingeworfen wird. Da in jedem von uns auch leiblich die Quadrigeminafalten Empfangsorgane phylogenetischer Erschütterung darstellen, so erklärt sich diese Hineinbildung der Erschütterung in jedes Gruppenglied. Sind die Schwingungen der Erschütterung vorüber, so löst sich die Gruppe auf, es sei denn, sie erneuere die Anfangserregung. Zum Beispiel haben die Napoleonischen Kriege England neu erschüttert und damit die Reformgesetzgebung hervorgerufen. Dank dieser Reform gewann England ein anderes Jahrhundert Zeit.

Eine solche Erschütterung wird jedesmal durch ein neues „Vor" und ein neues „Nach" bezeichnet: „Vor" dem Weltkrieg oder „nach" der Glorious Revolution oder „nach" der Französischen Revolution. Es gibt einen *Datierungszwang.* Die Wichtigkeit des Datierungszwanges zeigt sich in dem leidenschaftlichen Bemühen der epochalen Gegner, eben diese Neudatierung zu beeinflussen. Beispiele: „Zehn Tage, die die Welt erschütterten", behaupteten die Russen von ihrer Bolschewistischen Revolution, als diese Welterschütterung noch längst nicht Tatsache war. Umgekehrt wollten die Reaktionäre „return to normalcy", wie man in Amerika sagte, das heißt zu 1914 zurück. Hindenburg wollte 1931, als sei kein Weltkrieg verloren, Wilhelm II. zurück haben. Als die Banditen den General Schleicher 1934 ermordeten, rief der alte Makkensen aus: „Meine Herren, und so etwas geschieht in Preußen." Daß das königslose Preußen eine Leiche war, war ihm unfaßbar, er hieß doch noch preußischer Generalfeldmarschall. Die englische Umwälzung des 17. Jahrhunderts liefert ein großes, aber verschollenes Beispiel dieses Datierungszwanges. Die Puritaner, die Karl I. 1649 hinrichteten, datierten von diesem Ereignis das erste Jahr der *Restaurierung der Volksfreiheit.* „First year of Freedom Restored" stand auf dem Staatssiegel. Als Karl II. zurückkehrte, galt es, Cromwells Neudatierung der Zeit ungeschehen zu machen. Also sprachen Karl und sein Minister Lord Clarendon 1660 von der *Restauration* der wahren Ordnung. Indem sie das Wort „Restauration" also den Revolutionären entwanden, bekämpften sie erfolgreich deren „Epoche". So kam es zu dem seltsamen Ergebnis, daß die Stuart-Restauration die „Restauration" der Magna Charta seitens der Gentry in Vergessenheit gestürzt hat. 1815 dachte niemand an Cromwell bei dem Wort „restauration". Nach dem Wiener Kongreß wurde Europa mit der Fürstenrestauration einseitig abgefunden. Auch wir gebrauchen „Restauratio", um statt von einer Revolution wie Cromwell von einer Reaktion zu sprechen. Cromwells Jahrzehnte von 1641 bis 1660 sind namenlos geblieben. Eine Revolution wird offiziell erst auf 1688 in englischen Büchern datiert. Denn 1688, in der Glorious Revolution, wurde der endgültige Name „Revolution" zum ersten Male gebraucht. Der erfolgreiche Diebstahl des Wortes „Restauration" seitens der Königspartei gegen die „Restauration der Freiheit" erzwang die Einsetzung des neuen Namens „Revolution". In meiner Abhandlung „Revolution als staatsrechtlicher Begriff der Neuzeit" stehen die Belege für diese langsame Erhebung des Revolutionsnamens. Heute ist das in Europa total vergessen. Eine Restauration klingt in modernen Ohren immer nur wie eine konservative Herstellung der alten Mächte. Der Leser wird es kaum glauben können, daß Cromwell den Namen Restoration als Feldgeschrei der Befreiung ausrief! 1815 schon wurde die Rückkehr der Bourbonen mit der der Stuarts von 1660 verglichen. Und 1688 gab es einen neuen Namen, Revolution, für das, was 1649 Restoration hieß. Das machte es viel schwerer, die „Epoche" zu erfassen. Will aber ernsthaft jemand bezweifeln, daß die Glorious

Revolution von 1688 die endliche Durchsetzung des Britischen Commonwealth von 1649 ist? Cromwells ‚Restoration of Freedom' dröhnte so laut und taufte die Epoche wie die Reformation Luthers, die Epoche des Protests getauft hat.

Ferrari hat erkannt, daß die Epochen unerbittlich laufen, ganz gleich, wie sich die Zeitgenossen um sie herumdrücken möchten. 1641—1688, 1789—1830 sind also absolute Korrespondenzen oder Konsonanzen. Entsprechend habe ich meinerseits gezeigt, daß in der Weltkriegsrevolution 1904/05 der Russisch-Japanische Krieg ein Auftakt zu 1914 und 1939 ist. Auch hier gilt es also, die Epochenbildung 1904—1945 anzuerkennen, obwohl wir diesmal bloß „erste" Revolution und „zweite" Revolution, „erster" Weltkrieg und „zweiter" Weltkrieg sagen. Sogar die Restauration und die Reaktion sind diesmal von den Revolutionären in eigene Regie übernommen worden. Stalin ist sein eigener Konterrevolutionär geworden, wie sein Film „Iwan der Schreckliche" allein schon beweist. Und Stalins Rolle erläutert, wie umgekehrt König Karl II. von England sein eigener Restaurator zu sein wünschte. Beide, Karl II. und Stalin, habe diese Rolle ihres Gegenteils tatsächlich meisterhaft gespielt.

Weshalb denn dieser unbegreifliche Eiertanz und Schleiertanz? Wegen der Macht der Zeiten. Epochen lassen nicht mit sich spaßen. Ferrari hat wunderbare Sätze über diese Gewalt der Epoche, Menschen der Vergessenheit zu übergeben. Das hat gar nichts mit ihrer physischen Leistungsfähigkeit zu tun. Die Zeit kann sich in ihnen nicht erkennen. Wir können uns „nichts unter ihnen vorstellen", sagt die Sprache, wenigstens nicht das, was uns voranhelfen würde, um die neue Epoche zu meistern.

Aus dem Auf und Ab der die Epoche zu hastig ergreifenden oder zu träge nicht begreifenden Parteien entsteht der innere Rhythmus innerhalb jeder Epoche, der mindestens eine vorbereitende Generation mit umfaßt. Hier ist noch unendlich viel zu lernen. Ferrari ging aus von solchen Tatsachen wie der Erschaffung der Enzyklopädistenpartei in Frankreich zwischen 1751 und 1789. Ich habe viel mehr auf das erregende Moment geachtet und fand ein volles Jahrhundert in unterirdischem Feuer: Bei den Russen ist es klar, daß der Geburtstag der Revolutionsgruppe auf 1825 und die Dekabristen fällt. Aber Huss' Verbrennung 1415 hatte dieselbe Bedeutung für die lutherische Ketzerei; im Jahre 1685 wurde in Frankreich der Sturm von 1789 unausweichlich durch die Aufhebung der Hugenottenfreiheiten; 1535 haben Heinrich VIII. und sein „Hammer der Mönche", Thomas Cromwell, das Kommen des Oliver Cromwell heraufbeschworen. Denn 1535 wurde das mittelalterliche Gewissen des Fürsten, wurde der Kanzler hingerichtet — Thomas Morus war der Kanzler, den das traf —, und von 1535 bis 1649 war also England ohne organisiertes Volksgewissen gegen seine Könige. Das schrie nach Rache. Wie gesagt, ein viel ausführlicheres Studium dieser „Schwingungszahlen" ist möglich. Und es ist möglich, daß von Jahrhundert zu Jahrhundert die Schwin-

gungszahlen, die Zwischenräume durch den Bewußtseinsgrad kürzer werden. Henry Adams hat das geglaubt; Daniel Halevy hat das neuerdings untersucht. Bewiesen ist es noch nicht. Doch braucht der Leser sich nur die Frage vorzulegen: ist Revolution nicht heute schon eine abgegriffene Münze? Spielen die Menschen nicht damit wie mit etwas Alltäglichem? Um zu begreifen, daß sich sogar Revolutionen abnutzen. Dann aber können sie nicht mehr Epochen machen! Das ist m. E. heute bereits der Fall. Stalins Gegenrevolution und finsterste Reaktion nennt sich noch Revolution. Damit ist das Wort bedeutungslos geworden. Ich bin seiner überdrüssig. Es kann alles und nichts beweisen. Nennt sich einer Revolutionär, so kann er der finsterste, abergläubischste, rückständigste Knecht sein. Dieser Titel scheidet die Geister nicht mehr.

Die andere große Entdeckung Ferraris ist die von den großen Epochen von 400—500 Jahren. Sie entspricht der Behauptung des Matthäus, daß alle vierzehn Generationen ein neuer Atemzug Gottes einsetze. 400 Jahre verstreichen zwischen Joseph und Moses, von David bis zur Babylonischen Gefangenschaft.

Ich will an den vier Epochen der Kirche zeigen, wie zwingend, wie unentbehrlich und zugleich wie begrenzt der Wert dieser Großepochen ist. Die Kirche geht von Seelenkirche bis 525 zu Kulturkirche bis 1054, zu Geisteskirche bis 1517, zu Naturkirche bis heute oder noch ein wenig länger.

I. Von der Kreuzigung bis 525 ist die Kirche Seelentempel; denn erst 525 ist sie voll sichtbar, die Seele ist aber unser unsichtbarer Teil. Wie beweise ich das? Erst im Jahre 525 nach Christi Geburt wurde die christliche Zeitrechnung eingeführt. Von Christi Geburt bis zu Justinian zählten auch die Christen die Zeiten der Welt nach den Konsuln Roms. Also stand die Kirche selbst in einer zweiten Wirklichkeit nur der Seelen, zuerst 300 Jahre lang sogar außerhalb der sichtbaren Welt und bis zum Sieg der Germanen noch überglänzt von den Cäsaren. Jeder vor 525 verstand darum, daß sich die Auferstehung nur glauben lasse. Die Auferstehung konnte sich nicht sehen lassen! In der eigenen christlichen Zeitrechnung aber wurde der neue Maßstab der Welt für sichtbar erklärt. Auch die Weltkinder konnten sie sehen und betasten. In den Gebeinen der Heiligen lag die Seelenkirche nun imponierend vor den Augen der Völker; auf den Altären, vor denen Römer und Barbaren knieten.

II. Die Kirche bei den Germanen war durchaus nicht die über das Römische Reich vorprellende künftige Seelenmacht, sondern sie wurde umgekehrt zur treuen Schatzmeisterin der „romanischen" Zeit von Justinian zu den Kreuzzügen. Die Kirche lehrte nun, schrieb Handschriften ab, brachte Glas, Wein, Ziegel, Ackerbau und Viehzucht, Vertrag und Urkunde zu den Barbaren. So wurde die romanische Kirche zur Kulturträgerin in den Augen dieser Barbaren. Aus der Herausforderin Roms wurde seine Erbin, die Kulturkirche. Die Kirche war „gebildeter" als ihre gläubigen Völker.

III. Mit den Kreuzzügen aber beginnt die „Renovatio", diese geistige Wiedergeburt des kirchlichen Altertums. Jerusalem soll zurückgewonnen, „rekuperiert" werden; 19 Päpste nannten sich im 11. und 12. Jahrhundert nach je einem Papste des ersten Jahrtausends die „zweiten", wie Sylvester II., Lucius II., Clemens II. usw. Diese geistige Erinnerung und Verinnerlichung haben wir im „Alter der Kirche" kurzab „Innerung" genannt. Sie umfaßt die Scholastik, die Schule innen und die revolutionären Ausbrüche der Kreuzzüge außen. Noch Amerikas Christoph Columbus hielt sich für einen Kreuzritter. Die Schlacht von Lepanto von 1570 war das letzte Aufzucken dieser Kreuzzugskirche des Nachdenkens.

IV. Von Columbus an, also seit 1492, heißt die Zeit die Neuzeit oder mit ebenso großem Recht das Zeitalter der Entdeckungen. Die Kirche tritt in diesem Zeitalter als Organisation unter andere Organisationen, sie nennt sich eine „vollkommene Gesellschaft", was sie leider mit allen anderen Gesellschaften vergleichbar macht. Alles Vergleichbare wird eben damit natürlich. Du bist unvergleichlich. Solange und soweit du unvergleichlich bist, bist du göttlich. Alles Natürliche ist vergleichbar und eben deshalb vergänglich. Die Kirchenrechtler der Neuzeit haben aus der Kirche eine Anstalt, einen Verein, eine Korporation, eine juristische Person „gemacht". Rudolf Sohm hat dies 300jährige Trachten der „Ulrich Stutze"*) niedriger gehängt, und die Naturrechtler und Aufklärer haben ihm das mit unauslöschlichem Haß und Totschweigen vergolten. Naturgemäß. Denn die Kirche und Rudolf Sohm waren und sind nicht von dieser Welt. Die Aufklärer aber wollten und wollen die Kirche in die Natur der Dinge hinunterzerren. Sie unterhalten Gesandtschaften beim Vatikan, weil das für die Staaten „klug" ist; Mussolini gab dem Papst die Vatikanstadt, aus Macchiavellismus. Im vierten Aspekt ist also das Papsttum Macht unter Mächten. Das ist die Natur der Kirche, ihre alle Verständigen zum Einhalten zwingende Eigenschaft. Natur ist Raumding.

Und doch ist es nur die Ansicht der Welt von der Kirche, die wir hier haben sich wandeln sehen. Das wird gerade an der ersten Epoche der Kirche durchsichtig: Von Christi Geburt bis zur Zeitrechnung einer christlichen Ära „sehen" nur die Gläubigen die Kirche; die Welt sieht die Kirche noch gar nicht, oder später sieht sie etwas anderes in sie hinein.

Die Kirche gibt also in 2000 Jahren vier verschiedene „Aspekte". Die Erschütterung der Neuzeit von 1517 oder der Romanischen Zeit um 500 war echt. Wenn lieber das Ende Westroms 476 oder die Zerstörung Konstantinopels 1453 von unseren Welthistorikern zur Epochenbildung benutzt wird, so ist das jene Sprachensperre gegen die Kirche, von der die Fußnotenhistorie befallen ist. Die Kirche tritt buchstäblich vier Mal in ein neues Licht:

*) Stutz war Professor des Kirchenrechts in Bonn und Berlin. Er pflegte den Psalmvers „sub alis tuis protege nos" auf den preußischen Adler zu beziehen.

0	Stiftung	
500	Seele	noch nicht sichtbar: die Urkirche
1000	Kultur	meist Sichtbares lehrend: die romanische Kirche
1500	Geist	einsehbar: die Scholastik
2000	Natur	schon ganz sichtbar: die heutigen Kirchen

Nun aber käme die Einschränkung: Es gilt nämlich, diese Lichter zwar aufzusetzen, aber alle gleich wichtig zu machen. Das haben die Weltepochler unterlassen. Das Jahr 1000 haben sie eingeebnet. Rudolf Sohm zuerst hat den Kirchenmännern, Houston Stewart Chamberlain hat den Weltmännern ihre Pflicht gegen das Jahr 1059 neu eingeschärft*). Der Leser begreift, daß mein ganzes Geschichtsdenken, seitdem ich 1913 „Königshaus und Stämme in Deutschland von 911—1250" schrieb, eben innerhalb eines neuen Respekts für den Rhythmus der Jahrtausende operiert. Das hat schwerwiegende Folgen. Der Ausdruck „Mittelalter" fällt. Karl der Große gehört zur Kulturkirche, „Allerheiligen" eröffnet die Geistkirche. Epochen sind nicht Atome, aus denen sich die Geschichte zusammensetzt. Sie sind vielmehr Leitersprossen, auf denen der Heilige Geist in die Welt hinuntersteigt. Die Epochen kann niemand begreifen, der einer einzelnen Epoche naht. Alle Zeit ist vielmehr eine, vom ersten bis zum jüngsten Tag. Nur wenn alle Zeiten eine sind, läßt sich die schöne Epochengliederung des Zeitkörpers überhaupt wahrnehmen. Wer mit der Zeitung und dem Aktenstück sein Geschichtsdenken anhebt, hat einen anderen Geist als wir. Die großen und die kleinen Epochen, in denen Gott uns anatmet und den lebendigen Odem in unsere Nasen bläst, und deine und meine Lebenszeiten sind ja dasselbe Geschehen. Nimmst du dich tödlich ernst, so wie du heute bist, und suchst du nur dein Selbst vorwärts durch Wachsen und rückwärts durch Kritik zu verlängern, dann gibt es keine Epochen. Von uns selber, als dem Maß aller Dinge, kommen wir nur zu toten Dingen, Konstruktionen, -ismen, mechanischen Mächten.

Der Atem des Schöpfers aber bläst selber in unsere selbstischen Scherben mit Macht seines Wortes, und so ist nichts sicherer, als daß seit Christi Geburt eine neue Ära beginnt, nichts so unsicher, als ob du und ich mehr als Gespenster der Vergangenheit sind. Die großen Zeiten sind felsenfester gewiß als die kleinen. Es ist absolut sicher, daß die großen Ereignisse die großen Ereignisse sind: Kain, Noah, Abraham, Pharao, Moses, Christus, Kreuzzug, Weltrevolution sind besser bekannt und besser verständlich als die „Ursachen" für die Schlacht bei Tannenberg oder für die „Verheiratung" Eva Brauns.

Das Mikroskop ist in der Geschichte der schlechtere Helfer gegenüber dem Teleskop des Glaubens an die Einheit aller Zeiten. Denn während wir im Raum aus Teilen das Ganze zusammenbauen und es da ein synthetisches Klei-

*) Wolfram von den Steinen hat den Bruch zwischen Cluny und Gregor VII., den Bruch zwischen Kirchengeschichte und Weltgeschichte, in seiner Schrift „Canossa" 1957 kurz und bündig dargestellt.

stern und Konstruieren, Bauen und Bahnen gibt, gliedert sich in der Zeit ein Ganzes aus. Und es tut das, indem es in uns als in seine Zweige und Blätter hineintritt. Uns betritt der Geist, wenn es Zeit ist, und insofern wird ihm unsere Selbstzeit abgetreten. Er macht uns zum Schemel seiner Füße, wenn die Zeit da ist, einen neuen Tritt zu tun. Dann werden wir Stunden des Gottes, der Mensch geworden ist.

Ferrari war sich klar, daß nur *der* den Zeitmaßen der Geschichte sein Ohr öffne, der erst einmal seinen kurzfristigen Lebenszielen den Laufpaß gebe. Er verlangte ein „Epochendenken"; dies solle die Nachfolge der Propheten und der Päpste antreten. Jesaias und Papst Benedikt XIV., sagte er, konnten noch prophezeien, weil sie kommendes Unglück in ihre Prophetie einschlossen und über die nächste Katastrophe hinaussehen konnten. Ähnlich hat Nietzsche 1889 den Krieg aller gegen Deutschland vorweggenommen und seine eigene Stellung auf die Epoche nach dieser Katastrophe beziehen können. Sie wurden wissend, weil sie ihrer Zeit entsagten.

Der Beitrag, den der Zeitmaß-Schläger zum Rhythmus der Epochen liefere, meinte Ferrari, bestehe darin, daß er sich von der Geschichte selber ernannt wisse. Er mache sich nicht selbst. Er glaube mithin an die Macht des Amtes echter Prophetie. Der Preis bestehe in einem absoluten Verzicht auf den Erfolg. Und heroisch hat er selber diesen Preis erlegt. Dank Ferraris Verzicht ist er heute unverbraucht, inmitten des Bankrotts aller erfolganbetenden „liberalen" Geschichtsschreibung.

Der Vorwurf der Zahlenmystik trifft eben nur die, welche ihre Geschichtszahlen theoretisch errechnen. Nach Ferrari hingegen macht den Zeitmesser der absolute Gehorsam; kraft dieses Gehorsams tritt er als Gattungswesen, mit allen seinen Trieben des Herzens, des Geschlechts, des Hungers und des Verstandes erst selber in die Rhythmen ein, bevor er sie vernehmen kann. Denn — und nun füge ich das Argument gegen die Theoretiker hinzu, das unsere Sprachlehre uns liefert — jeder Epochen-Rhythmus ist einmal von Brüdern unserer selbst gestiftet worden! Sind die Rhythmen der 120 bis 150 Jahre, der 500 Jahre, der Jahrtausende und der ganzen Geschichte willkürliche Theorien? Weshalb sind sie es nicht? Sie sind eben nicht nur da erkannt, nein sie sind als Atemzüge außerdem eines Tages *geschaffen* worden. Wer Epochen studiert, muß also zweierlei: 1. „der ewigen Brüderschaft im Schaffen der Sprachen lauschen", 2. ihre Anwesenheit auffinden, wo immer sie sich geltend machen. Ohne 1 ist 2 unmöglich. Wer von 1789—1917, von der nationalen zur Weltrevolution, einen Rhythmus wahrnehmen will, kann es nur, wenn oder sobald ihn nach 1917 selber das nunmehr anhebende Zeitmaß erschüttert! Das Leben im Rhythmus, das Vernehmen, geht dem Verstehen des Rhythmus voraus. Wir nehmen hier wahr, wie Vernehmen einatmen, Verstehen ausatmen heißen dürften. Die bleibende Tat Ferraris sollte Zeitmaßforschung sein. An ihr gebricht es völlig. Wie lange kann ein Staat bestehen? Wie lange soll er bestehen? Die Fragen

der besten Lebenszeit politischer Formen ist eine notwendige Frage; auch die Frage nach der Zeitdauer für meine Arbeitsplätze ist damit verwandt. Als ich 1922 in der „Werkstattaussiedlung" zuerst nach den Optima von Arbeitszeit und Arbeitsraum fragte und ihre Relationen zeichnete, blieb ich sogar mit der Frage noch auf Jahrzehnte allein. Sobald wir die Zeit als Rhythmus und Widerhall der Ereignisse in Herzen studieren, werden die beiden Antworten, welche der Frage nach den Epochen bisher gegeben werden, ungehörig.

Die Geschichtsepoche gilt als eine Naturtatsache oder als eine Mystifikation. Sie ist aber wie alle Geschichte Erfüllung einer Naturlücke durch menschliche Tat. Das wird zur praktischen Einsicht: Die Weltrevolution von 1917 ist die letzte einheitliche Zeiterneuerung, ist die letzte Totalrevolution der Welt, weil von nun an viele Rhythmen gleichzeitig den einen Weltraum durchsingen werden. Die menschliche Gesellschaft ist durch Umwälzungen endlich in den einheitlichen Weltraum hineingehoben. Um diesem leblosen Raum nicht zu erliegen, müssen fortan viele uns gehörende Rhythmen, also der Rhythmus der christlichen Ära, die Kalender des Jahrtausends, des Halbjahrtausends, der Großjahrhunderte, der Generation, des Sonnenjahres, des Tages, gleichzeitig in uns eintreten und durch uns hindurchschwingen. Die uns zukommenden Zeitmaße, geschaffen von uns, aber auch natürlich für uns, fordern allesamt Gehör und Befolgung. Der Mensch ist das Wesen, das neue Rhythmen schafft und befolgt. Wie heißt es in den „Meistersingern"? „Wie fang ich nach der Regel an?" „Ihr setzt sie selbst und folgt ihr dann." Denn diese Zeitmaße sind die Rhythmen des Atems, die Luftstoß-Optima des Geistes, vermöge dessen wir fähig sind, in einem toten Weltraum lebendig zu bleiben. Geist erlaubt den Lebendigen, friedlich zu hochzeiten und zu werkzeiten. Der Heilige Geist ist Rhythmus der Rhythmen, Zeitmaß der Zeitmaße, Atem der Atemzüge. Und alle Geister, das heißt alle Lebenstakte, schlagen nur in der Symphonie seines gesamten und ewigen Rhythmus.

Getreu seinen Grundsätzen hat Giuseppe Ferrari die Erschaffung seiner Lehre durch absoluten Verzicht erkauft. Er hinterließ keinen einzigen Schüler. Die Titel seiner Hauptwerke müssen also für ihn sprechen: *Histoire des Revolutions d'Italie* (4 vols.), *Histoire de la Raison d'Etat, La Chine et l'Europe, Sur le principe et les Limites de la philosophie de l'Histoire, Theoria dei periodi politici, L'arithmetica della Storia.* Im Jahrhundert des wütenden Nationalismus wurde er als „italienischer Historiker" mißdeutet. Dabei schrieb dieser Mann 1867: „Die akuten Gefahren Europas kommen von Rußland und Amerika. Beide sind von solcher Mächtigkeit, daß sie das Milieu unserer Staaten in unerwarteten Umwälzungen verändern werden. Von 1875—2000 wird sich unsere Zivilisation zwischen diesen beiden Extremen ihren Weg bahnen müssen." Ferraris erste Tat war eine Ausgabe von Vicos Geschichtsphilosophie. Möge ihn selber auch nach 100 Jahren unsere Notzeit als einen ihrer künftigen Ahnen entdecken.

DIE JÜDISCHEN ANTISEMITEN ODER DIE AKADEMISCHE FORM DER JUDENFRAGE

„Antisemitismus" ist ein akademischer Ausdruck. Er stammt aus der Sprache des Humanismus. Der Ausdruck versucht die existentielle Tatsache, daß es Juden, Christen und Heiden gibt, durch die Naturbeschreibung zu ersetzen, daß es Semiten, Hamiten und Japhetiden „gebe". Der Antisemitismus ist die akademische Form der Judenfrage während des abgelaufenen Weltjahrhunderts.

Die akademisch gebildeten Juden seit der Emanzipation sind in großer Zahl heftige Antisemiten gewesen. Freud und Marx sind zwei der furchterregendsten Antisemiten. Diese emanzipierten Juden wollten Ultragriechen, reine Akademiker, werden. Und ihnen ist das in erstaunlichem Maße gelungen. Als heftige Antisemiten und Humanisten zugleich brauchten die gebürtigen Juden nicht als Christen zu leben. Diese angeblichen Juden wurden die besten Griechen. Freud und Einstein sind die hervorragendsten Juden der vorigen Generation. Freud hatte eine Aphrodite auf seinem Schreibtisch, und mit Fug ziert sich sein Tun mit dem griechischen Namen: Psychoanalyse. Einstein, Mathematiker und Physiker, setzt die Griechen Demokritus und Archimedes fort, so wie sich Lassalle in Herakleitos gespiegelt hatte. Freud schrieb mit 80 Jahren, die Juden müßten Moses ermordet haben.

Der Antisemtismus ersetzte diesen „Griechen aus der Beschneidung" geradezu das Christentum. Er erlaubte den emanzipierten Juden eine „rein akademische Existenz". Ja, im emanzipierten Juden war der Antisemitismus von geradezu religiöser Kraft. Denn er schloß ja einen Kampf gegen den eigenen Urgrund und damit Selbsthaß ein. Und alle Religion gebietet ein Stückchen Selbsthaß. Dem „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst" wird stets ein „Hasse dich wie ein Stück tote Welt" entsprechen müssen.

Im gebildeten nicht-jüdischen Europäer fehlt dem Antisemitismus diese echte Kraft des Selbsthasses. Da war er bloß eine Verschleierung der nationalen Notwehr gegen Israels messianische Ungeduld. Alle Nationen des 19. Jahrhunderts von Portugal bis Rußland und von Rumänien bis Irland wiegten sich selber in Messiasträumen. Seine eigene Nation war jedes Geschichtsprofessors auserwähltes Volk, wie denn 1931 in Heidelberg Polen, Rumänen, Ungarn, Deutsche alle an ihrem Wesen die Welt genesen lassen wollten!

Wenn aber Israel das auserwählte Volk war, das Christus geboren hatte, dann drohte jeder Nation das Weltgericht einer universalen Geschichte für alle Nationen. So konkurrierten im 19. Jahrhundert schließlich alle Nationen mit Israel. Und die akademische Muse, blind gegen die wirkliche Zeit, konnte in ihren hohen Schulen der Ideale die Ehrenhalle der eigenen Nation wider-

spruchslos mit Nationalhelden austapezieren und die Männer Gottes, Moses, Abraham, David, Jesaias, mittels des Antisemitismus aus den Augen verlieren. Dieser Antisemitismus als Schatten des messianischen Deutschtums oder Polentums ist ungangbar geworden.

Es gibt die deutsche Nation nicht mehr, wie sie von 1795 bis 1933 bestanden hat. Denn diese bestand aus Christen und Juden, die sich zu einer nationalen Ordnung zusammenlebten.

Diese Nation war also ein Prozeß. Aber 1933 endete der Prozeß. Nun wurde die Nation eine bloße Sache. Man wollte sie „haben". Judenstämmlinge und Deutschstämmige fielen lieblos auseinander: „Diesem Reiche droht ein jäher Umsturz. Die zum großen Leben gefügten Elemente wollen sich nicht wechselseitig mehr mit Liebeskraft zu stets erneuter Einigkeit umfangen. Sie fliehen sich, und einzeln tritt nun jedes kalt in sich selbst zurück." (Goethe)

Der jähe Umsturz ist eingetreten. Die Auseinandersetzung der beiden Träger des Nationalgedankens hat stattgefunden. Die 1945 übrig Gebliebenen leben nun getrennt. 1933/34 wurde die Nation als heidnisch proklamiert. Die Juden flohen oder wurden umgebracht. Als Joseph Wittig sein „Leben Jesu in Schlesien, Palästina und anderswo" 1926 schrieb, ahnte er nicht, wie er bald aus Schlesien in den Westen des ehemaligen Reiches werde abgetrieben werden, sein jüdischer Freund Martin Buber in Palästina auftauchen würde und ich „anderswo", nämlich in den Vereinigten Staaten, diese Zeilen schreiben würde. Wir haben es vergessen, aber „Das Leben Jesu in Schlesien, Palästina und anderswo" ist noch in jedem Jahrhundert ein Vorgang. Was aber geht vor? Nur das, was hervorgeht, und nichts, was die lebende Generation überdauert und damit in den Frieden anerkannter Existenz eingeht, kann „hervorgehen", es sei denn aus einem Schoß und einer Vermählung. Der Geist muß aus mindestens zwei Generationen hervorgehen, und so wird von ihm gesagt, daß er aus dem Vater und dem Sohn hervorgeht. Das kleindeutsche, liberale Reich der Paulskirche und Bismarcks ist die Frucht der Liebe, die Folge der Juden-Emanzipation und des Eintritts der Juden in die christliche Welt gewesen. 1919 rief ich es aus („Die Hochzeit des Kriegs und der Revolution"), daß fortan Deutschland aus einem Reich ein Geisterstamm werde, ein Großstamm in der werdenden Völkerfamilie. Denn es habe seinen Staat verloren. Kirchennation im Mittelalter, Staatsnation in der Neuzeit, werde es zur Erziehungs- und Arbeitsnation. Damit müsse sich notgedrungen die Lage der Juden in Deutschland ändern. Weshalb? Für sie sei kein Raum mehr. Von 1800 bis 1933 habe der unaufhörliche Zutritt des jüdischen Elements die Magna Charta jeder europäischen Nation gebildet. Dieser Zutritt verbriefte nämlich jeder Nation ihren zukünftigen, messianischen Charakter; weil jedermann auf Reichsboden zum Bürger werden konnte, auch der geborene Israelit, deshalb konnte im Weltalter der Nationen jede werdende Nation ihren Bürgern das wahre Heil, und das heißt immer das noch erst Kommende, verheißen. Die

Nationen des 19. Jahrhunderts trugen messianischen Charakter. Sie hofften, alle bisherigen Formen des Heils auf Erden zu übertreffen. Nämlich der Glaube jeder Nation, daß sie neu berufen und neu erwählt sei, war das Evangelium von 1789 an alle Nationen. Im Zutritt des jüdischen Gottesvolkes zum natürlichen Volke sprach sich dieser Glaube aus. Denn aller Glaube muß die Zäune, die der Verstand der Verständigen gezogen hat, überspringen; kein Reich, keine Nation können wachsen ohne urspringendes Leben. Frischer Ursprung aber muß immer die bestehenden Definitionen überspringen. Sonst kommt nie etwas Ursprüngliches zustande. Aus den Bewohnern Pommerns, Sachsens, Badens ließ sich nur dann eine begeisterte Nation schweißen, wenn ein neuer Zusatz amalgamiert wurde, welcher diese Provinzialen über sich hinausriß. Und dieser Zusatz wurden die emanzipierten Juden. Sie wurden bedingungslos deutsch.

Nun sind sie nicht mehr da. Der Wilderer aus Braunau hat sie abgeschossen. Und damit ist der Geist der deutschen Nation, der von Friedrich Schiller bis zu Ricarda Huch reichte, ausgehaucht.

Die Frage, die vor den auf ehemaligem Reichsboden hausenden oder zeltenden Menschen steht, ist die Umkehrung der Frage, die vor den Israelibürgern in Palästina aufsteigt. Aber beide stehen vor einer Frage, die aus dem Siege des Antisemitismus herrührt. Der Judenstaat in Palästina und die Ausrottung der Juden in Deutschland sind ja beide Folgen des Antisemitismus. Theodor Herzl schrieb seinen „Judenstaat" unter dem Eindruck der antisemitischen Hetze gegen Dreyfuss.

Die Bewohner Israels müssen einen staatlichen Zustand suchen, der für Abkommen des einzigen Glaubens-Volkes passen soll. Die Bewohner von Quadrizonia müssen in einen geistlichen Zustand eintreten, der den Verlust der Staatsmacht aufwiegen kann. Bisheriges Glaubensvolk (Israeliten) muß Staatsvolk werden; bisheriges Staatsvolk kann als Glaubensvolk weiterleben.

Es hat also keinen Zweck, über die Juden im allgemeinen und akademisch zu diskutieren. Professor Jaspers, der 40 Jahre mit einer Jüdin verheiratet ist, hat gerade diesen akademischen Versuch gemacht und hat über Deutsche und Juden philosophiert. Er hat „natürlich" nicht die Wahrheit sagen können. Denn er schrieb als Akademiker. Akademisch läßt sich nur Natürliches behandeln. Und als Akademiker mußte er die Juden wie die Deutschen für Naturen nehmen. Völker, und zumal die Juden, sind aber nie Natur. Die Nation war nach 1789 ein Vorgang, und sie überwand „Naturen". So ging aus der geistigen Liebe Felix Mendelssohns für Bach, Stahls für Preußen, Gierkes für Edith Loening, Lasalles für die Gräfin Hatzfeld, Friedrich Schlegels für Dorothea Veit, Marxens für Jenny Westphalen, Hermann Cohens für Kant, jenes Lied „Hoch weht die Fahne schwarz-weiß-rot" hervor, das von einem Mann jüdischer Abkunft gedichtet worden ist. Richard Wagner war der Sohn der Liebe zwischen seiner Mutter und dem jüdischen Schauspieler Geyer.

Und wie könnte es eigentlich anders gewesen sein? Deshalb gerade haßte Richard Wagner das Judentum in der Musik. Er haßte zum Beispiel den vornehm gesonnenen Meyerbeer, dem, in Paris lebend, diese nationaldeutsche Verschweißung Wagner-Geyers ganz unbegreiflich blieb, aber sie erzeugte in Siegfried Wagner eines der jüdischsten Spezimen der deutschen Bevölkerung. Das ist gerade kein Widerspruch, wo nicht die Natur, sondern die Liebe befiehlt. Nietzsche schrieb: „Ich bin nun einmal weder Leib noch Geist, sondern etwas Drittes." Wir alle sind etwas Drittes: Frucht und Samen der Liebe.

Vom Antisemitismus kann man erst dann nutzbringend reden, wenn man dabei seine eigene Existenz aufs Spiel setzt. Auf heute angewandt, lautet die erste Frage: Wie kann heute, nach der Ausrottung der Juden, der Deutsche geistgebunden leben? Wie kann er Christ sein? Das ist die existentielle Frage. Der Pfarrer Niemöller, der sich eines ererbten Antisemitismus rühmt, ahnt nicht, welche Gefahr seinem U-Boot-Christentum droht. Vielleicht kann es künftig keine lebendige Kirche in Deutschland mehr geben, weil es dort keine Juden mehr gibt. Er begreift freilich nicht die Wucht der Frage, wie es denn ohne Juden Christen geben kann. Kirchgänger mag es freilich geben, Landeskirchen und Konsistorialräte. Aber können diese Herrschaften das Christentum fortpflanzen? Das Christentum ist doch Mission. Christianus fit, non nascitur. Die Landeskirchlichkeit muß zur Höllenfratze erstarren ohne Mission. Wer harrt denn auf die Kirche, nachdem die Juden aus dem Reich verschwunden sind? Solange die Niemöllers diese Frage aller Fragen nicht begreifen, geschweige denn stellen, haben sie weder Jesus noch Paulus begriffen und leben in einer Kirche, deren Erben nicht mehr auferstehen, sondern wo es Fleisch und Blut erben sollen. Es gibt zu Pfingsten weder Griechen noch Juden noch Teutonen. Niemöller ist also nicht dadurch Christ, daß er sich so nennt, sondern er würde es dadurch, daß er mit einem Andersgläubigen eines Sinnes würde. Die Existenzfrage lautet: Wer waren die Deutschen des 19. Jahrhunderts, als Christen und Juden das Reich gründeten? Was wird aus den Deutschen einfach dadurch, daß die Juden fort sind? Wird diese Frage gestellt, dann wird nicht mehr ein Lufthieb geführt.

Dann enthüllt sich der Antisemitismus als das, was er gewesen ist: Das akademische Feigenblatt vor einer Existenzfrage. Der Antisemitismus war die harmlose Wendung, mittels welcher der Humanismus die Existenzfrage von Juden und Christen in eine akademische Frage abschwächte.

Der Humanist stellte sich ja einen „Menschen" im Naturzustande vor. Dieser Naturzustand „des" Menschen beraubte ihn seiner Angehörigkeiten. Die Menschen sind aber alle entweder Völker, oder Juden, oder Christen. Etwas Viertes gibt es nicht. Der humane Mensch sollte ein Viertes sein, eben das Akademische, das Griechische. Er sprach: „Ich bin weder Heide, noch Jude, noch Christ. Die gibt es eigentlich alle nicht; wir sind alle natürliche Menschen."

Nach diesem humanen Vorurteil gibt es uns also als unbenannte Menschen ohne unsere Götterzeichen und Geistertitel und Gottesnamen. „Natürlich" gibt es solche unerkannten, unbenannten Menschen nicht. Es gibt freilich in die Natur ausgestoßene Findelkinder, Waisen, Verbannte, Gefangene, Sklaven. Aber fortpflanzungsfähig, weil sprachfähig, ist nur der Mensch, der auf Anerkennung hoffen darf. Anerkannt zu werden, ist das erste menschliche Bedürfnis. Und wo in einer Sprache ein Mensch von anderen benannt wird, da geistern auch die Namen der Götter, die über den Benannten und die Benennenden walten, weil nur dann die im Namen ersehnte Anerkennung durchbricht; Völker, Juden, Christen sind die einzigen wirklichen drei Menschenwege in der Folge ihrer Benennungen. Denn sie alle leisten etwas in Sachen der Anerkennung. Im „Heil Hitler" oder in „Hurrah! Hurrah! Hurrah!" erkannten sich die Heiden, im „Gelobt sei Jesus Christus" die Christen, im „Schmaj" Israel, „Der Herr dein Gott ist der ewige, einzige Gott", erkannten sich die Israeliten selber als Geistesträger, als Begeisterte.

Der Humanist der Schule aber hat sich seinen vierten Menschen begrifflich zurechtgestutzt. Er nennt ihn „den" Menschen.

Ist so in den Schulen ein Begriff des natürlichen Menschen einmal fixiert, dann müssen sowohl Juden wie Christen für unnatürlich gelten. Genau das denkt der Humanist. Von ihm werden Israel und die Kirche als unnatürlich weggelassen. Den Menschen solche Etiketten aufzukleben, betrachtet er als obszön.

Da nun aber Kirchen und Juden und Heiden doch unleugbare Tatsachen sind, so hat der Humanist sie umbegriffen. Es gibt beim Naturphilosophen statt Israels die Semiten, statt der Kirche die Japhetiden, statt der Heiden die Hamiten. Der Humanismus hat also die Welt in Semiten, Japhetiden und Hamiten eingeteilt und ganz vergessen, daß sie in der Bibel bloß drei Söhne desselben Vaters Noah sind, Israel aber allen drei dienen sollte; und doch entwendet er seine humanen Namen dem Alten Testament.

Das Wort Antisemitismus ist also die Projektion des akademischen Denkens über die Natur des Menschen auf die behauptete Unnatur Israels. Daher waren so viele Juden des 19. Jahrhunderts Antisemiten. Denn aus der Juden-Emanzipation kam ein machtvoller Einstrom der Judenstämmlinge in die akademische Welt. Und weil diese Juden glänzende Akademiker wurden, wollten sie Griechen werden und nicht Juden bleiben. Die modernen entisraelisierten Juden haben in ihrer Mehrzahl Griechen zu sein getrachtet, Humanisten.

Dieser Antisemitismus ehemaliger Juden ist nun die größte Entlarvung des Antisemitismus. Der Antisemitismus ist die akademische *Bemäntelung* des Judenhasses. Und an seinen jüdischen Trägern erweist sich der Judenhaß als Glaubenshaß. Die jüdischen Antisemiten glaubten an den Humanismus und sehnten sich nach der akademischen Welt. So verwarfen sie die wirkliche Ge-

schichte vom Stamm zum Reich zu Israel zur Kirche. Für die Welt der Akademiker gibt es ja nur natürliche Menschen, und die Geschichte von der Weiterschaffung des vollen Menschen bis zum ersten wirklichen Menschen, Jesus, bleibt in dieser humanistischen Welt unauffindbar.

Aber die humanisierten Juden in jeder europäischen Nation lebten in ihrem Stück Antisemitismus ein Stück echter Begeisterung. Denn ich wiederhole, weil es nie erwähnt wird, die oben schon berührte Wahrheit: Geist weht nur, wo wir uns selber zu einem Stück hassen. Die Nächstenliebe ist nur da möglich, wo auch der Selbsthaß wirkt. Nächstenliebe und Selbsthaß bedingen einander. Die jüdischen Antisemiten haben daher begeisternd gewirkt, und das bißchen Nächstenliebe, das es im Bismarckschen Reich gab, war mit einem Tropfen jüdischen Selbsthasses gesalbt.

Daß dem so war, zeigte der heidnische Antisemit. Ihm war es kein Verdienst, Antisemit zu sein, da er ja dabei nichts gegen sich selbst unternahm. Im Munde des nichtjüdischen Europäers fehlte dem Antisemitismus die schöpferische Kraft des Selbsthasses. Das Verschwinden der jüdischen Antisemiten muß also den nun nur noch antisemitischen Nationalgeist mit Unfruchtbarkeit schlagen. Und deshalb ist die Schicksalsfrage Mitteleuropas das Verschwinden der begeisterten Antisemiten jüdischer Abstammung. Denn nur deren Selbstüberwindung verhieß etwas Gutes.

Abstrakte Diskussionen über den Antisemitismus sind wertlos. Aber was bedeutet die Abtrennung der Deutschen von den begeisternden Juden für die Zukunft des Geistes in Deutschland?

Die Frage bedürfte eines eigenen Buches. Ich bin ihr auch nie ausgewichen, seit sich mir die Ausstoßung der Juden aus dem Reich 1919 als Folge des Reichsunterganges enthüllte. Aber hier kann die Frage nicht behandelt werden. Denn sie ist keine akademische Frage. Die akademische Welt hat sich an der Judenfrage die Finger verbrannt. Alles Akademische bricht immer angesichts der Frage nach Israels Sinn zusammen. Denn die akademische Welt will — Ernst Curtius hat sie 1872 großartig davor gewarnt! — nicht zugeben, daß Israel das Gottesvolk ist. Dann wäre sie nämlich nicht mehr die akademische Welt. Diese ist ihrer selbst sicher dank der Mehrzahl und der Gleichgültigkeit ihrer Themen und Objekte. Israel aber ist der ewige Störenfried, weil es im Singular steht, weil es niemanden gleichgültig lassen darf, und weil es daher niemals objektiv behandelt werden kann. Es gibt nur Einen Gott. Und er ist ein eifersüchtiger Gott. Trotz alledem ist das, was die akademische Welt durch ihren Antisemitismus geleistet hat, nichts Geringes.

Der Humanismus hat nämlich eine echte Entdeckung über „den" Menschen gemacht. Der Humanismus hat den Völkern, den Kirchen und den Juden etwas mitgeteilt, das sie vergessen hatten. Der Humanismus hat zwar nicht das erwiesen, worauf er ausging, daß wir natürliche Menschen ohne göttliche Namen sein können. Der Mensch ist nicht Mensch, bevor er bei seinem Namen

gerufen ist. Von Mensch und Gott redet ein und derselbe Atemzug. Der Versuch, nur von den Menschen ohne ihre Geister zu reden, ist den Humanisten mißlungen. In der Schöpfungsgeschichte der Bibel ist genau das, was ihren Wert ausmacht, von den Humanisten wegkritisiert worden. In den ersten fünf Kapiteln des ersten Buches Mosis kommt der Mensch in drei Akten zustande: er wird durch Gottes Wort erschaffen; der eine Mensch wird in Mann und Weib gegliedert. Und er empfängt drittens den Namen, den er selber anerkennt: Adam. Und erst als Adam ist er Mensch! Das also ist unsere Dreifalt.

Dies alles hat der Humanismus in seiner Bibelkritik über Bord geworfen. Er hat bekanntlich die Einheit dieser Kapitel geleugnet und die Quellen geschieden. Er hat die Schaffung des unbenannten Menschen von seiner Ernennung abgetrennt gelesen. Er hat die namentliche Anerkennung des Menschen bagatellisiert. Er hat darin also ebenso gehandelt wie dadurch, daß er die Kinder Israels als „Semiten" abfertigte. Der unbenannte Mensch ist noch nicht Mensch. Der Humanismus läßt den Menschen unterhalb seiner Menschlichkeit, weil er ihn beschreibt, ohne zu respektieren, wie er heißt.

Trotzdem sei es nun wiederholt, daß der akademischen Muse gelungen ist, die Frage unserer Begeisterung vorwärts zu treiben. Nicht umsonst hat sie von Bibel und Christen und Heiden — das heißt von Juden, Kirchen, Völkern — zu schweigen unternommen. Indem sie geflissentlich bloß vom „Menschen" sprach, ist allen Völkern, Kirchen, Juden etwas widerfahren. Seit dem Staat Israel gibt es nämlich auch Heiden und Christen in Juda; dank den Konzentrationslagern gibt es mehr fromme Israeliten in den deutschen Kirchen.

Vor 1800 war alles so herrlich einfach: Die Christen reservierten sich die Heiligkeit, den verstockten Juden maßen sie als höchstes Gesetzesgerechtigkeit bei, und alles Heidnische wurde durch den Begriff „die Sünder" zugedeckt. Man „sei" christlich; die Juden seien ein warnendes Exempel. Das Heidentum sei ausgerottet.

Seit Goethe auf den Geruch der Heiligkeit und den Stolz der Gerechtigkeit dankend verzichtete, ist den Sündern der Kamm geschwollen, und den Christen und Juden ist nicht mehr ganz wohl zumute. Wohl gibt es noch kirchliche Zeloten, wie Karl Thieme, der 1945 der Judenfrage mit den Argumenten des Jahres 120 unserer Zeitrechnung zu Leibe rückte. Thieme bedauerte die Aufhebung des Ghettos und sprach sicher damit die Herzensmeinung von Millionen aus. Wie bequem wäre doch für die Thiemes dieser Wegfall des gefährlichsten geistigen Wettkampfes ihrer Gottesliebe mit der Gottesliebe der Juden.

Aber längst hat das Leben neue Bahnen eingeschlagen, weil es an dem christlichen, judenfreien Humanismus der Karl Thiemes nichts mehr zu beißen und zu brechen gab. Karl Thiemes Buch zur Judenfrage von 1945 ist wie vor Moses Mendelssohn und Lessing, also vor 1780, geschrieben. Heute ist die europäische Juden-Emanzipation verrauscht, weil sie ein Teil der französischen Revolution war; aber sie ist nicht etwa rückgängig gemacht. Die Weltrevolu-

tion von 1905—1945 hat vielmehr eine noch heiklere Verflechtung von Juden, Christen, Sündern gebracht. Die Sünder sind als Heiden aufgetaucht. Nach der Juden-Emanzipation haben wir also eine Heiden-Emanzipation. Weshalb? Auf daß nichts mehr Anathema sei, sagt die Apokalypse. Damit wir vollständig werden, übersetze ich.

Friedrich Nietzsche hat die Pfaffen aller drei „-tümer", die Heiligen, die Gerechten und die Teufel dazu gezwungen, sich zu ihrer Menschlichkeit herabzulassen. Wer sind denn diese heiligen Kardinäle und Diakonissinnen, diese gerechten Israeliten, an denen kein Falsch ist, diese Dichter und Denker, an denen alles „göttliche Natur" ist? Bestenfalls Abstrahlungen des Menschen, wie Gott auf ihn harrt. Nietzsche schrie es heraus, daß Eine Menschheit der Juden, Heiden, Christen werde Herr werden müssen. Das Ghetto, die Altäre, die Hörsäle hatten so lange ihre Sondersprachen geredet; mit Nietzsche wird diese Spaltung haltlos. Sogar Philologen müssen liebevoll, sogar Juden begeistert, sogar Christen wissenschaftlich werden. Wir alle müssen den Gezeiten, durch welche die Zeit pulst, Augenblick, Ewigkeit, Mittag, offenstehen. Der griechische „Kairos", die Ewigkeit Israels, der Mittag des Kreuzes zusammen enthüllten, wie der Mensch „gezeitigt" wird.

Das spezifische Erbe jeder der drei muß so verallgemeinert werden, daß wir der Frage Augustins gehorsamen können: „Was ist die Zeit?" Die trinitarische Antwort: Augenblick, Ewigkeit, Stunde, steht seit Jahrtausenden fest. Aber drei getrennte Gruppen trugen die Verantwortung für jeden Teil. Du, lieber Leser, bist ein Glied der ersten Generation, die in sich alle drei Antworten aufspüren muß.

Der wirkliche Vorgang aus 150 Jahren Judenfrage scheint der zu werden, daß jeder von uns in seiner Existenz die drei Elemente des Juden, Heiden, Christen wird anerkennen müssen, um mit dem vierten Menschen, der Bestie in uns, je nachdem fertig zu werden.

Es ist schwerlich Zufall, daß es heute bereits jüdische, christliche, heidnische Existenzialphilosophen gibt. Den Humanisten scheint es damit gelungen zu sein, die dreifache Eigenart, die eigenartige Dreifaltigkeit von Jude, Christ und Heide in jeden von uns hinein zu verfolgen. Was unterscheidet den Juden, Heiden und Christen? „Menschen sind wir doch alle." Der Humanismus hat uns das eingebläut. Bleibt nun noch irgendein Unterschied übrig? Vor der Juden-Emanzipation, und solange alle Völker sich christlich nannten, konnten sich die drei, Heide, Jude, Christ, einfach gegenseitig verachten. Alle Christen waren Gojim, Feinde für die Synagoge. Alle Juden waren verstockt für die Kirche. Alle Heiden waren Götzendiener für Juden und Christen. Unter dem Anprall des Humanismus aber ist eine neue Feuerprobe nötig geworden. Man hat sich nun so lange „Unter den Linden" begegnet und in den Hallen der Akademie, daß man sich nicht mehr den Spaß erlauben kann, von den anderen beiden „-tümern" einfach wegzusehen oder abzusehen. Sollte etwas an

dem Unterschied von Heiden, Juden, Christen sein, das sie alle drei unaufhörlich wieder entstehen läßt?

Ja, es ist in der Tat der Heide nicht schlecht, der Jude nicht verstockt, der Christ nicht mystisch. Sondern solange die Welt steht, werden Menschen ihrem Anprall entweder existentiell heidnisch oder existentiell jüdisch oder existentiell christlich antworten müssen.

Um das zu erkennen, braucht der gebildete Leser sich nur klar zu machen, daß es heute diese Existentialismen ohne akademische oder kirchliche oder zionistische Verbrämungen gibt. Sartre, Kierkegaard, Rosenzweig verkörpern das Ewige im Heidentum, Christentum, Judentum ohne Humanismus, ohne Kirche und ohne Zion.

Diese drei Namen weisen also darauf hin, daß die Toleranz der akademischen Muse, die Gemeinschaft der sichtbaren Kirche und die politische Wiedergeburt Israels dahinfallen könnten, und es blieben immer noch Sartre, Kierkegaard, Rosenzweig als drei unvereinbare Gegner übrig.

Was unterscheidet diese Gegner? Einzig und allein ihr Verhältnis zur Zeit!

Der Augenblick ist Gott für den Genius. Alle ursprüngliche Begeisterung verehrt den Rausch des spontanen Zeugungsaktes als den Beginn einer neuen Welt. Der Mensch ist schöpferisch, wenn er sein Leben heute neu anfängt. Jedes Werk des Genius — wie der „Werther" — macht Epoche.

Die Ewigkeit ist Gott für den Frommen. Hinter allen unseren Anfängen folgt ihr Scheitern, dem Rausch folgt der Jammer. Aber während alle dionysischen Ekstasen vergehen, bleibt das Ewige, zu dem diese Momente den Auftakt bilden. Im Ewigen sind wir am Ziel, am Ende. Indes, eine dritte Haltung wird uns aufgenötigt. Neben dem Rausch des ursprünglichen Lebens und dem Frieden des ewigen Lebens gibt es auch noch die entscheidende Stunde, wo das Wort Fleisch wird, und das Ewige Gestalt annehmen muß. Der Mensch, das Maß aller Dinge, ist der Genius der Heiden. Der Mensch, gemessen an der Ewigkeit, ist der Beter Israels. Aber die Einführung neuer ewiger Maßstäbe ist auch ein Teil unserer Erfahrung. Wir erfahren einmalige Geniestreiche, gewiß. Und wir erfahren das ewige Leben, das all-malige, in Kirche oder Synagoge. Aber drittens erfahren wir auch die entscheidende Stunde, in der alles totaliter aliter ist, ganz anders als unsere Morgenträume und unsere Abendgebete. Und die Mittagsstunde heischt das Opfer der eigenen Vorstellungen und des ewigen Friedens, um aus Abend und Morgen einen neuen Schöpfungstag zu wölben; den nächsten Tag, von heute ab, wird dank des Opfers unseres Willens und unserer Vorstellungen etwas ein für allemal geschaffen.

Kein Mensch kann leugnen, daß Morgen, Mittag und Abend verschiedenen Zeitgeistes sind. Prometheus spricht: „Denn aller Fleiß des Manns ist morgendlich." Der Beter spricht: „In Deine Hände befehle ich meinen Geist" und entschläft. Der Mittler spricht: „Um Mittag wars. Aus Eins da wurden zwei." Denn Vater und Sohn, Zeus Vater und Dionysos der kleine, Demeter und

Persephone, Braut und Mütter müssen am Kreuzesmittag der Entscheidung beide übers Kreuz verkörpert werden. Dies also ist die dreifaltige Wahrheit aller menschlichen Verwirklichung. Das Genie kann Werke, Kunstwerke schaffen. Das Volk der Ewigkeit, Israel, kann als Sauerteig unter den Heiden wirksam bleiben. Aber der Mensch verwirklicht das Geschöpf Mensch in seinem Mittagsopfer. Hier erst enthüllt sich die Wahrheit, daß wir Menschen keine „Natur" haben, sondern aus des Schöpfers Hand als seine künftigen Geschöpfe erst noch hervorgehen. Die Lebensgeschichte der Menschen, die auf dieser Mittagshöhe verwandelt werden, ist Schöpfungsgeschichte. In ihnen entsteht die nächste Gattung. Der Heide verklärt die Schöpfung, Israel harrt ihrer, im Christen wird sie fortgesetzt.

Jeder Mensch wird also künftig Jude, Christ und Heide sein müssen. Die Ursache ist, daß Morgen, Abend und Mittag alle geisthaltig sind. Gott hat ihrer keine verlassen. Den humanistischen vierten Menschen aber, den „natürlichen", gibt es nicht; der Mensch hat keine Natur. Aber der Humanist hat ein Publikum. Das Publikum gibt es. Als Publikum bin ich mein eigenes Deuteronomium. Der wirkliche Mensch ist nie und zu keiner Zeit entweder Jude oder Heide oder Christ allein gewesen. Er war noch etwas zweites. Auch in Israel gab es zwölf Stämme und den Tempel Salomos. Auch in Ägypten gab es Psalmen und Familien. Auch im Stamm gab es Propheten und die Ordnung der vier Himmelsrichtungen. Der Mensch ist trinitarisch. Er ist dreifaltig im Ebenbilde Gottes. Wie wäre es denn anders möglich, da er doch Gottes Ebenbild ist? Wie sollten wir die herrliche Vollkommenheit des Menschen aufgeben, der schon die vorchristliche Zeit sich annäherte? Wie können wir vorgeben, an Gott zu glauben, und sein Ebenbild zum Individuum verflachen? Dem Humanismus ist denn auch im Falle von Jude und Christ gelungen, was ihm bei Achill und Priamos gelang, bei Odysseus und Penelope, bei Darius und Alexander — die akademische Muse schafft nicht neue Menschen, aber sie öffnet die Menschen zueinander. Sie macht die Menschen einander teilhaftig. Mitteilung ist der großartige Beitrag der Muse. Und so haben sich im Zeitalter des Humanismus von Moses Mendelssohn bis zu Franz Rosenzweig schließlich auch Jude, Christ und Heide mitgeteilt; trotz der Ahnungslosigkeit der Antisemiten und Philosemiten wird fortan kein Geist in den gelichteten Reihen des Menschenvolks geistern, er wehe denn frei. Wir müssen ihn wehen lassen, wann er will. Wir müssen unsicher bleiben. Wird er dies nächste Mal aus dem Horizont der Zukunft oder des Ursprungs oder der Gegenwart über dich und mich hereinbrechen? Damit der Geist frei bleibe, fallen die Mauern der Kirche, der Wall des Ghettos, die Wände der Hörsäle.

Das dritte Jahrtausend verdankt es den mitteilsamen Musen, daß die Einteilungen der Menschen bereits zu Mitteilungen geworden sind, wenn es beginnt. In New York lud eine Negerfamilie Weiße und Schwarze zu einer Feier ein. Eine Deutsche geriet mit einem Neger-Doktor ins Gespräch. Er

hatte in Oxford studiert und sagte im Vorbeigehen: „Mein Lieblingsdichter ist Friedrich Schiller." Der Atem der deutschen Frau setzte hörbar aus. „Weshalb wundert Sie das?", sagte der Doktor, „Schiller ist doch der Dichter der Freiheit." So also sieht es in uns Menschen von heute innen aus.

Anteile der Wahrheit hat der Glaube der Heroen, der Propheten und der Märtyrer geschaffen. Alle Werte haben Vorfahren. Kein Wert ist durch Werte geschaffen. Immer muß ein gelebtes Menschenleben den Wert verkörpert haben, bevor er existiert. Und so hat es prometheische, messianische, christliche „Werte" seit Prometheus, seit Abraham, seit Paulus und Petrus gegeben. Aber erst seit 1800 haben sich Heide, Jude, Christ einander geöffnet. Das hat die Muse getan. Der akademische Geist ist komisch, wenn er sich für schöpferisch hält; er ist tiefsinnig, wenn er sich an sein göttliches Teil, an die Mitteilung, hält. Die deutsche Nation hat sich in den Dienst dieser gegenseitigen Mitteilung gestellt, als sie sich in den Dienst der „Bildung" stellte.

Fassen wir zusammen: Antisemitismus ist ein akademischer Ausdruck. Er erwuchs aus der Schulsprache des Humanismus. Der Ausdruck versuchte die existentielle Tatsache, daß Heiden, Juden, Christen glauben, durch die Naturbeschreibung zu ersetzen, daß es Semiten, Japhetiden und Hamiten „gebe". Das ist ihm nicht gelungen. Aber er hat statt dessen den Heiden, den Juden, den Christen in allen Menschen eingesetzt. Der Heide, der Israelit und der Kreuzesträger sind in uns allen lebendig; denn wir alle müssen ursprünglich schaffen (heidnisch), erwartungsvoll hoffen (jüdisch), entscheidend lieben (christlich), also an Anfang, Ende und der Mitte allen Lebens teilnehmen. Die akademische Muse hat diese drei Zeiten einander mitgeteilt. Franz Rosenzweig hat diese umwälzende Tatsache des Offenwerdens der drei „-tümer" zueinander als erster ausgesprochen und begründet. Ein Neuabdruck seines Aufsatzes „Das Neue Denken", welcher seinen „Stern der Erlösung" erläutert, ist ein dringendes Gebot der Stunde. Denn hier ist die neue Epoche der Anteilnahme aller ausgerufen. Es gibt ja nun keine „Konfessionen" mehr, die einem Menschen erlauben, naiv zu rufen: „Ich bin das und das." Um diesen Punkt zu beweisen, zitiert mich Rosenzweig im „Stern der Erlösung" (Einleitung zum III. Teil, S. 32). Er hatte mich nach meinem Glauben gefragt, und ich hatte brieflich geantwortet: „Ich hoffe zu glauben." Mit voller Wucht ergriff er diesen existentiellen Satz und prägte ihn zum Dogma: „Die Liebe war sehr weiblich, der Glaube sehr männlich, erst die Hoffnung ist immer kindlich; erst in ihr beginnt sich das ‚Werdet wie die Kinder' in der Christenheit zu erfüllen. Und so ist Goethe immer kindlich. Er traut seinem Schicksal. Er hofft auf seine eigene Zukunft. Er hofft, wie Augustin liebt, wie Luther glaubt. Und so tritt die ganze Welt unter dies neue Zeichen. In die Hoffnung fügen sich die alten Kräfte, fügen sich Glaube und Liebe ein. Der Mensch spricht: ‚Ich hoffe zu glauben.'"

Die Abwesenheit des Judentums in Deutschland setzt das Christentum und

das Heidentum (den Humanismus) zu Gespenstern herab. Ohne das Judentum wird das Christentum zu einer Fichteschen Philosophie vom seligen Leben, eine Umnebelung mit Begriffen. Und ohne das Judentum wird das Heidentum zum orgiastischen Augenblick, einer sinnlosen Folge von dionysischen Räuschen und prometheischen Blitzen. In anderen Ecken der Erde drohen andere Lücken im vollen Haushalt der Seele. Aber in Deutschland droht eben diese, welcher katholische und protestantische und akademische Stimmen wohlweislich ausweichen und welche zur Zeit nur die Reste echten prophetischen Sozialismus ausfüllen. Die Sozialdemokratie ist deshalb noch unzerstört in Deutschland, weil sie zwischen den Kirchen und den Gebildeten die dritte Haltung zur Zeit, die messianische als ihr israelitisches Erbe repräsentiert. Offenbar ist der Prozeß gefordert, aber noch nicht in Lauf gesetzt, der auch auf deutschem Boden den Kindern der Zeit erlauben wird, die Zeit entweder im Augenblick neu anzufangen oder das Ende der Zeit vorwegzunehmen im Ewigen oder das Ewige zur rechten Stunde in seiner Verkörperung zu verwirklichen. „Wie ersetzt ihr die Juden, die Hitler umgebracht hat?" ist die Schicksalsfrage an die Deutschen, weil die Gewalt der falschen, einseitigen Zeit sie um ihre Gewalt über die Gezeiten zu prellen droht.

In einem Essay über den Wiener Kongreß von 1815 las ich mit Freuden den Satz: „Am 9. Juni wurde ‚im Namen der hochheiligen, unteilbaren Dreifaltigkeit' das Vertragswerk unterzeichnet, das ... den Grundstein der politischen Ordnung Europas gebildet hat."

Der Verfasser hat die Formel ‚in nomine sanctissimae individuae Trinitatis' in Anführungsstriche gesetzt. Ich bitte um die Erlaubnis, aus dieser ehrwürdigen Formel mehr als eine bloße Anführung zu machen. Die Formel ist anscheinend heute unverständlich; daher die Anführungsstriche. Dann ist es gewöhnlich hohe Zeit, das bloß Angeführte wieder einmal ausführlich zu behandeln. Nur wenn man ausführlich wird, kann man die ungeheure Macht dieser Formel über das Leben Europas und des Abendlandes voll würdigen. Und wenn man sie versteht, wird die Ohnmacht unserer Welt, Frieden zu schließen, begreiflich.

Die Formel steht übrigens auch als Eingang über dem Frieden, in dem England 1783 die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten von Nordamerika anerkannte. Amerika und Europa sind mithin unter diese Formel gestellt worden, als sie in ihrer modernen Form zur Welt kamen.

Pah, sagt der Skeptiker. Die Formel ist eine Versteinerung aus dem Mittelalter. Da bestanden die Kanzleien aus Klerikern, und die Priester und Mönche mischten eben Theologie in die Urkunden ein. Äußerlich ist es natürlich wahr, daß die Kapellen der Könige und Kaiser keine schreibkundigen Laien fanden und daher die Mönche Latein drechseln ließen. Aber ist das alles, was über diese Formel zu sagen ist?

Individua Trinitas ist weder Theologie noch bloße „Worte". Es stammt nämlich aus der Liturgie, nicht aus der Theologie. Und alles, was in der Liturgie steht, ist noch etwas ganz anderes als die gedachten Begriffe der Theologen und bloße Worte. Worte würden in die Theologie gehören. Denn in ihnen spricht man von Gott und der Welt in absentia. Theologen reden ja von Gott als dem Objekte ihrer Wissenschaft — Gott scheint es ihnen zu vergeben —, und Objekte hören nicht, wenn man von ihnen spricht. Er, der sich von uns töten ließ, läßt sich auch von den Theologen behandeln, als ob er, der Allgegenwärtige, nicht da wäre, alldieweil sie über ihn argumentieren.

Das gibt's in der Liturgie nicht. Hier treten wir unter seinen Namen. Hier hat das Wort Kraft. Worte, die Kraft haben, sind Namen. Die Formel spricht nicht *von* der Heiligen Unteilbaren Dreifaltigkeit, sondern sie unterstellt uns ihr als einer wirkenden Macht. Jeder Name zieht, so wie Arnold Winkelried die Speere der Feinde, die tägliche Entscheidung auf sich, ob sein Träger tot sei oder lebendig, ob er tue oder leide.

In nomine sanctae et individuae Trinitatis ist eine Anrufung der Einheit,

die wir nicht unterteilen dürfen, ohne die Heilsgeschichte von Gottes Frieden mit uns zu unterbrechen. Der Name, der um unseres Heiles willen nicht unterteilt werden darf, wird angerufen. In der Formel steckt mithin ein doppelter Befehl: Unterstellen wir uns, Freund und Feind, der uns gemeinsamen Dreieinigkeit! Unterteile sie nicht! Dann kann Friede werden.

Denn in der Formel wird das Wort individuus gebraucht als hieße es „Non dividendus". Das an sich zweideutige Wort hat hier den Sinn: daß, was nicht geteilt werden *soll*, nicht geteilt werden *darf*.

Nun gibt es aber in der Geschichte des abendländischen Sprechens einen zweiten Strang, auf dem uns dasselbe Wort Individuus zugereist ist: die „individua" sind auch die Atome des Demokrit. Das sind die kleinsten Teile der Welt. Man *kann* sich keine kleineren denken. Das Wort Atom wurde erfunden, um zu bezeichnen: Hier ist etwas, was wir gern teilen möchten, aber nicht teilen *können*. Und ‚Individuum' ist die lateinische Version dieses griechischen Begriffs.

Mithin haben wir zwei lebendige Überlieferungen für das Wort Individuum. Die eine geht durch die Zeiten im Himmel der Trinität. Die andere beschreibt die Dinge der Erde. Das eine befiehlt uns, das Geheimnis der göttlichen Dreifaltigkeit zu respektieren; das andere aber empfiehlt uns, kein Geheimnis der Dinge zu respektieren. Das, was nicht geteilt werden *soll*, oben, und das, was nicht geteilt werden *kann*, unten, werden mit demselben Wort bezeichnet. Aber die Bezeichnung wendet sich wie alle lebendige und nicht mißverstandene Sprache in zwei entgegengesetzte Richtungen: Individua Trinitas befiehlt dem Menschen, sich vor einem Geheimnis zu beugen; ‚Individua' gleich ‚Atome' befiehlt der Materie, ihre Geheimnisse dem Menschen preiszugeben.

O geheimnisvolles Sprechen der Menschen. Der Freiherr von Hügel konnte nie müde werden, uns Menschen unter die Wucht dieser dauernden Hin- und Herwendung zwischen Gott und Welt zu stellen. In dem Wörtchen Individuum erscheint Gott und erscheint die Welt. Nur darf man sie nie verwechseln. Man soll zwischen ihnen abwechseln.

Entsprechend wird das Wort von Thomas v. Aquino in beiden Bedeutungen gebraucht. Er wechselt es mit indivisibilis ab. Gott und der mathematische Punkt sind beide unteilbar. Aber, sagt er, hier ist ein doppelter Sinn offenbar. Sie sind nicht unteilbar in demselben Sinne.

Ist das nun die ganze Geschichte des Individuums? Dann wäre es keine Geschichte, sondern bloß ein logischer Gegensatz. Die Kanzleien hätten dann die unteilbare Gottheit angerufen; die Alchimisten aber hätten die unteilbaren Teilchen des Urstoffes gesucht. Nun ist das ja auch beides geschehen, bis heute die individuellen Atome gespalten sind und die Kanzleien weder Krieg erklären, noch Frieden schließen können, weil die Kriegsparteien sich unter keinen *gemeinsamen* Namen mehr stellen können.

Die Welt explodiert; es gibt also keine Atome im Sinne dessen, was nicht geteilt werden kann. Die Kriege brechen aus, und der Friede wird nie geschlossen; es lebt also kein Gott, der zwischen den Parteien nicht gteilt werden darf, muß und soll.

Es hat sich also anscheinend ein logisches Gegensatzpaar durch neun Jahrhunderte erhalten und ist dann auf einmal ohnmächtig geworden. Indessen ist Geschichte nicht so mechanisch. Die Macht eines Namens und die Kraft eines Wortes wandeln sich unausgesetzt. Ja, die beiden Worte oder Namen wirken im Augenblicke nicht. Stalin und Truman werden nicht im Namen der unteilbaren Dreifaltigkeit Frieden schließen, und deshalb wird vermutlich das Zwielicht zwischen Krieg und Frieden, das weder Krieg noch Frieden kennt, uns umspielen. Und die Welt vergeht vielleicht in Feuer. Aber der Mensch zwischen dem Gotte des Friedens und der explodierenden Welt hat aus neunhundert Jahren etwas erfahren. In dem Wettlauf von Gott und Welt um seine, des Menschen, Seele ist er vielleicht selber ein Individuum geworden?

So ist es in der Tat. Die beiden Formeln, jede für sich genommen, sind heute tot. Denn das Atom heißt heut ‚Atom', weil es auflösbar ist, wie canis a non canendo. Und die Politiker muten den Massen keine Verträge im Namen des „Individuus" zu.

Flüchten wir aber zu dem Erben dieser tragischen Endkatastrophe unserer biblischen und unserer griechischen Erbschaft. Flüchten wir zum Menschen. Ist da vielleicht auf die Wiederauferstehung des Individuums zu hoffen? Ist der Mensch vielleicht aus Juden und Griechen zum Christen geworden, unteilbar, weil er nicht geteilt werden kann, unteilbar, weil er nicht geteilt werden soll?

Als ich jung war, da waren die Geister voll von der Herrlichkeit des großen Individuums. Die Renaissance war sein Geburtstag, wurde uns gesagt. Gobineau's Renaissance, Jakob Burckhardt — und ganze Horden von Kunsthistorikern und Nietzscheanern priesen das große Individuum. Cesare Borgia, Pietro Aretino, aber auch Leonardo und Michelangelo kamen unter dies Rubrum.

Ich hatte Mühe, in meiner Valediktionsarbeit über ein solches großes Individuum der Antike, den berüchtigten Publius Clodius Pulcher, mich aus diesem Nebel herauszuarbeiten und besagtes großes Individuum als ein bloßes, seelenloses Naturschauspiel zu durchschauen.

Es kostete den Primaner eine ungeheure Anstrengung, die Verherrlichung des Individuums abzuschütteln. Ich endete meine Biographie damals mit einem Satz, der noch heut' zeigen kann, worum es in der Erfassung des Individuums bis auf den heutigen Tag geht.

Ich schrieb: „In einem brodelnden Hexenkessel wallt eine schillernde Blase auf und zerplatzt." Nach fast zwei Jahren harter Quellenforschung war es für mich ein Ereignis, das bloße Naturhafte dieses römischen Politikers so

schroff wie möglich zu kennzeichnen, als einen Schutz um meine eigene damals dem Renaissance-Schwindel ausgesetzte Seele.

Ich war ungerecht, denn ich focht für meine eigene Existenz. Und ich rettete mich vor einem ganzen Ozean von Literatur über „das Individuum und die Gemeinschaft". Das Wort „Individuum" hat ja die Juristen, die Historiker, die Soziologen, die Psychologen besessen gemacht. Bis auf den heutigen Tag glauben die Geister der Welt, daß der Mensch ein Individuum sei. Sie beschreiben die Gesellschaft so, als ob sie aus Individuen nach Art eines Mosaiks bestehe.

Nein, sagt die Seele, das kann nicht sein. Der Apfelbaum trägt Äpfel. Deshalb aber besteht er doch nicht „aus" Äpfeln. Der Mensch ist die Frucht des Menschengeschlechts, und das Menschengeschlecht kann aus einem Menschenpaar erneuert werden. Aber es ist keine einzige Gemeinschaft ein Mosaik aus Individuen.

So spricht jede Seele. Jesus ist kein Individuum, denn er hat unsere Natur erneuert wie das Samenkorn einer neuen Saat. Was hat es aber dann mit dem ungeheuerlichen Ansturm des Wortes „Individuum" auf sich?

Ich verdanke Robert Grosche die Einsicht in eine wunderbare Geschichte, dank derer ich gegen das böse Wort „Individuum" nicht mehr bitter zu sein brauche. Und ich möchte heut' zugeben, daß es allerdings mit dem modernen Individuum etwas Wichtiges auf sich hat. Das Wort „Individuum" stammt aus der Geschichte des Christentums. Das Wort „Individuum" bezeichnet auf das genaueste die Frucht einer Vermählung zwischen Kirche und Welt. Das Wort „Individuum" hat nämlich zwischen den beiden Eisenbahnsträngen des unteilbaren Gottes im Himmel oben und der unteilbaren Einzelteilchen der Materie unten dem Menschen sich mitgeteilt. Dieser zwischen oben und unten eingekeilte Mensch ist weder Gott noch Materia; daher ist er weder die unteilbare Dreieinigkeit noch das unteilbare Atom. Er ist uneinig, und er ist zerrissen. Aber als er den neuen Namen des Individuums empfing, da wurde ihm dieser neue Name zugerufen, damit er eine Verheißung höre: Ja Du, der uneinig und zerrissen ist, Du kannst „Individuum" werden. Der schaffende Mensch, der schöpferische Mensch, werde unzerreißbare Einheit wie das unteilbare Atom. Und die anderen Menschen müssen ihn so ungeteilt lassen wie einen Gott. Der in der menschlichen Hülle mit anderen lebende Mensch empfing als seine Aussteuer den *Genius*, der ihn eins *macht*, und um deswillen empfing er als sein Recht in der Gesellschaft den Respekt, der ihn eins sein *läßt*.

Der Name des Individuums kam als eine historische Beglaubigung der Amtsgnade, die dem Genius von Gott verliehen ist.

Da liegt sein Recht, und da liegt seine Schranke.

Eifersüchtig hat der Individualismus den Ursprung seiner Gedankenwelt in der heidnischen Antike bei den Griechen gesucht. Und die These, die ich hier

aufstelle, daß wir von Individuum nur reden können, weil es ein Sozialphänomen der christlichen Aera ist, wird alle Humanisten auf den Plan rufen. Sie werden zu beweisen suchen, daß in dem Worte Individuum gar nichts als ein bloßes ‚Unikum' stecke. Es handle sich da bloß um den Menschen an und für sich. Und der lateinischen Vokabel ‚individuus' solle man nicht eine Dialektik zwischen Liturgie und Naturwissenschaft aufladen. Die Humanisten würden glauben, allen Boden unter den Füßen zu verlieren, wenn man ihren geliebten Vokabeln „Geist, Körper, Natur, Ich, Wissenschaft, Bewußtsein, Selbst" etwa ebenso eine paradoxe Abstammung von der Mutter Kirche und dem männlichen Denken des Philosophen zuschriebe, wie wir das für Individuum behaupten.

Um sie zu überführen, müßte man also allerdings am besten zeigen, daß sie kein einziges Wort gebrauchen, das nicht halb christlich und halb weltlich ist. „Natur, Geist, Körper, Wissenschaft, Bewußtsein, Selbst" sind Renaissance-Worte wie Individuum. Und sie sind alles Worte, die es so in der Antike nie gegeben hat. Sie alle teilen das Schicksal von ‚Individuum', daß sie nämlich halb aus Gott und halb aus der Schöpfung ihren Begriff empfangen haben. Nikolaus von Cues im fünfzehnten Jahrhundert wußte um diese wunderbare Tatsache. In der dauernden Hinwendung der Menschen zu Gott und zur Welt teilen sich dem Menschen Eigenschaften von Gott und Welt mit.

Unser Naturbegriff stammt ebenso aus der Natur Gottes als aus der Natur der Welt, sagt Cues. Und jeder lebende Körper verdankt dem Corpus Christi ein Element seiner Beurteilung unter uns. Da es aber ein langes Buch werden würde, wollte ich die gesamte Sprache von Cusanus bis Whitehead als eine Mischung aus Liturgie und Philosophie erweisen, so muß ich einen kürzeren Weg wählen, um das Individuum mit der Dreieinigkeit und den Atomen zusammenzurücken.

Zunächst will ich an einem einzigen Wort der Renaissance zeigen, daß politisch solche Mischung uns selbstverständlich geworden ist. Ich wähle das Wort „Nation", unter dem wir heut' so schrecklich leiden. Das Wort „Nation" ist eine lateinische Wurzel, die das Geborene, das Blutmäßige einer Gruppe hervorhebt. Was geboren ist, ist national. ‚Angeborenheit' würde man es in einem antiken Text übersetzen dürfen. Aber in meinen „Europäischen Revolutionen" habe ich gezeigt, wie jede moderne Nation eine literarische Kraft entfalten muß, bevor aus bloßem Volkstum Nation wird. Man kann keinen Nationalstaat fordern, wo das Volk weder eine Literatur, noch eine Universität, noch eine kirchliche Lebenstätigkeit eigener Art entfaltet (Die Europäischen Revolutionen, Jena 1931, S. 60).

Das kommt daher, daß auf den Konzilien des Mittelalters, wo man die zwiespältigen Papstwahlen überwinden wollte, der Klerus nach Nationen sich gliederte. Nicht die geborenen und angeborenen Völker, sondern die wiedergeborenen Geistlichen der Kirche waren zuerst „Nationen". Aus den

Geistlichen wurden bald die Geistigen, aus dem clergé die clercs, aber immer haftet seitdem der Nation eine von oben aus dem Geist stammende lichte Bedeutung an. Es gibt den Nationalismus nur so lange, als die Nationen durch eine begeisterte Gruppe ins Leben der Geschichte gerufen werden. Sobald die Nation zur bloßen Angeborenheit herunterfällt, wird sie zur Nationalität wie unter Stalin. Er beherrscht 155 Nationalitäten, eben weil keine einzige davon „Geist" haben kann oder soll. Aber von 1450 bis 1933 war die Nation ein Träger des Einen unteilbaren Heiligen Geistes. Alle Nationen waren Rivalen der Kirche und messianische Werkzeuge der Geschichte des Heils auf Erden, in ihrer eigenen Überzeugung. Damit ist aber die Nation genau so die Erbin der angeborenen Menschennatur wie des eingeborenen Sohnes Gottes. Auch sie ist dualistisch abgeleitet, auch sie empfing ihren Sinn aus ihrer Stellung zwischen zwei Naturen, der Natur Gottes und der Natur der Geschöpfe. In der Nation der Neuzeit — gegen den Humanismus sei es betont — sind Angeborenheit und Eingeborenheit einen Bund eingegangen. Es kann nur innerhalb der christlichen Zeitrechnung Nationen geben; brechen sie aus dieser Zeitrechnung aus wie heut' und proklamieren ihre bloße Angeborenheit außerhalb der Eingeborenheit von Gottes Sohnschaft, da sind sie auch schon vernichtet und vernichten sich gegenseitig. An dem Tage, können wir sagen, wo irgendein Renaissance-Begriff der letzten vierhundert Jahre aus der Spannung seiner Abstammung von Himmel und Erde herausfällt, ist es mit ihm zu Ende. — Und nun lenken wir zurück zum Begriffe des Individuums. Wo nahmen denn die Reden vom Individuum ihren Anfang?

Robert Grosche, wie ich schon sagte, hat mir dafür die Augen geöffnet. In der tiefsinnigen Schrift Bonaventuras über die Zurückführung der menschlichen Künste auf die Theologie steht das Folgende: „Die Herrschaft der handelnden Tugend bedarf dreifacher Bewältigung: respectu propriae vitae, repectu familiae et respectu multitudinis. Deshalb gibt es eine dreifache Morallehre: scilicet in monasticam, oeconomicam et politicam." Grosche übersetzt: Es gibt eine Lehre vom Individuellen, vom Häuslichen, vom staatlichen Leben.

Das öffnete mir die Augen. Was der mittelalterliche Mensch mönchisch, monastisch, nannte, das mußte Grosche sinngerecht mit „individuell" übersetzen.

Der Name des Individuums ist der Name für die Säkularisierung des Mönches. Individuen heißen die Laien in der Nachfolge der Mönche. Was man die Vermönchung der Laien genannt hat, ist ja im wesentlichen die Geschichte der Neuzeit seit 1300, vom Franziskaner bis zum opfervollen Klassenkämpfer. Der Laie, erst heut' das große römisch-katholische Problem, wird bereits problematisch mit der Renaissance. Und die Würde, die dem Mönche im Mittelalter zugebilligt wurde, seine Unteilbarkeit und Unverletzlichkeit, ging eben seit dem Jahre 1450 mehr und mehr auf die Individuen über.

Dieses Scharnier erklärt eine Reihe von Zügen im Individuum. Der Mönch

hatte zwischen 1000 und 1500 die Gesellschaft geistig repräsentiert. Nur der Mönch hieß „conversus" und „religiosus" im Jahre 1000. Der Weltklerus war so verweltlicht, daß er „MUNDUS", eben Welt, ausdrücklich hieß. Priester fröhnten der Blutrache und waren Laien und Fürsten und Kriegsleute. Das heißt, sie waren zerrissen und geteilt. Sie waren alles andere als Individuen. Ungeteilt war nur der Mönch. Der Religiosus hatte sich convertiert. Er war deshalb individuell, weil er sich abgewendet und umgewendet hatte. Im Mönche wird eine Grundbedingung des Individualismus klar. Nur wer sich von der Welt abheben kann, kann ein Individuum werden. Individuus fit, non nascitur. Das ist die christliche Erbschaft des Individuums.

Da das beim Mönche klar ist, müssen wir es uns beim Individuum wieder klarmachen. Die modernen Nervenbündel des Psychoanalytikers sind keine Individuen mehr. Denn sie sind gespalten, teilbar. Die modernen Massen sind keine Individuen. Denn sie werden nicht auf ihre Unteilbarkeit hin respektiert. Nur wo der convertierende Mensch noch im Künstler, Gelehrten, Unternehmer zu spüren ist, nur da ist dies Individuum respektabel und einig mit sich selber.

Schließlich, keine Gesellschaft *besteht* aus Mönchen. Mönche kommen hinter der Gesellschaft her und bereiten eine neue vor. Die meisten Bücher über Individuum und Gemeinschaft sind das Papier nicht wert, auf das sie gedruckt sind. Denn sie fingieren eine Streichholzschachtel, genannt Gesellschaft, die aus Individuen bestände, eben lauter Streichhölzern. Da aber die Mönche und die Individuen über die Gesellschaft hinausreichen, nach oben in die göttliche Unteilbarkeit, nach unten in die Einsamkeit des letzten Materie-Teilchens, so ist das gesellschaftliche Leben selber nicht aus ihnen zusammengesetzt. Die Eltern und Kinder, Brüder und Schwestern, Bräute und Bräutigame, bilden die Gesellschaft. In Mönchen und Individuen aber geht der Mensch jeweils über die bestehende Welt hinaus. In ihnen ist uns verheißen, daß die Teilung der Menschen nach Geschlechtern und Lebensaltern vorübergeht! Et quos aut sexus in corpore, aut aetas discernit in tempore, omnes in unam pariat *gratia* mater infantiam. (Karsamstagsliturgie.) Eine Gnade gebiert die Getrennten. Aber sie müssen dazu *sich abheben.* Ohne ein Gebet gibt es die neue Einheit nicht.

Das Genie des Individuums der Neuzeit und die Gnade des Mönches in der mittleren Zeit entsprechen einander im Innersten, obwohl ich mir gewiß auch ihres Unterschiedes bewußt bleibe. Trotzdem ist Goethe z. B. nicht zu verstehen, wenn man bei ihm nicht den Genius als Gnade versteht, als Begnadigung. In Goethe hat eben diese Gnade des Genies ihre dem christlichen Glauben nirgends widersprechende, wohl aber ihn erhellende Aussage empfangen.

Neunhundert Jahre hat der Westen als Kind der Vermählung aus Liturgie und Philosophie gelebt. Den Russen ist das Individuum fremd geblieben. Der einzelne Christ spricht christlich und spricht schöpferisch in Rußland ohne

die Umwege über einen mönchischen oder einen individualistischen Bruch mit der weltlichen Kirche. Die Russen haben Laienlehrer der Theologie auf ihren Priesterseminaren oder Universitäten. Die Dokumente des Östlichen Christentums von Hans Ehrenberg — zwei wunderschöne Bände von 1922 — erstaunen uns Westler, weil dort weder Individuen noch Mönche, sondern bloß Christen reden.

Mönch und Individuum sind beides Versuche, die verweltlichte Kirche auf die Gnadengaben des Geistes hinzuwenden. Beide sind daher Übertreibungen insofern, als der gemeine Mann nicht zum Mönch und nicht zum Individuum geboren wird. Wäre also die Persönlichkeit nur dem Mönche und nur dem Genie verheißen?

Die Uneinigkeit des Menschen und die Zerrissenheit der genialen Naturen liegt heut' zutage. Der Wettlauf zwischen Staat und Kirche, zwischen Genius und Mönch, hat sich erschöpft. Der Mensch steht aber nach wie vor zwischen Himmel und Erde. Und er muß unteilbar bleiben und als unteilbar wieder respektiert werden, soll er nicht untergehen.

Die moderne Arbeitsverfassung respektiert das Individuum nicht. Denn sie arbeitet in Schichtwechsel. Da gibt es nichts Individuelles. Und die Kirche zittert um die Familie. Denn die rationiert die Kinder. Da hat keine mönchische Lösung Dringlichkeit. Die Sprache des Westens wird also schwerlich so weiter gesprochen werden. Aber diese Sprache ist wahr und groß und verheißungsvoll. Wir mögen sie in Familien und Werkgruppen übersetzen. Wir mögen unsere Unteilbarkeiten als nicht gegeben, sondern nur verheißen und aufgegeben verstehen lernen. Aber Osten und Westen in gemeinsamem Ringen werden die Sprache des Westens doch weitersprechen müssen, die Sprache der Menschen, die Gott nicht teilen wollen und die Schöpfung nicht teilen können. Diesmal ist es nicht um Gottes oder um der Welt willen, daß die Menschen die heilige unteilbare Dreieinigkeit werden anrufen müssen. Die Erde kann man teilen. Gottes Namen darf heut' jeder Idiot mißverstehen. Aber der Mensch selber zerspringt und zersplittert. Er wird zum Idioten, zur Masse, zur Laus, die man zerquetscht. Es dienten die Mönche der Einheit Gottes. Es dienten die großen Individuen der Verherrlichung der Einen Natur. Die sakramentale Gruppe muß künftig dienen. Wir müssen wieder verdienen zu leben, wir selber, in nomine individuae Trinitatis. Die menschliche Familie muß *sich entsprechend abheben* und Angeborenes und Eingeborenes in einem Konzert der Stimmen vermählen. Nicht der alleinstehende Mönch, nicht der einsam schaffende Genius, aber die ihrer Eigenart in der Vermassung treubleibende Einzelgruppe wird den Heiligen Geist bezeugen: vorübergehend und sterblich wie Ehe und Freundschaft, aber auch beseelt und durchgeistigt wie alle Pfingstgeschöpfe.

„DER VERRAT IM 20. JAHRHUNDERT"

I. Vorbemerkung:

Margret Boveri ist die Verfasserin der Bände über den „Verrat im 20. Jahrhundert" im Rahmen der Rowohltschen Enzyklopädie.

In diesen Bänden wird als Verräter abgehandelt, wen ein Gericht als Verräter bezeichnet hat. So marschieren in bunter Reihe die auf, welche zu Gunsten Hitlers im Ausland Verrat begingen, wie die Rose von Tokio, Quisling, Knut Hamsum, hingegen in Deutschland gerade solche, die sich gegen Hitler gewendet haben. Caillaux oder Redl kommen nicht vor. Im Falle der Kreisauer ist es Frau Boveri sogar entgangen, daß gegen H. J. v. Moltke die Anklage des Hochverrats durch Hitlers Schergen selber fallen gelassen worden ist! Denn sie stülpt über den deutschen Widerstand gegen Hitler und die europäischen Quislings denselben Begriff. Hingegen wird der Verrat des von französischen Gerichten 1941 als Verräter verurteilten Generals de Gaulle nicht erwähnt; etwa, weil er seinen Verfolgern entgangen ist?

Four Wells 20. 9. 1956

II. Der Brief

Liebe Frau Boveri,

Die beiden Bändchen, so gut adressiert, so herzlich gewidmet, sind nun eingetroffen und gelesen, auch von meiner Frau. Ich danke Ihnen.

Sie öffnen uns einen überraschenden Einblick in die Rowohltsche Enzyklopädie, d. h. in die seit 1933 ohne uns weiterlaufende Entwicklung des weltlichen deutschen Wesens. Wir kommen uns altmodisch vor, altmödig, wie meine Schweizer Frau sagen würde.

Die Trennung von Glaube und Politik ist ja seit 1789 mit Riesenschritten vormarschiert.

Denn wir wurzeln ja in einer Geschichte des Heils, aber seit 1789 ist eine nationale Naturgeschichte unter Ausschluß des Glaubens aufgezogen, und indem sie sich in die zwei Arme: Presse einerseits, nationale Geschichtsquellenforschung andererseits, teilte, weiß sie schon gar nicht mehr, daß Presse und Historiker seit Treitschke zwei Arme des einen Säcularisierungsstromes sind, durch den Voltaire und Rousseau „ont écrasé l'infâme". Aber: „Alle Geschichte kann immer nur ein Glaubensartikel sein", hat Nietzsche gesagt. Presse und Geschichtsprofessoren beide leugnen das, weil die Nationalsprache beider *Hinterrücksdogma* ist („Dogma" ist jeweils unser „Hinterrücks". Ihr Dogma, liebe Frau Boveri, ist die deutsche Sprache. Ich durchschaue Ihr „Medium" als ein Dogma.) Zeitungsschreiber und weltliche Geschichtsschreiber haben sich so lange gegenseitig den Ball der Nachrichten und Quellen zugeworfen, daß sie in diesem gegenseitigen Polarisierungsprozeß befangen vergessen haben, es

stehe bis 1800 immer die Geschichte als Glaubensartikel mit der Geschichte als neueste Nachrichten in *Spannung*. Bis 1890 las der Präsident meines Colleges hier der abgehenden Klasse eine biblisch-eschatologische Universalgeschichte. Diesen Kurs habe ich 1935 neu belebt und lese ihn. Er wird der zweite Band meiner Soziologie, der schon ein dutzendmal geschriebenen. Der Kurs hier heißt „Die ewigen Horizonte der Menschheit" und behandelt die Geschichte als Glaubensartikel. Also zum Beispiel unsere Fähigkeit, Zukunft oder Vergangenheit oder Gegenwart zu formen, mit neuen im Laufe unserer Geschichte überhaupt erst durch Glauben *erworbenen* Eigenschaften, sind also Glaubenstaten, durch die unser Verstand umgeschaffen, ja überhaupt erst erschaffen worden ist. Diesen Verstand hat die Aufklärung verloren, weil sie ihn für ein Naturale ansieht. Eben dieser Irrtum der Presse und Historiker heißt „Säkularismus". Die Trennung von Glaube und Politik — und die Unterbauung der Politik mit rein weltlicher Geschichte — ist seit 1789 durchgesetzt: Die Zeitungen selber waren ebenso ein Kampfmittel dazu wie die Geschichtsprofessoren. So wurde Gott getötet.

Daher lese ich Ihre Bände wie ein Ausgewanderter, aber eben auch geistig Ausgewanderter. Ich entnehme noch immer altmödig meine *Selektivität* für den Ozean des Faktischen dem prophetisch-apostolischen Kanon für das *Interessante:* von Adam und Eva bis zu Christoph Blumhardt haben sich meine historiographischen Vorfahren für den Bund Gottes mit den Menschen interessiert. Blumhardt war 1880 Sozialdemokrat plus Brüdergemeindepfarrer, und an ihn knüpfte ich bei meinem ersten deutschen Auftreten dies Jahr in Bad Boll und wie selbstverständlich unmittelbar an. So zeitgemäß ist Blumhardts Geschichtssicht.

Offenbar ist es notwendig, daß die in Ihrem Buch sehr anschaulich erzählten Fakten zur Hälfte — nur zur Hälfte, nämlich ohne Joyce, die Rose von Tokio und ähnliche Fälle, die nicht unserer Zeit angehören — dem neuen Geschlecht bekannt werden. Wir haben beim Lesen gemerkt, wieviel doch durch die Poren eines Zeitungslesers von Tag zu Tag eindringt, und daher fast alles gekannt. Ich sollte mich also bei der Tatsache beruhigen, daß etwa wie Hesiod seine „Werke und Tage" so Sie Ihre „Tage und Nationen" geschrieben haben. Sie haben nämlich die Welt in ihrem Zerfall in Tage und Nationen akzeptiert.

Mein geistiges Außenstehen beruht auf Ihrer und meiner Haltung zur *generatio aequivoca.* Sie lassen das Niedere das Höhere erklären, Sie lassen das Höhere aus dem Niederen hervorgehen, die Chemie aus der Physik, die Physiologie aus der Chemie, die Psychologie aus der Physiologie, die Soziologie aus der Psychologie und die Theonomie aus der Soziologie. Die Erklärung des Höheren aus dem Niederen verwerfe ich ganz und gar. Die zehn Klempner Schultze erklären weder Faraday noch Pasteur. Aber ein Faraday erklärt, weshalb es nach ihm zehntausend Klempner gibt. Gott erklärt uns Menschen, wir Menschen erklären die Tiere und soweiter. Wer nun von oben nach unten

alles Lebende schaut — beim Toten erklärt das Einfache das Komplizierte, aber beim Lebendigen erklärt *ein* wahrer Dichter alle kleinen und mittelmäßigen, ein Abraham alle Väter der Weltgeschichte, ein Jesus alle Söhne —, der sieht hinter den von Ihnen behandelten Verrätern den ungeheuren Verrat von kosmischen Umfang, den die Toten des Ersten Weltkrieges in Hitler zur Welt gebracht haben. Der *Prolet als Verräter* ist das von Rostand schon 1890 erahnte Sinnbild der Weltrevolution. Dem Judas Ischarioth wurde 1920 in Rußland ein Denkmal errichtet. Der kosmische Verrat erläutert alle Ihre Verratsfälle. Wie konnten Sie die Großen Verräter auslassen? Wer vom Dogma der deutschen Sprache ausgeht, der kann die kleindeutsche Fiktion eines legitimen Hitler zugrunde legen. Selbst dann hätten Sie Fegelein, Himmler, Göring, Röhm als „Verräter" nicht zu übergehen brauchen. Aber der fleischgewordene Judas ist doch Hitler. Als ich 1932 in Paris war, da las ich Affichen eines Wahlkandidaten: „Je ne vous trahirai pas." Da sah ich, daß die französische Bourgeoisie die kosmische Weite des Verrats begriffen hatte. Bei den Deutschen — siehe „Kabale und Liebe" — hat die Reformation den Verrat — weil auch den Rat — auf die Sphäre der Fürsten eingeschränkt: Moritz von Sachsen, Friedrich II. von Preußen, Franz I. von Österreich waren Verräter. Unten drunter die Untertanen, leblos in rebus politicis, wurden verschachert. Die grande nation hatte, was die deutsche Bourgeoisie nie gelernt hat, la trahison als Urelement der Politik verdaut.

Deshalb halte ich ja auch die Dreyfusaffäre für konstitutiv zur Geschichte des Verrats im 20. Jahrhundert. Im voraus ist da an einem Individuum, also nach französischer Weise, durchgespielt worden, was Verrat sei! Hitlers Verrat an den Juden gehört mithin so eng an die Dreyfusaffäre heran, daß Sie diese als Vorspiel mit Nutzen herangezogen hätten. Es ist eben Ihre Kategorie „Verrat" durchaus geeignet, ein *europäisches* Geschichtsbild hervorzubringen. Wissen Sie, daß Wilhelm II. Dreyfus hat retten wollen? Auch Frau Goebbels' Verrat an ihren Pflegeeltern Lachmann gehört hierher ... Da der Verräter unserer Weltepoche das Gepräge gibt und sein „Der Mensch ist böse" dem bourgeoisen „Der Mensch ist gut" entgegenschreit, deshalb werden die von Ihnen behandelten höheren Verräter — nicht die andere Hälfte — zu den Trägern der legitimen Gewalt. Denn es ist keine Redensart, daß Jesus am Kreuz der Herr der Welt, der König Israels, der Stifter der Kirche siegreich wurde, weil es in jenem Moment die legitime Gewalt nur in der Form des Illegitimen geben konnte! So waren Helmuth James von *Moltke* und Dietrich *Bonhoeffer* im Augenblick ihrer Hinrichtung die legitime deutsche Staatsgewalt, und zwar die einzige. Wer das leugnet, leugnet die Epoche. Gott hat es so gewollt, daß es nur durch diese Männer hindurch noch Deutsche in der Welt nach 1945 geben soll. Von diesen Männern her datiert all das bißchen deutsche Geschichte, das es fortan noch geben wird, und von ihnen allein. Natürlich gibt es Millionen veralteter Scheindeutscher. Die zählen nicht.

Nun widerspricht Ihr Buch dieser These nicht. Aber es wurzelt nicht in ihr. Es kann das nicht, weil Sie nicht aus der Erfahrung der ganzen Epoche heraus mit dem „Verräter" und „Proleten" als Protagonisten schreiben. Aber eben alles Geschichtsschreiben selber ist ein Glaubenszeugnis. Sie scheinen mir doch dem neutralen Dogma der Liberalen des 19. Jahrhunderts zuzuneigen, laut dem es zwischen „Leiden-machen" und „Leiden-müssen" den dritten Raum der neutralen Geschichtsschreibung gibt. Der Grieche in uns wird sich freilich die Illusion dieses dritten Raumes der Objektivität einzuräumen trachten. Nur vom 30. Januar 1933 bis zum 5. Mai 1945 ging das wirklich nicht. Von 1933 an gab es einen solchen Freiheitsraum nicht in Deutschland, von 1940 an nicht in Europa. Prasselnd verzehrte die Feuersbrunst Reichstag, Reich und Europa. Da war also eine von jedem geforderte Entscheidung — Leiden oder Leidenmachen — nicht zu umgehen. *Tertium non dabatur.* Dies verkennt Ihr Buch, weil es den Wegfall des dritten Raums, die Totalität der Verratssituation, dahingestellt sein läßt. Sonst wären die Kreisauer, de Gaulle, der König von Belgien und Bonhoeffer in Ihren Augen in eins zusammengetreten, — Bonhoeffer, der 1939 freiwillig aus New York nach Deutschland ging, damit er an der Niederlage teilhabe. Die Strafgesetzbuchtypen kann man da nicht hineinrechnen, denn die hatten die Illusion der freien Wahl und die Illusion einer Legitimität Hitlers!

Bei Ihrem Stil denke ich an die Apologie des Gerichtsrats in Goethes „Natürlicher Tochter":

„In abgeschlossenen Kreisen lenken wir
gesetzlich streng das in der Mittelhöhe
des Lebens wiederkehrend schwebende.
Was droben sich in ungemessenen Räumen
gewaltig seltsam hin und her bewegt,
belebt und tötet ohne Rat und Urteil,
das wird nach anderem Maß, nach anderer Zahl
vielleicht berechnet, bleibt uns rätselhaft.

Hier hat Goethe ausgesprochen, daß *der Rat* Voraussetzung des Verrats sei. Bürger, Soldat, Beamter schulden *Rat.* So können sie, dürfen aber nicht *ver-raten.* Aber die Ratssituation bestand unter Hitler nicht mehr. Als Jesus sich in die Hände des küssenden Judas gab, da riß er ein für alle Mal jede *ratlose* Welt — dieser selbe Weltuntergang kehrt eben *immer wieder* — über *ihre* innerweltlichen Rats-Verrats-Kategorien hinauf in die offene Wahrheit unter freiem Himmel, nämlich da, wo wir Gott Rat schulden und Gott verraten könnten, aber *nicht dürfen.* Diese Rats-Verratssphäre Jesus-Judas ragt in die bloß nationalen und individuellen Lebenskreise von oben her so hinein, daß nur aus dieser Sphäre heraus je Frieden geschlossen werden kann. Das Untere, Politische muß von dort oben gelenkt werden.

Aus dieser Dialektik folgt die Legitimität der *Kreisauer.* Das ist wie ein sehr nüchternes Rechenexempel: Aber es ist Ihnen entgangen. Ohne Kreisau

wäre der Morgenthauplan durchgeführt worden, ohne Kreisau hätte ich nie wieder Deutschland betreten können. Ohne die positive Haltung zu Helmuth Moltke oder Bonhoeffer von deutscher Seite wären weder Moltkes noch Leibholzens jetzt in Deutschland. Daher also waren diese Verräter in actu 1944 bereits Träger der künftigen deutschen auswärtigen Beziehungen. Während Hitler mit jedem innerpolitischen Sieg eine außenpolitische Menschenordnung mehr abschaffte — Sie können wörtlich sagen: *jeder* innere Erfolg wurde von ihm durch Zerstörung eines weiteren Menschenrechts bezahlt —, verzichteten die „Verräter" um der notwendigen Rückeinbürgerung der Deutschen in das Menschengeschlecht willen auf ihre innenpolitischen Gerechtsame. Auch das ist mathematisch präzise. Wenn ich Ihnen also heute im Gefühl geborgener Menschlichkeit vertrauensvoll schreibe, so geht das einzig und allein auf den 20. Juli und was damit zusammenhängt, vor allem aber auf Kreisau und Bonhoeffer zurück. Nirgends aber geben Sie zu erkennen, daß Sie diesen Tätern sich selber — so wie Sie heute doch leben möchten — verdanken. Denn die übernationale Welt kann keinem Deutschen ohne weiteres geglaubt werden.

Wir leben ja von Vermutungen, Annahmen und Hypothesen, zwischen Gerechten und Ungerechten. Nach 1934 *brauchte* niemand mehr an Gerechte in Deutschland zu glauben. Zwei Gerechte aber retten eine ganze Nation vor einseitiger Vermutung und Festlegung. Die soziologische Wirkung des Verrats bei *de Gaulle* ist so klar — nur dank seiner gibt es heute Frankreich —, daß Sie den Verrat bei ihm ausgelassen haben. Umgekehrt ist die soziologische Wirkung des Verrats vom 20. Juli so rein ins Ausland verlagert, daß Sie da die Wirkung vergessen haben, und zwar gerade die dank des Mißerfolgs besonders nachhaltige, auch Sie selber durchwaltende Wirkung. Aber dank de Gaulle gibt es noch eine französische, dank Moltke und Bonhoeffer noch eine deutsche Sprache, eben die Sprache, in der Sie Ihr Buch schreiben. Ohne diese Männer wären beide Sprachen jetzt ein Pâtois. Sprache ist nämlich nichts von unten aus Physik, Chemie oder Psychologie Ableitbares. Alle Sprachen zusammen bilden das flammende Spektrum des Logos, der aus dem Vater auf uns, die den Sohn unter dem Erstgeborenen Bildenden („Formierenden" vielleicht besser) einströmt; wenn wir auch in Sprachen auseinandergehen, so sind doch Deutsch, Englisch undsoweiter getaufte, vom Geist des Logos ergriffene Sprachen gewesen. Ohne den 20. Juli hätte diese Taufe cessiert. Nicht umsonst hat *Francois-Poncet* 1933 zu seiner Tischnachbarin in Berlin, der Enkelin des Schweizer Bundespräsidenten Forrer, gesagt: *„Madame, les Allemands ont cessé d'être une nation civilisée."* Es gehört die ganze Naivität der Gebildeten dazu, daß die deutschen Akademiker nicht wissen, wie sie ihren Rang als Teilhaber am Logos 1933 verwirkt hatten, und daß sie nicht durch Wissen oder Gelehrsamkeit, sondern nur durch die Kreisauer wieder das Recht haben, in deutscher Sprache weiterzuforschen oder zu lehren. Denn weil Hitlers innerdeutsche Legitimität auf seinem totalen Verrat aller außerdeutschen Bezie-

hungen beruhte, und jede innerdeutsche angebliche „Regierungshandlung" des Räuberhauptmanns und Wilddiebs auf dem *Verrat* einer außerdeutschen Grund-Religio basierte, so mußte das Martyrium seiner innerdeutschen Gegner die Solidarität mit der außerdeutschen Menschheit vollziehen. Die wird vollzogen, wenn wir ein Wort, das wir sprechen, *auch gegen uns gelten lassen.* Daher ist das Martyrium der Prüfstein, daß auf Erden der Logos noch uns Lehmpuppen begeistert. Damit wird dann aus allen Sprachen nur *eine* Sprache, nämlich das fleischgewordene Wort, aus allen Geistern der Heilige Geist *wieder*hergestellt. Seit Christus bedürfen sogar die Sprachen ihrer Wiederherstellung aus Mehr als Sprechen, aus Bezeugung, weil nämlich das Erschließen der Sprachen *gegeneinander* die neue Aufgabe unseres Weltalters ist. Die Namen jedes Volkes werden ja auch zu Namen seiner Nachbarn und Feinde. Namen sind die internationale Sprache. Wie *Hitler,* so muß *Moltke* und *Bonhoeffer* ein Wort aller Völker werden. Hingegen ist das von *Best* oder *Joyce* oder der Rose von Tokio gleichgültig. *Quisling* ist ja schon Weltname, mit Recht. Die Universalsprache jenseits von Deutsch, Englisch, Französisch undsoweiter ist nun die Sprache des Logos. Daher also hat das Christentum genau die Zukunft, ohne die wir alle in Nationen eingekerkert ersticken. Hitler ist ein Judas. Aber Judas kann nie durch Hitler erklärt werden. Bonhoeffer ist ein Märtyrer, aber der heilige Stephanus ist sein Urbild, und nicht umgekehrt. Und Rowohlt und Margret Boveri existieren auf den Gebeinen der Märtyrer.

Meine Haltung ist unpraktisch. Denn RoRoRo wird gelesen und sie, die Enzyklopädie, dringt überall hin. Ihre Hefte würden vielleicht ungelesen bleiben, wenn Sie die bloß kriminellen Typen nach unten weggelassen, und nach „oben" hin die Höllenverräter Hitler und Goebbels eingeführt hätten. Es ist schon viel, daß Sie am Rande den *Privatluxus* religiöser Seelen einführen ... Sie werden mir nicht gram werden, weil ich mit dem „Raufen" es ernst nehme. Wir sind weit auseinander. Je klarer das wird, desto eher können wir zu Rate gehen, ob eine Pontonbrücke zu schlagen ist. Der heutige Brief nimmt das Gelände auf. Ich will gern diese Geländeaufnahme mit Ihnen überprüfen. Mein bisheriger Instinkt ist, Ihnen und Rowohlt das Feld zu überlassen. Vor dreißig Jahren habe ich mich in solchen Fällen gerauft und zusammengerauft: mit gläubigen Juden, mit katholischen Priestern, mit marxistischen Arbeitern. Davon zeugen Rosenzweigs Briefe, Wittigs und mein „Alter der Kirche", Mays und meine „Werkstattaussiedlung" und die Arbeitslager alle und vieles andere. Aber heut erwarte ich keine so gründliche Umschindung meiner selbst, und die Umschaffung müßte ja eine gegenseitige werden, sollten wir uns ihr anvertrauen!

In herzlichem Gedenken Ihr *Eugen Rosenstock-Huessy*

Sehr verehrte Anwesende!

Heute mittag habe ich noch in Amsterdam gespeist. Dort findet sich eine Inschrift, die sehr europäisch klingt: „Ex toto orbe, in totum orbem" — aus der ganzen Welt in die ganze Welt. Sie sehen, das ist mit dem Europa gleich sehr merkwürdig. Jeder europäische Ort hat selber eine unmittelbare Verbindung in die ganze Welt hinein. Und Sie wissen, die Schweiz hat so viele Verbindungen in die ganze Welt hinein, daß sie gar nichts von der europäischen Integration wissen will. Jeder Teil Europas gehört in die ganze Welt. Von dem winzigen Positano fuhren Schiffe geradeswegs nach New York! Aber in welcher Weise blieb man trotzdem sich selber treu? Auf dem Wege von Zaandam bis Amsterdam haben einst 1800 Windmühlen gestanden. Das war die erste Industrie in Europa, und jede Windmühle hatte ihren eigenen Namen, und zwar waren es sehr schöne Namen. Auch das ist europäisch. Und ich kam von Norden nach Zaandam aus Bergen, aus der Volkshochschule, die mich eingeladen hatte, weil sie dort unter meiner Flagge seit 25 Jahren segeln, und ich wußte von dieser Gefolgschaft gar nicht: Sie haben mir das erst dort erzählt. Da blüht also etwas im Geheimen. Auch das gehört zu Europa. Man glaubt es wegen der Presse und des Radios ja gar nicht. Aber es gibt noch Geheimnisse und Überraschungen; es wächst noch etwas in der Stille. In diesem Heim, da waren fünf Leute aus Israel, und was noch wunderbarer ist, da waren Großbauern von der Seine und Landlehrer von der Loire und Leute aus Dänemark und arbeiteten zusammen. Es waren auch Deutsche da, obwohl der Bruder des Leiters von den Nazis umgebracht worden ist. Dieser reiche europäische Geist, so hatte ich gebeten, sollte das sein, über dessen Einheit ich hier in Loccum sprechen will, und nicht über europäische Kultur.

Die europäische Kultur ist nicht nur nicht einheitlich, sondern sie ist ein Ruhekissen geworden für sehr viel Mißbrauch. Kultur im deutschen Munde besonders, in unser aller Munde, ist ein polemisches Wort, und es ist heute ein durchaus schädliches Wort. Ich warne Sie vor seinem gedankenlosen Gebrauch. Daß Heine die Taufe das Entréebillet zur europäischen Kultur genannt hat, sollte uns aufschrecken. Tatsächlich ist das Wort „Kultur" erfunden worden gegen die Zivilisation am Ende des 18. Jahrhunderts im Kampf gegen die Französische Revolution. Wenn Sie die Einheit des europäischen Geistes wollen, bitte ich Sie, das Wort Kultur zu vermeiden. Der europäische Geist muß fertig werden mit der Kultur, der katholischen „civiltá" der Italiener, mit der „civilisation" der Franzosen und mit der „Kultur" der Deutschen, auch wenn es mit allem diesem zur Zeit schwach bestellt sein mag. Ich habe gebeten, von der Einheit des Geistes sprechen zu dürfen, weil man dem Geist gehorchen muß. Der Geist befiehlt, wenn er Geist ist; sonst ist er keiner. Es gibt natürlich sehr viel Geist, der sich als Geist ausgibt und der eine bloße

Beschäftigung ist für die Muße. Von dem sei nicht die Rede! Wir wollen ja von den Mächten sprechen, die vielleicht zur Einigung Europas beitragen können. Diese Mächte sind stärker als unser menschlicher Wille.

Der europäische Geist, von dem ich sprechen will, ist gebieterisch. Das ist das erste. Und er hat den Völkern Europas in den letzten 900 Jahren Befehle erteilt. Sie werden nur integrieren, wenn Sie wissen, daß das nicht von Ihrem Willen abhängt. Mir selber ist dies Europa und sein Gebot zum Schicksal geworden: Ich bin, nachdem ich glaubte, sein Geheimnis erfaßt zu haben, erst bereits 1918 und dann 1933 aus ihm herausgeschleudert worden. Aber auch das hat der Geist getan, und ich habe zwei Male freiwillig gehorcht. Ich weiß also, was Gehorsam gegen geistige Vorgänge ist. Es wird so viel Mißbrauch mit diesen Dingen getrieben, daß ich das erst herausstellen muß; denn es lohnt nur, von den Mächten zu reden, die unser Leben bestimmen. Wir können uns doch nicht einbilden, daß wir dem Herrgott die Vorschriften machen. Sie werden sehen, daß trotzdem sehr viel Raum für unser eigenes Denken und Handeln da ist.

Dieser europäische Geist ist ein weltlicher Geist. Er ist ein Geist der Völker und der einzelnen, der auf die kirchliche Überlieferung des Abendlandes eine wirkungsvolle, aber eine säkularisierende Antwort erteilt hat und wahrscheinlich auch erteilen wird. Der europäische Geist ist nicht einfach christlicher Geist, er ist nicht einfach kirchliche Überlieferung; nein, nachdem die Völker Europas Christen geworden waren, schließlich sogar die Friesen oder die Isländer, hat der europäische Geist der Stimme Christi geantwortet. Er hat kurz kehrt gemacht und hat sich der Welt zugewendet, er hat eine Aufgabe übernommen, und er hat die Welt verwandelt. „ex orbe in orbem" — in den letzten hundert Jahren hat Europa die ganze Welt sich gleichgemacht, und im Augenblick wird China europäisiert. Indonesien wird europäisiert, Ägypten wird europäisiert. Es ist nicht sehr angenehm, wenn man sieht, wie das aussieht bei den andern. Aber das ist Europäisierung.

Es gibt noch einen Grund, weshalb ich gebeten hatte, mich nicht über die europäische Kultur reden zu lassen: Ich habe eine Tagung von 1931 über die Einheit der europäischen Kultur in schmerzlicher Erinnerung. Sie war damals von der Europäischen Union des Prinzen Rohan nach Heidelberg einberufen worden. Ich weiß nicht, ob wir irgend jemand sonst hier haben, der dieses Fest vor dem Untergang des alten Europa mitgemacht hat. Da haben sich die Kulturträger der verschiedenen Nationen ein Stelldichein gegeben und haben, entwicklungsmäßig, ohne Katastrophe, ohne große Kriege und Revolutionen, ohne Umsturz, geglaubt, sie könnten Europa zusammenreden, indem sie jeder sozusagen ihren eigenen Beitrag zu dieser europäischen Kultur anpriesen. Da waren Rumänen, da waren Polen, da waren Franzosen, da waren Italiener, da waren Spanier, da waren Deutsche — alle haben versucht, die anderen zu überreden und davon zu überzeugen, wie unentbehrlich ihr eigener

Beitrag zur europäischen Kultur sei. Sie können sich denken, daß aus dieser Multiplikation oder Addition, aus dieser Liste von wirklich sehr ehrenwerten europäischen Leistungen wie der Stadt Paris oder dem Vatikan oder der deutschen Universität oder dem englischen Parlament sich doch nichts, was nach Integration aussieht und was von der Einheit des europäischen Geistes hätte zeugen können, herausdestillieren ließ. Die Ohnmacht der europäischen Kultur war schreckensvoll in jenen Tagen der Arbeitslosigkeit und der Depression und des herannahenden zweiten Weltkrieges auf dieser Tagung verkörpert. Das hat mich erschreckt. Ich bin damals in großer Trostlosigkeit von dieser Tagung fortgegangen. Ich hatte da nichts verloren. Das war eine verlorene Position. Der tiefste Grund dafür ist, daß Sie von der Einheit des europäischen Geistes erfolgreich wohl nur dann Notiz nehmen werden, wenn Sie sich dazu verstehen, die Katastrophen Europas mit den zwei Weltkriegen in diese Einheit hineinzurechnen.

Um Ihnen das ganz deutlich zu machen, möchte ich Sie zurückführen in die Erdgeschichte, und zwar an ein merkwürdiges Datum, an dem ein Geologe in einer merkwürdigen Tiefenahnung den eigentlichen Charakter unseres Erdteils hier zusammengebracht hat mit den großen Erschütterungen der Erdkruste in der Erdgeschichte. Der große Wiener Geologe Eduard Süß, dem die Stadt Wien ihr Trinkwasser vom Semmering verdankt, hat im Jahre 1889 einen Vortrag in der Wiener Urania über die geologische Geschichte Europas, einfach die Krustenbildung, die Schichtenlage gehalten. Und um Ihnen die Umwelt zu zeigen, in der er sprach, bitte ich zu bedenken, daß er in dem Augenblicke sprach, als Nietzsche den Weltkrieg vorhersah und die Katastrophe Europas und darüber wahnsinnig wurde. Es war das Jahr, in dem die Marseillaise vor den Ohren des Zaren in Petersburg gespielt wurde, um das Bündnis zwischen Rußland und Frankreich zu bekräftigen, das den Weltkrieg dann auch unvermeidlich machte, und es war drittens das Jahr, in dem der Erzherzog Rudolf von Österreich ermordet wurde, der Thronfolger, der vielleicht diese Monarchie noch hätte zusammenhalten können, und so war schon im Jahre 1889 für jeden, der etwas tiefer sah, die Katastrophe Europas des 19. Jahrhunderts, des Europas der Nationalismen, mit gesetzt. Es ist unbegreiflich, daß darüber noch 25 Jahre hingingen, bis das Fazit gezogen wurde. 25 Jahre lang hatte die österreich-ungarische Monarchie keinen wirklichen Nachfolger, und die Konkursmasse war eröffnet. Jeder, der damals Österreich besucht hat, und ich habe das, weiß, daß man sich ganz klar darüber war, daß die Ermordung oder der Selbstmord von 1889 das Ende der habsburgischen Sukzession bedeutet hat. In diesem Jahre also hielt Eduard Süß einen Vortrag und schloß mit den Worten, er habe zwar nur als Geologe gesprochen, aber er wolle doch darauf hinweisen, daß der Erdteil Europa ein sehr merkwürdiger Erdteil sei, denn er habe geologisch fünfmal seine Struktur in großen Katastrophen verloren und sie dann wieder aufgebaut.

Ich glaube immer, daß die Naturforscher seelische Ereignisse der Menschheit in ihre sogenannte Wissenschaft projizieren. Ich glaube weniger an die Millionenjahre der Geologie als an die Jahrhunderte der Geschichte, und ich glaube, daß Eduard Süß in der Weise, wie wir alle projizieren, in die Sterne und in die Erde projiziert hat, was zum Wesen der europäischen Geschichte gehört: Die Verwandlung unter Donner und Blitz.

Davon möchte ich nun zunächst etwas sagen. Ich will von solchen Verwandlungen, in denen Europa refiguriert worden ist, sprechen; denn Sie und ich, wir haben ja eine solche Verwandlung durchgemacht. Und wenn Sie an der vorbeisehen und nur Ihren menschlichen Willen fragen, glaube ich, werden Sie die Linien der Integration verfehlen, die uns bereits auferlegt sind. Sie liegen schon in dem, was geschehen ist. Wo nämlich Menschenblut fließt und Menschen geopfert und Städte zerbombt werden, da geschieht etwas Bleibenderes: Verwandlung unter Donner und Blitz. Sehen Sie, Europa ist das Geschenk des Golfstroms. Man hat von Ägypten gesagt, es sei das Geschenk des Nils. Von Griechenland kann man sagen, daß es das Geschenk des Mittelländischen Meeres ist, diese Inselwelt, aus der unsere alte Kultur herkommt, die unserm Erdteil den griechischen Namen, Europa, verliehen hat. Ähnlich ist es aber mit Europa selber: Es ist ein einmaliges Geschenk.

Wenn man wie ich in Amerika lebt, wo es keinen Golfstrom gibt, dann lernt man das erst sehr schätzen. Die große Milde Europas, vom Nordkap und von Schottland herunter bis gegen Belgrad und bis gegen Triest, hat Europa durch den Golfstrom zu einer Einheit werden lassen, in der die Winter nicht so sind wie in Amerika. Denn in den wenigsten Ländern der Erde gibt es Frühling. Das wissen Sie gar nicht. Durch diese Mäßigung gibt es vier Jahreszeiten. In den meisten Ländern gibt es zwei oder höchstens drei; infolgedessen ist in Europa der Rhythmus sanfter in allem, auch die Übergänge von Volk zu Volk und von Provinz zu Provinz. Deswegen ist es möglich gewesen, in jedem Lande Europas alle Gegensätze des ganzen Erdteils noch einmal zu haben. Sie wissen, daß der Gegensatz von Nordfranzosen und Südfranzosen größer ist als der Gegensatz zwischen Franzosen und Deutschen. Der Gegensatz zwischen Schotten und Welschen und Leuten im Commonwealth ist größer als der Gegensatz zwischen Engländern und Iren. Das will was heißen. In jedem Lande Europas sind die Gegensätze schroffer als im Ganzen. Ich glaube, das liegt an dem Golfstrom. Dazu muß ich Sie aber einen Augenblick bitten, Ihr geographisches Weltbild umzudenken und sich vorzustellen, daß Europa beginnt, bevor diese großen Verwandlungen jedes Jahrhundert unter Donner und Blitz in eine neue europäische Situation versetzen. Ich muß Sie daher bitten, nicht die übliche Karte vor Augen zu haben. Wir tragen alle innerliche Brillen, in der Rußland im Osten liegt und Frankreich im Westen und Schweden im Norden, also oben, muß man deutlicher sagen, und Italien, der Stiefel, unten.

Wenn Sie einen Augenblick mal — es wird sehr schwer für Sie sein — sehen, daß Europa angefangen hat vor tausend Jahren, zur Zeit Karls des Großen, zur Zeit Ottos des Großen, zur Zeit Heinrichs des Heiligen; der Eindruck auf die Menschen, die damals lebten, war, daß die Achse Europas von Schottland nach Brindisi laufe. Wenn Sie dies als die Waagerechte nehmen, wenn Sie also die Karte um 90 Grad umdrehen, dann werden Sie die Merkwürdigkeit in Europa begreifen, daß um diese Achse sich nach Süden, also, ich muß ja jetzt sagen nach links und nach rechts, nach Osten und nach Westen, mehr und mehr Länder allmählich auskristallisiert haben. Im Jahre 1000 gehörte Spanien nicht zu Europa. Da waren die Araber. Portugal gehörte nicht zu Europa. Die Pilgerstraße, die von Jona in Schottland über Canterbury und London herüber nach Frankreich führte, ging durch Cluny, durch Burgund, dann ging sie über die Alpen, den Mont Cenis, und dann ging sie über Mailand nach Bologna, und von Bologna kreuzte sie wieder zurück auf die andere Seite der Halbinsel — Bologna liegt ja an der Westküste am Adriatischen Meer — und ging herunter nach Salerno. Dann lief sie entweder nach Palermo weiter oder nach Brindisi; von da konnte man ins Heilige Land auf die Pilgerfahrt gehen. Das ist wichtig, wenn Sie sich, um sich als Europäer zu fühlen, einen Augenblick dieser Anstrengung unterziehen, mit unseren Vorfahren so zu denken, daß das, was feststand als die europäische Achse, wirklich die Golfstromachse war, die Achse des warmen Klimas bei Nordschottland, wo kein Mensch es erwartet, eines gemäßigten Klimas wenigstens; sehr neblig, das wissen wir ja, aber immerhin, nicht viel Eis und nicht viel Schnee. Die Menschen, die auf dieser Pilgerstraße wanderten, hatten das Gefühl, daß an ihnen das Schicksal der römischen Überlieferung und der römischen Kirche hing. Die drei Zentren, Paris, Bologna und Salerno, das heißt die Zentren für den Gottesglauben, Paris, den Leibesglauben, die Gesundheit, Salerno, und für das Recht der weltenmenschlichen Gemeinschaften, Bologna, die hängen mehr oder weniger als Ausbuchtung an dieser Kraftlinie. Da hat sich der europäische Geist zuerst gefunden.

Um diese Achse herum haben nun die ungeheuren Zauberwirbel großer Konvulsionen und großer Verwandlungen stattgefunden. Der erste solcher Wirbel war die Zeit Heinrichs IV., des berühmten Canossagängers, gerade auch auf dieser Straße in Bologna. Bologna, die Universität, ist ja die Frucht des Investiturstreites geworden. Hier finden wir eine Verwandlung, die die Europäer in Kaiserliche und Päpstliche teilte. Nach 50 Jahren Blutvergießens über ganz Europa ging man, zum erstenmal in der Weltgeschichte, daran, von dem Gegensatz zwischen Kirche und Staat zu sprechen. Diesen Gegensatz hat es im ersten Jahrtausend unserer Zeitrechnung nicht gegeben. Der Kaiser war selber ein Kirchenmann; er war eine kirchliche Institution. Das hatte sehr praktische Bedeutung. Trotz der ungeheuren Verwandlung, deren erste dieser Kampf zwischen Kaiser und Papst gewesen, ist seitdem eine einheitliche Aufgaben-

stellung den Europäern zugefallen, ein Gebot, wie sie sich weltlich in Gerechtigkeit ordnen sollten.

Die zweite Verwandlung hat Europa in Guelfen und Ghibellinen geteilt. Sie hat den Unterschied zwischen autonomer Verwaltung, wie Sie sie noch in der Schweiz haben, kantonalen Regierungen, und den großen Territorien begründet. Die Guelfen gaben den Bauern Stadtrecht in der Stadt. Alle Toscaner, alle Bewohner der Umgebung von Florenz bekamen damals das Bürgerrecht, ebenso in Zürich und in Bern. Hingegen blieben die Bauern in Deutschland und in Schweden getrennt von den Städtern. Überreste davon erleben wir noch und leiden schwer unter ihnen. So etwas wie den gebildeten Toscanabauern gibt es bei uns nicht. Das war die zweite große Einteilung Europas in Guelfen und Ghibellinen. Auch da ging es tragisch her. Diese Befreiung des italienischen Landes hat vier bis fünf deutsche Kaiser verschlungen: Konradin ist deswegen in Neapel hingerichtet worden, und erst, als diese Hinrichtung des letzten Staufers ruhig hingenommen wurde, teilte sich die Welt für die weiteren Jahrhunderte in Guelfen und Ghibellinen, in Städter und in Landesuntertanen.

Dann gab es wieder Donner, Blitz und Verwandlung, den Bauernkrieg, die Reformation und den Dreißigjährigen Krieg. Die Welt, so nannte sich damals Europa, teilte sich in Katholiken und Protestanten. Angesichts der gegenwärtigen West-Ost-Teilung bitte ich Sie, sich zu vergegenwärtigen, daß damals der Gottesdienst getrennt zwischen Protestanten und Katholiken, durch das selbe Kirchenschiff oft, auf deutschem Boden verlaufen ist über Jahrhunderte. Das „Cuius regio eius religio" war eine fürchterliche Wahrheit. Es ist sehr notwendig, obwohl wir das natürlich nicht gerne tun, uns daran zu erinnern, daß jahrhundertelang solche Absurditäten durch fürstlichen Willen oder Willkür bestanden haben. Wenn sie in der Pfalz in dem einen Bett und in der einen Stube schliefen, wurden sie katholisch, und in der anderen Stube wurden sie protestantisch. Das alles geschah im Namen der europäischen Gerechtigkeit und der europäischen Ordnung. In dieser Reformation kommt der Name Europa ganz zu Ehren; in diesem 16. Jahrhundert erfolgte die Achsendrehung — hier in Loccum ist der Bruch zwischen Protestanten und Katholiken ja besonders deutlich zu spüren — wo wir noch einen Abt und jetzt wieder einen Bischof haben und doch Protestanten sind.

Obgleich Sie diese Achsendrehung jetzt alle im Kopfe tragen, bitte ich Sie dringend, sie als eine bloß relative geographische Vorstellung zu bewerten. Seit 1550 gibt es das Bild Europas in dieser Projektion. Seitdem bilden wir uns wirklich ein, daß Europa „in der Mitte" liegt zwischen Gibraltar und Ural. Das ist eine Erfindung des Reformationszeitalters. Wir müssen sie wieder loswerden. Ich warne Sie dringend vor diesem geographischen Weltbild, das eine sehr starke politische Überzeugung ausdrückt, daß nämlich Europa in der Mitte der Welt liegt; ich warne Sie, es für etwas Ewiges zu halten oder für etwas irgendwie mit dem Wesen Europas Verbundenes. Europa liegt nicht

in der Mitte der Welt. So schön wie es hier ist, und so warm der Golfstrom ist, so ist Europa alles andere als die Mitte der Welt. Und in Merkators Projektion, so wie Sie es aus Ihren Schulatlanten alle gelernt haben, hat man Europa nur zwischen 1550 und 1914 gesehen. Je schneller Sie sehen, daß es ein vorübergehendes Bild ist, desto mehr werden Sie die Rolle Europas in der künftigen Welt gestalten helfen. Das ist eine Erbschaft, die heute dogmatisch schlimmer genommen wird als irgendeine religiöse Tradition. Kaufen Sie Andrees oder Stielers Handatlas — Sie finden immer dieses wunderbar überzeugende Bild, das aus der Kugel in die Fläche transponiert ist: In der Mitte ist Europa, rechts ist Asien, links ist Amerika. Der erste Mann, der diese Darstellung gab, hat sie Karl V. gewidmet. Und bei Karl V., in dessen Reich die Sonne nicht unterging, hatte das einen guten Sinn. Der herrschte in Ost und West von dieser Mitte um Augsburg herum, wo sein Drucker Merkator diese Karte erfunden hat.

Das war eine Revolution. Sie ist für uns hier in diesem Kreise, glaube ich, sehr interessant, weil das Wort Europa fortab überall verwendet wird. Erst nach Merkator gibt es das „Europäische Theater", das war ein großes Sammelwerk, und es endet in dem „Europäischen Konzert". Aber dazwischen liegen noch zwei große Verwandlungen unter Donner und Blitz. Die Kämpfe zwischen Bourbon und Habsburg haben die Form Europas von 1700 bis 1800 bestimmt. Diese Form Europas zwischen Bourbon und Habsburg wurde durch die Entscheidung Englands vom europäischen Gleichgewicht geschaffen. Schon Heinrich VII. hatte in seinem Schloß in Windsor den Satz „cui adhaereo, prae est" — „wem ich mich anschließe, der herrscht", denn ich bin das Zünglein an der Waage. Das ist die Lehre vom europäischen Gleichgewicht, die damals entstanden ist und die Bourbon und Habsburg damals zu einer Art Schaukelpolitik gebracht hat, so wie sie der Kaiser und der Papst im Mittelalter geführt hatten. Wir lernen aus allen diesen Bildern wie Päpste und Kaiser, Guelfen und Ghibellinen, katholisch und protestantisch, Bourbon und Habsburg, daß die Einheit Europas immer aus Gegensätzen bestanden hat und daß nur in diesen Gegensätzen eine Befriedung möglich gewesen ist.

Wir haben dann nach den napoleonischen Katastrophen, die doch immerhin für Deutschland ungefähr 1450 souveräne Städte und Staaten beseitigt haben, eine neue Form Europas seit 1815, ein Europa der Nationen, ein europäisches Konzert, mit Frankreich als der grande nation, als der Modellnation, als der Musternation, und überall je eine Hauptstadt mit Provinzen, eine Literatur und eine Nationalliteratur und wohlbestallte Professoren der nationalen Geschichtschreibung. Das gibt es alles erst seit 1800, obwohl unsere Professoren hier der deutschen Geschichte und leider auch der amerikanischen Geschichte glauben, sie seien für die Ewigkeit bestellt. Ich glaube, daß die Professoren für deutsche Geschichte und für die amerikanische und für die englische schleunigst verschwinden sollten; denn das sind Reste der Zeit vor dem Weltkrieg.

Auch Professoren sind nicht unsterblich, oder sie sollten es wenigstens nicht für die sein, die Europa als etwas Dynamisches verstehen, das in jedem Jahrhundert neue geistige Ämter hat hervorbringen müssen.

Unsere ganze Diskussion wird ja durch niemand so verhindert wie durch die Geschichtsbücher unserer Professoren und Studienräte. Wie wollen Sie von der europäischen Integration sprechen, wenn doch alle Bilder, die diese Menschen in unsere Hirne hineinzaubern, von 1815 und 1870 stammen oder deren Verlängerung ins Ungemessene darstellen, und das, obwohl zwei Weltkriege dazu geführt haben, daß sich die ganze Welt in Europa ein Stelldichein gegeben hat? Sie sehen, mit Donner, Blitz und Verwandlung meine ich eine Anforderung an unser eigenes Denken, Schritt zu halten mit den Ereignissen. Seitdem die Gebildeten in Europa eine Partei des Nationalismus geworden sind, seit 1815 also, ist es mehr und mehr dazu gekommen, daß der Geist der europäischen Teile hinter den Forderungen des Geistes an Europa hinterhergehinkt hat. Die Gebildeten haben die Initiative verloren. Die Kirchen haben die Initiative verloren. Und Europa hat eben damit, daß es die Initiative verloren hat in diesem Weltkrieg, jetzt plötzlich eine neue Form anzunehmen, um sich wiederzufinden.

Aber wir sind nicht ohne Weisung über die Folgen des diesmaligen Donner-, Blitz-, Verwandlungsprozesses. Sie haben das alles genauso mitgemacht wie ich, und ich will Sie nur daran erinnern, daß wir den Mut haben müssen, uns zu fragen, was denn in dieser Verwandlung uns befohlen worden ist? Die Toten sind doch nicht umsonst gestorben. Weder die 6 Millionen Juden noch die 14 Millionen ausgewiesener Ostdeutscher können doch umsonst ihre Leiden getragen haben. Wollen Sie darüber zur Tagesordnung übergehen mit unseren eigenen Plänen? Das kann ich nicht. Wir können nur ausdenken, was gesagt worden ist. Es ist zu uns gesprochen worden, und wir müssen gehorchen. Was ist nun ausgesprochen worden? Was ist denn in diesen ungeheuren Verwandlungen, vom Papst und Kaiser angefangen, bis zu den Nationen Europas, zu dem europäischen Konzert und jetzt zu der Teilung Europas unter Fremdherrschaften — was ist denn da die einheitliche Note?

Es ist ein weltlicher Geist, sagte ich, den Europa repräsentiert als Antwort auf das Evangelium und auf die Kirche. Stellen Sie sich recht deutlich die zwei Partner vor: den kirchlichen Klerus, der erst missioniert hat, dann die Messe gelesen hat, das Gesangbuch gefüllt hat und den Gottesdienst, und der den Dankgottesdienst jeden Sonntag feiert. Und stellen Sie sich dann die Antwort der Völker als die europäische Antwort vor. Dann ist es gar nicht schwer einzusehen, was wir am Wochentage seit tausend Jahren exerziert haben. Was tut denn der Laie von Montag bis Sonnabend, wenn er erfolgreich in die Kirche geht? Er arbeitet doch. Und wie kann er arbeiten, wenn er nicht in Gerechtigkeit arbeitet? Der europäische Geist hat das Problem der weltlichen Gerechtigkeit zu lösen gehabt, und er hat es noch zu lösen. Die weltliche Ge-

rechtigkeit ist der Vorgang der Rechtsprechung, der Gesetzgebung. Ich erinnere Sie noch einmal an die große Geschichte der letzten 900 Jahre, nicht an die Kulturgeschichte oder an die Kriegsgeschichte, sondern an die Anstrengungen der Menschen, gerecht zu sein, gerecht die Gesetze zu machen und recht zu handeln. Man kann von Montag bis Sonnabend nur arbeiten, wenn man zum Beispiel glaubt, den „justum praetium" für seine Arbeit zu bekommen. Jede Arbeit ist ihres Lohnes wert, sagen wir. Wenn ungerechter Lohn bezahlt wird, gibt es eine marxistische Revolution. So möchte ich Sie nun in meinem zweiten Teil auffordern, mir zu erlauben, diesen Gang der Gesetzgebung durch Europa etwas ernst zu nehmen, denn daraus wird sich Ihnen zeigen, was ich zu beweisen hoffe, daß dieser Geist wirklich einheitlich am Werke gewesen ist und alle schwachen Punkte des gesetzgeberischen Prozesses, das Operieren der Gesetzgebungsmaschine, durch die Jahrhunderte immer neu geflickt hat.

Ein solches Flicken wird auch heute nötig sein, wenn Sie Europa integrieren wollen; denn Europa kann ja nicht Sache unseres Geschmacks sein oder unserer Wünsche. Es muß doch wohl ein Auftrag sein, der aus der Sendung des Menschen in die Welt hinein entspringt; die Sendung schließt die Aufgabe ein, daß wir gerecht handeln müssen, daß unsere Gesetze nicht nur weise und nützlich, sondern gerecht sein müssen. Kaiser und Papst und Fürsten und Parlamente und Wähler und heute die Sowjets, die Geringsten, die Armen, die Proleten haben Anteil an der Gerechtigkeit, wenn sie zu einem Volk gehören. Ein Volk ist nur ein Volk und hat nur eine Verfassung und Gesetzgebung, wenn es nach der Gerechtigkeit strebt. Die Gerechtigkeit fährt in die Völker hinein, und gerecht ist nicht, was dem Volke nützt, sondern gerecht ist, was das Volk tun muß, ganz gleich, ob es ihm nützt oder nicht.

Ich habe versucht, die europäischen Revolutionen als diesen Vorgang zu erzählen und Ihnen plastisch zu machen — dazu gehört *Einheit*. Wenn Sie recht haben wollen, muß ein Rechtskreis da sein, und den repräsentiert am Eingang der europäischen Geschichte die Tatsache des Kaiserreichs, des römischen Reiches. Das war die Einheit des Rechts für alle Christenmenschen. Über den Inhalt des Rechts war damit gar nichts gesagt. Aber indem noch ein Kaiser da war, der alte Romkaiser der Überlieferung, hat dieses Europa gewußt, es sollte eigentlich *ein* Recht herrschen, ein römisches Recht, ein kaiserliches Recht, wie immer Sie es nennen wollen, aber jedenfalls *ein* Recht, *ein* Rechtszustand für alle Beteiligten. Heute nennen wir das abstrakt „Menschenrechte" oder Sozialrecht und ringen wieder darum. Aber das hat damals schon angehoben mit dem Hochgefühl, daß dieses ganze Gebiet nicht nur für Christus erobert sei, sondern daß es auch am Werktag unter einem Recht stehen müsse. Als dieses Romrecht Inhalt bekennen muß, öffnet sich ein neuer Zeitabschnitt: Die Geistlichen erheben ihre Stimme: „Du Krieger, Du Feldherr, Du Heerkönig, der Geist Christi muß Dich belehren, damit aus dem heidnischen Romrecht Dein christliches Reichsrecht werden kann."

So kommt es zu der zweiten Stufe der Gesetzgebung Europas, daß dieses kanonische Recht hineinfährt; wir alle leben ja von diesem kanonischen Recht, ob nun Protestanten, Juden, Heiden oder römische Katholiken, indem wir heute noch die Ehehindernisse des kanonischen Rechtes im wesentlichen respektieren: Bruder und Schwester können nicht heiraten wie die Kinder des Königs bei Homer; Sie können Ihre Mutter nicht heiraten — das steht alles im kanonischen Recht geschrieben. Vorher war das nicht so. Im weltlichen Recht der Stämme Europas war das Sippensache. Die Kinder wurden in der Wiege zusammengegeben wie Walther und schön Hildegund im Waltharilied. Erst die Kirche hat — wie Sie wissen, Sie brauchen nur die Promessi Sposi von Manzoni zu lesen — den einzelnen Menschen das Recht zur Eheschließung gegeben, das Recht, ja oder nein zu sagen. Das ist wohl die größte Tat des Investiturstreites geworden, daß die Kirche die Ehegatten, auch die Frau, von der Bevormundung ihrer Eltern emanzipiert hat. Es ist also ein neues Recht in die Menschen in Europa hineingefahren. Sie wissen, die letzte solche Ehe, an der dann das Mittelalter zerbrochen ist, die Ehescheidung Heinrichs VIII. hat Epoche gemacht. Aber die Kirche hat die ganzen Jahrhunderte vorher um dasselbe Problem gerungen: Wie verleihe ich dem Mädchen, der Tochter, eine Stimme in dem Ehesakrament? Merkwürdigerweise wird heute von den römisch Katholiken gar nicht genügend hervorgehoben, daß in der Gesetzgebungsarbeit aller Gebiete Europas die Kirche eine entscheidende Stimme zur Emanzipation der Frau erhoben hat, und daß dies heute noch gilt. Sie haben jetzt in den letzten Tagen in Deutschland ein Gesetz verabschiedet, wo das ein bißchen übertrieben wurde.

Zur Gesetzgebung gehört aber auch die vollziehende Gewalt, und Sie wissen, daß die Fürsten der Reformation sich diese vollziehende Gewalt angemaßt haben, weil der Weltherrscher Karl V. viel zu weit weg war und den Bürgerkrieg in den einzelnen Provinzen seiner Herrschaft gar nicht verhindern konnte. Die Fürsten schwingen die Schwerter zur Vollstreckung; Luther nannte sie „die Henker Gottes". Und es gibt in der Gesetzgebung nicht nur die schöne Einheit eines großen römischen Reiches auf dem Papier, und es gibt nicht nur die geistliche Belebung dieses Rechts durch große christliche Gesichtspunkte, sondern es gehört auch dazu die Schwert- und Polizeigewalt an Ort und Stelle, Land für Land. So ist es zu dem Reformationsrecht der Fürsten gekommen, zur Verwirklichung des gesetzgeberischen Prozesses. Auf dem Wormser Reichstag haben die Fürsten damals dem Kaiser gesagt: „Du magst ja diese Bannbulle des Papstes auszuführen verpflichtet sein, weil Du der Vogt der Stadt Rom bist und dem Bischof von Rom helfen mußt, aber wir kriegen den Bürgerkrieg in unserem Territorium, wenn wir den Luther ächten." Und der Erzbischof von Mainz hat damals verweigert, das Reichssiegel auf das Wormser Edikt zu setzen, weil er verantwortlich sei für den Frieden in seinem Territorium, und er könne den Bürgerkrieg im Erzbistum Mainz

nicht entfesseln. Sehr interessant. Da war ein Erzbischof als weltlicher Fürst, als Landesherr, verantwortlich für die Exekutionsgewalt, für das Durchsetzen des Rechtes. Sie wissen, wie schön das theoretisch ist. Sie brauchen nur die Parteiprogramme zu lesen. Was da alles auf dem Papier steht über die Frage des Rechts, — es ist eben auch die Frage, ob man es ohne Blutvergießen durchsetzen kann. Deshalb ist die Reformation eine grundlegende Rechtsveränderung gewesen.

In der nächsten Verwandlung des 17. Jahrhunderts ist es in Europa zum Parlamentarismus des englischen Unterhauses gekommen. Da wurde den Fürsten eine Vorberatung durch die Stände auferlegt. Der Fürst in England ist ja offiziell heute noch souverän, der als Normannenkönig sein „plaisir" über ein neues Gesetz ausdrückt. Es ist nur eine kleine Änderung eingetreten seit der Adelsrevolution: Bevor der König irgend etwas sagen kann, muß der Sprecher des Unterhauses sich in das Oberhaus begeben, niederknien und dem König sozusagen ins Ohr flüstern, was er sagen darf und was nicht. Das heißt, das christliche Volk, die Stände, die Gentry von England wurden nun im Gesetzgebungsprozeß eingeschaltet, mit einem Vorsprechrecht, und es wurde da also vor der gesetzgebenden und vollziehenden Gewalt eine Beratung eingelegt. Durch die merkwürdige Maschinerie des englischen Parlamentes wurde der Gesetzgebungsprozeß des sakramentalen Rechts als eines Formulars für alle auf geistlicher Grundlage stehen gelassen. Der Ton ist vorverlegt auf die Vorbesprechung am Tisch der Gemeinen, und was nicht erst auf diesen Tisch gelegt worden ist, existiert bei dem Staatsrecht gar nicht. Dadurch sind die Perücken und Trachten der Kanzler und Lords noch alle da, und doch dienen sie nur der Bemäntelung. Das ganze Gewicht des Vorganges der Gesetzgebung ist vorverlegt in das Haus der Gemeinen, in dem keiner ein Individuum ist, in dem dieses kleine enge Grüppchen, das es ursprünglich war, zusammen berät und dann mit einer Stimme hinüberzieht und dem König sagt, was Recht werden soll und darf.

Unterschätzen Sie nicht die Sehnsucht der Menschen in jedem Jahrhundert, gerecht zu sein, wenn Sie jetzt denken, ach, Parlamentarismus, das ist lange her, wir haben jetzt Adenauer. Die Verachtung der „Sprache", und Sprache ist das deutsche Wort für Parlament (vgl. frz. parler), ist doch ein großes deutsches Unglück, und wir haben niemals diese englische Selbstverständlichkeit der Mitberatung des Volkes an der Gesetzgebung mitgemacht. Ich werde nie vergessen, wie mir der verstorbene Ministerpräsident von Württemberg, der alte Weizsäcker, der Vater des Staatssekretärs und Viktor Weizsäckers, der Großvater von Karl Friedrich von Weizsäcker, gesagt hat: „Wenn ich an das Parlament denke, wird mir speiübel."

Die nächste Verbesserung der Gesetzgebung, die von 1789, wird oft mißdeutet. Man denkt meistens, weil wir direkt aus dem Fürstenstaat kommen, die Franzosen hätten dasselbe parlamentarische System wie die Engländer. Sie

wissen aber selber bei genauerem Hinsehen, daß das gar nicht so ist. Sie brauchen ja nur Herrn Macmillan mit Herrn Mollet zu vergleichen, dann wissen Sie, daß erst in Frankreich zu den Abgeordneten der einzelne Wähler als „die Gallerie" hinzugekommen ist. Im englischen Unterhaus war bis vor kurzem die Wählerschaft, der einzelne Wähler, ganz einflußlos. Die Partei hat die Kandidaten ernannt, ernennt sie auch heute noch. Der Führer der Partei bestimmt, wer kandidiert, und schickt den Mann in die Wahlkreise hinein — und Torries und Whigs haben als Adelscliquen regiert. In Frankreich ist es nicht so: dort hat jeder Kandidat eine besondere Beziehung zu seinen Wählern und repräsentiert ihre Interessen und ist ganz unabhängig von seiner Partei, weil er nach Hause geht und dort auf seine Wähler hört. Wer sind die Wähler in Frankreich? Das sind die Besitzenden, das sind die Leute, die Interessen vertreten. Und so ist die Nation des 19. Jahrhunderts hineinverlegt in die Interessen der Wähler, und sie sagen, was gerecht ist. Das wird Gesetz. Und wieder bitte ich Sie, diesen ungeheuren Prozeß zu würdigen, der ja darin besteht, daß wir römisches Recht, christliche Grundsätze, Exekutivgewalt, Vorberatung durch die lokalen Gewalten (die sind nämlich der Adel), Berücksichtigung der Wählerwünsche, in einem großen Gesetzgebungsvorgang vor uns sehen. Immer hat jedes Gesetz alle diese Interessen zu berücksichtigen gehabt. Aber Jahrhundert um Jahrhundert hat man den Akzent auf etwas anderes gelegt und hat noch tiefer in das Werden der Gerechtigkeit auf Erden hineingegriffen. Als man auch auf den Wähler Rücksicht nahm in Frankreich, änderte sich wieder das System der Regierung — aus einem Adelsregiment wurde ein bürgerliches Regiment, und wir bekamen ein bürgerliches Recht.

Wie ist es nun heute? Was ist heute der europäische Gesetzgebungsauftrag? Heute fragen wir nach den stummen Opfern der Gerechtigkeit, nach denen, die nicht sagen können, was sie leiden, die unter dem Gesetz verkümmern. Das ist die Idee des Betriebsrats in der Fabrik. Wo immer heute unser Verwirken der Lebensaussichten durch und als die Folge unseres Wirkens Beachtung findet, da haben wir eine veränderte Stufe der Gerechtigkeit und der Gesetzwerdung in der Welt. Wir dürfen dem nicht ausweichen, weil die Russen das „Sowjet" nennen. Denn es ist ein weltweiter Vorgang; es ist eine Schwierigkeit, daß „Sowjet" ein russischer Name ist. Mein College in Amerika ist ein sehr gutes Beispiel. Da können Sie heute noch, weil es eine bürgerliche Institution ist, alles gegen den Präsidenten der Vereinigten Staaten sagen. Das gehört zum guten Ton. Die Kritik an der politischen Zentralgewalt ist in Amerika heute noch vollkommen frei. Es wird sogar erwartet, daß man darüber schimpft oder kritisiert und auch zustimmt. Es wird ja nicht sehr viel räsonniert in den Vereinigten Staaten. Man ist sehr optimistisch. Also, die bürgerliche Wählerfreiheit ist da. Im Interesse meiner eigenen Eigentumsrechte, meiner steuerlichen Wünsche usw. kann ich auf die Regierung schimpfen. Sie können aber in dem College, in dem ich unterrichte, niemals etwas gegen die Verwal-

tung dieses College sagen. Da gilt strengstens: „Wes Brot ich esse, des Lied ich sing'." Sie können den Präsidenten des College nicht öffentlich kritisieren. Das geht nicht. Genau so ist es bei uns. Die Partei kann den Bundespräsidenten oder den Bundeskanzler kritisieren. Jeder Arbeiter kann sagen: Die Regierung in Bonn ist miserabel. Aber es ist ein weiter Weg, zu sagen (laut und öffentlich): „Mein Betriebsleiter ist miserabel". Das will niemand hören. Das ist in der ganzen bürgerlichen Welt noch heute so, daß die Beschwerde an Ort und Stelle noch nicht anerkannt wird. Aber das Beschwerderecht über die Großen, in Bonn oder in Berlin, hat die Französische Revolution glücklich erfunden. Es ist offenbar, daß der Weg der Rechtfindung und der Gesetzgebung nicht zur Ruhe kommen kann; immer müssen alle Punkte des gesetzgeberischen Prozesses durchleuchtet und erfaßt werden.

Ich nenne Ihnen drei ganz kleine Punkte, wo ich sehe, daß in Ost und West in Europa dieser Prozeß der Verlegung des Accentes auf eine Stufe vor den endgültigen Formulierungen des Rechtes belebt wird. So, wie diese „Vorverlegung" beim Wormser Edikt in Gang gesetzt worden ist, so wie sie bei dem Parlamentarismus in England geschehen ist. Der Kaiser hat auf die Geistlichen hören müssen. Die Fürsten haben auf die Stände hören müssen. Die örtlichen Stände haben auf die Standpunkte der interessierten Wähler hören müssen. Heute müssen die Wähler auf die Opfer ihrer Interessen hören lernen, auch dann, wenn dies Opfer selber seine Verkümmerung nicht artikuliert. Manchmal ist es ja ihre eigene Tochter. Welcher Industrieller kann daran vorbeisehen, daß seine eigene Tochter Sekretärin, vielleicht in einem anderen Werk, sein muß? Dann findet er plötzlich Verständnis für die andere Seite der Medaille. Keiner von uns ist heute Herr über das Schicksal seiner Kinder. Und weil er das nicht ist, betont er plötzlich ein sehr geschärftes Gewissen für die andere Seite. Der Wähler kann abstimmen; aber der verkümmerte Mensch bleibt unartikuliert. Niemand von uns kann seine eigene Frau, seinen Sohn, seine Tochter über zehn Jahre hinaus sichern. Darum müssen wir wollen, daß sie eine gerechte Ordnung vorfinden, in der ihre Verkümmerung geheilt werden kann.

Um Sie aber zu ermutigen und zu zeigen, daß das ein großer weltweiter Vorgang ist, der meiner Ansicht nach durch die Weltkriege und nicht durch die angebliche Russische Revolution verursacht worden ist, dieser Beschwerde des gemeinen Mannes stattzugeben, will ich Ihnen drei kirchliche Beispiele nennen, wo ich glaube, daß sogar die Kirche sowjetisiert werden muß und schon sowjetisiert wird. Sie erlauben, daß ich das Wort „Sowjet" hier absichtlich gebrauche, um Sie zu schockieren. Es ist ein Vorgang, den Sie im Betriebsrat ja schon vor sich sehen. Also wird das russische Wort nur gebraucht, damit es die Beschneidung der Privatinteressen verkündet, das Ihnen also zeigt, daß wir auch jetzt noch immer um die Gerechtigkeit besorgt sein müssen. Ich besuchte eine Landschule, ein berühmtes Landschulheim. Es wird geleitet von einem Herrnhuter, aber es ist eine konfessionslose Schule. Der Leiter hat sich sehr überlegt, wie er

eine Andacht gestalten soll. Es sieht nun auf der Oberfläche so aus, als ob das doch nichts mit Gerechtigkeit zu tun hätte. Sie werden sich wundern. Am Montag wird ein Bibelspruch gelesen und nichts weiter dazu gesagt, er wird nicht kommentiert. Es sind aber 300 Kinder, und man hat das Gefühl, die Lesung ist doch zu tot. Am Donnerstag jeder Woche hat der Leiter daher eine Besprechung mit denen, die dazu kommen wollen, Katholiken oder Protestanten oder Dissidenten, etwa 30. Nun wird der Spruch, der am Montag gelesen werden soll, durchgesprochen. Jeder versucht, ihn zu verstehen. Der Leiter sagte mir: „Das Resultat ist oft, daß alle sagen: wir verstehen es nicht, das ist zu schwer." Mag sein, daß sie es nicht verstehen. Aber diese Vorberatung am Donnerstag, sagt er, elektrisiert das Lesen am Montag, weil man da vorher, bevor es zur Formulierung kommt, sich zusammengesetzt und beraten hat. Deshalb ist da eine tragende Gruppe in der Mitte dieses Andachtsvorganges am Montag. Die ganze Schule spürt das und hört wirklich zu, weil sie weiß, daß einige sich das vorher haben sauer werden lassen. Das ist wie ein Ateliervorgang, das sogenannte „Avant-la-lettre", bevor das Bild nach draußen kommt, daß man das Werden dieses Entschlusses, diesen Spruch zu lesen, wirklich mal bekanntmacht, eine Vorverlegung in die Abgründe des noch Ungeformten, des noch nicht Fertigen, der Skizze.

Ich kenne eine Mutter, die wollte ihrem Sohn das Beten beibringen. Sie war aber zu gewissenhaft, um ihn einfach ins Gebet zu nehmen. Sie nahm also das Kind eines Tages in die Küche, und sie buken zusammen einen wunderbaren Kuchen. Infolge der außerordentlichen Anstrengung der beiden zusammen begriff das Kind ohne weiteres, daß man seinem Schöpfer ausdrücklich danken müsse. So sprach es sein erstes Tischgebet aus dieser eigenen Freude heraus. Ferner kenne ich einen Arbeiterpfarrer; der predigt am Sonntag, und am Freitag sagt er zu den Arbeitern, mit denen er arbeitet: „Ihr müßt mir helfen." Dann sagen sie, wörtlich hat sich das so abgespielt: „Wir helfen dir doch. Du bist ungeschickt genug. Wir haben dir immer deine Sandsäcke mit tragen geholfen." Da sagte er: „Das meine ich nicht. Ich muß meine Predigt machen. Könnt ihr mir nicht helfen?" Und dann haben sie ihm geholfen. Jetzt wird also die Predigt am Freitag aus den Fragen und Zweifeln der Arbeiter auf die Kanzel heraufgehoben, bevor er sie dann am Sonntag von der Kanzel hält. Das ist die bessere Predigt. Und das nenne ich eine Vorverlegung des Aktes der Entstehung der Predigt in die Seelen der Hörer, die unter ihr werden leiden müssen. Das ist also die neue Gerechtigkeit für die Leute unter der Kanzel!

Ich habe Ihnen mit diesen Beispielen erleichtern wollen zu begreifen, daß der Auftrag eines weltlichen Europas immer noch, wie am Anfang und wie in der Mitte seiner Geschichte, die Gerechtigkeit sein muß. Dieser große Akt der Rechtwerdung unter uns Menschen ist der einzige Grund, weswegen wir überhaupt zusammen sprechen und zusammenkommen als wirkliche Träger einer wirkenden Verantwortung. In der Arbeitszeit, wo wir bloß stumm zu arbeiten

scheinen, leben wir uns auseinander und verwirken unser Heil. In der Gesetzgebung und in der Rechtsprechung müssen wir uns immer wieder gegen dies Verwirken zusammenfinden. Deshalb nenne ich den Geist einen Prozeß. So nennt ihn nämlich auch das Credo, nach dem der Geist procedit ex patre filioque. Im Zeitalter geistiger Überheblichkeit der Intelligenz, der Professoren und aller, zu denen ich selber zähle, ist das vergessen worden. Wir haben den Geist gepachtet gehabt, wir haben uns Gebildete genannt, doch haben wir vergessen, daß der Geist ein Prozeß ist, der auch über die Gebildeten hinwegschreitet, wenn sie ihn nicht prozedieren lassen, wenn er nicht operativ werden kann in ihrem Tun. Der Geist ist gar nichts Abstraktes oder Intellektuelles, der Geist ist fruchtbar. Er versucht sich heute mehr und mehr aus den Leiden der Menschen zu nähren. Und die Leiden der Leidenden, ob das nun Kinder sind, die durch die Routine der Eltern zum Plappern von Gebeten veranlaßt werden sollen, oder ob es die leidenden Hausfrauen sind, oder die Leiden der Lehrer, der Studenten, der Schüler — diese Leiden verlangen heute Gehör zur rechten Zeit, nicht *nachdem* das Gesetz entstanden ist, sondern *vorher*.

Alle Reformen der europäischen Integration, alle Begegnungen, müssen diesen Charakter haben, daß die Menschen ihre Klagen über Ungerechtigkeit frei aussprechen können. Nicht das Schöne ist heute der Gegenstand der Erörterung wie im 19. Jahrhundert, wo man sich an Kunst und Wissenschaft gemeinsam vergnügte und nach Bayreuth pilgerte. Mit Bayreuth werden Sie Europa nicht integrieren können nach diesen großen Tragödien. Sie müssen heute fragen: Wo sind die Enterbten? Wo sind die Erniedrigten? Wo sind die Beleidigten? Und wir werden um so schneller mit dem russischen Weltbild und dem russischen Unrecht, das da geschieht, fertig, je gründlicher wir die von den Brüdern Karamasow her uns allen ja so wohlbekannten Entdeckungen der Untergründe der menschlichen Leiden und der menschlichen Seele aufnehmen und ernst nehmen und uns an ihrer Lösung beteiligen. Die Katastrophen gehören zum europäischen Geist, das Gerechtwerden gehört zum europäischen Geist. Die Einheit des Prozesses durch diese ganze Landmasse wird verbürgt durch die seltsame Privilegierung des Klimas, die Sie in keinem anderen Erdteil finden. Europa ist immer noch das große Experimentierfeld der übrigen Welt. Es ist unglaublich, wie die übrige Welt immer noch bereit ist, auf Europa zu hören. Aber Sie müssen anfangen, eine Sprache der Gerechtigkeit zu sprechen, nicht eine Sprache des Exportierens der Mona Lisa oder sogar der sixtinischen Kapelle als Kulturgut. Das nützt nichts. Damit können sie die europäische Kraft nicht mobilisieren. Die übrigen großen Völker haben nicht diese große Geschichte der Gerechtigkeit hinter sich. Wenn Sie mehr von der Leistung Europas hinsichtlich der Gerechtigkeit, des Gesetzes, der Ordnung sprechen und ihr nachsinnen, dann wird sich auch für das industrielle Problem heute und für die Kraftwirtschaft, die Europa braucht, eine menschliche Sprache finden lassen.

Die Montanunion ist nötig, aber sie beflügelt nicht die Phantasie. Die Phan-

tasie der Menschen wird nur beflügelt, wenn sie von dem Leiden sprechen, unter dem der einzelne leidet. Dann können Sie auch die Montanunion prägen. Sie können sogar die Postunion prägen. Ich habe darunter gelitten, daß ich in drei Tagen immer andere Briefmarken kaufen mußte zwischen Deutschland und Holland. Wann bekommen wir denn die einheitliche Briefmarke oder wenigstens den einheitlichen Stempel oder irgend etwas, daß ich eine deutsche Briefmarke auch in Amsterdam auf einen Brief kleben darf? Ich glaube, wir bekommen das erst, wenn wir von der Gerechtigkeit reden und nicht von der Ungerechtigkeit ausgehen, als ob sie einfach weitergehen dürfte. Es ist nicht genug, so scheint es, es ist nicht genug davon die Rede, daß heute die Leiden, die ausgesprochen werden, die Menschen verbinden. Sie müssen ausgesprochen werden, das ist das erste, und dann werden sie auch ihren Weg finden zu ihrer Ordnung. Lassen Sie mich mit einer kleinen Geschichte schließen, die ich auf mich anwenden möchte. Es hat einmal in Deutschland einen Sparkommissar gegeben, ich glaube, er hieß Sämisch, und das ist lange her. Da hatten wir Inflation gehabt. Es war eine große Aufblähung des bürokratischen Apparates erfolgt, und dieser Reichssparkommissar hatte dann den Auftrag, alle überflüssigen Ämter abzuschaffen. Das hat er auch getan, und er hat es sehr gut gemacht. Zum Schluß mußte er natürlich auch das Amt des Reichssparkommissars abschaffen, und das hat er auch getan.

Wenn es mir gelungen ist, den Weg Europas vor Ihren Augen so zu vereinfachen, von den Katastrophen, die Eduard Süß in der Erdgeschichte beschrieben hat, bis zu dem augenblicklichen Schrei der Soldaten nach Gerechtigkeit in Europa, dann will ich mich gerne selber wie der Reichssparkommissar damals abgeschafft sehen. Denn dann werden wir die Wichtigtuerei ablegen, die heute dem Organisieren anhaftet, die Übertreibung der Pässe, Papiere, Unterschriften und Bescheinigungen. Es gibt heute einen hohen Richter, der gleichzeitig deutscher und englischer Staatsbürger ist. Er hat zwei Pässe. Und das Britische Home Office hat es ausgesprochen, daß es sich nur geehrt fühle durch dies doppelte Indigenat. Wie wäre es, wenn die in Westdeutschland hausenden Schlesier einen westdeutschen und einen polnischen Paß bekämen? Dann wäre die ostzonale Tyrannei aus dem Sattel gehoben. Dann hätte der Geist Europas einen neuen Prozeß eingeleitet, und das von den verrückt gewordenen Siegerstaaten begangene Unrecht wäre in seine Sühne eingetreten — und die Völker Europas in ihre Versöhnung. Denn Sühne und Versöhnung sind ein und dasselbe, nun werden Sie mir vielleicht nicht gram sein, daß ich das Fetischwort „Kultur" aus dem Europagespräch draußen ließ. Dies Wort nämlich läßt seinerseits draußen, woraus allein Europa aufhören könnte, ein geographischer Begriff zu sein: die seelische Aussöhnung seiner Bewohner.

Das Thema zeigt schon in seinem Wortlaut, wie krank wir sind, weil wir Sprache und Geschichte trennen, obwohl sie zusammengehören. Es ist doch sehr die Frage, ob sich die Zeitgenossen der Epochen, über die wir in unseren Geschichtsbüchern berichten, in dem wiederhören werden, was wir von ihnen aussagen und ihnen in den Mund legen. Das liegt daran, daß die „Geschichte" zu einer Wissenschaft wurde, die wie alle Wissenschaft ihren Gegenstand verkaufen will als einen, über den man objektive Aussagen macht, gegen die der Gegenstand selbst sich nicht wehren kann. (Das Atom kann sich nicht wehren gegen die, die darüber schreiben.) Wie wäre es nun aber, wenn die Geschichte nur aus dem bestünde, was Menschen von sich aussagen, aussagen, weil sie leiden?

Ich will Ihnen sofort meine These darlegen:

Meine These ist: Alle Geschichte ist ausgesprochene, ausgesagte Geschichte; darum kann der Historiker nicht wie ein anderer Wissenschaftler von Objekten ausgehen, die er beherrscht. Er kann nicht von der Geschichte das abstreifen, was die Menschen, an denen sie geschehen ist und geschieht, selber über sich und sie aussagen.

1. Geschichte als Aussage

Geschichte ist darum niemals eine Wissenschaft, sondern, wie ja auch die Medizin, eine Art Heilkunde der menschlichen Gesellschaft. Der Historiker muß darum versuchen, ein Verhältnis zur menschlichen Sprache zu gewinnen. Ganz abwegig ist der Versuch, hinter die Kulissen zu schauen. Dieser Versuch brächte uns im Theater auf den Schnürboden; da erfahren wir überhaupt nichts mehr von dem Stück, von der Handlung, die vorn auf der Bühne spielt.

Ich will Ihnen das an einem Beispiel klarmachen: Das einzige, was ein amerikanischer Schüler heute noch auswendig lernt, ist die Unabhängigkeitserklärung. Eine Volksbildungsorganisation rechnete sie sogar zu den 125 bedeutendsten Büchern der Welt, über die in allen Volkshochschulen der USA der Reihe nach gesprochen werden sollte. Und als man sich dann zur Besprechung der Unabhängigkeitserklärung einen namhaften Historiker holte, stellte der fest, daß an der ganzen Unabhängigkeitserklärung gar nichts dran sei. Das einzige, was „dahinter" stecke, seien die Grundbesitzerinteressen von Washington und Jefferson, die „in" Landspekulationen „gemacht" hätten. Sehen Sie, als man darüber sprechen wollte und sich dazu einen Historiker holte, der „hinter die Kulissen" auf den Schnürboden führte, stellte sich heraus, daß nichts mehr da war, worüber sich eigentlich zu sprechen lohnte. Die „Unabhängigkeitserklärung" hätte eigentlich von der Liste der 125 bedeutendsten Bücher gestrichen werden müssen. Und genau so erging es unter den Händen der Wissenschaft der Ilias und dem Johannesevangelium, den Paulusbriefen und dem Alten Testament.

Die motivsuchende Geschichtsschreibung verfährt bei ihrem Gang „hinter die

Kulissen" mit allem so wie dieser akademische Historiker in Chikago mit der „Declaration of Independence". Ich nenne diese ganze Richtung der Wissenschaft darum die „Philosophie des Ascheneimers". Sie brachte einen gefährlichen Explosivstoff: das Ergebnis jeder Untersuchung über ein bedeutendes Buch ist, daß es eigentlich nicht mehr verdiente gelesen und geglaubt zu werden. Und dieser Explosivstoff kam nur in die Welt, weil die Historiker es ablehnten, sich an das zu halten, was die Menschen selbst uns a u s g e s a g t haben.

„Wie wird denn Geschichte ausgesprochen?" so müssen wir uns fragen. Wir schreiben heute den 20. Juli 1957. Diese Zusammenstellung von Zahlen scheint zunächst völlig willkürlich herausgegriffen aus tausenden von anderen. Die Zahlen in der Geschichte sind nur ein Gerippe, oft ein totes Gerippe. Aber beim *Sagen* beginnt die Zahl zu leben, sie fordert uns auf, zu erzählen. Und beim Erzählen wird sie aus einem Tropfen im Meer der Zeit zu einer Musiknote in einer Komposition, die den Akzent erhält, die der Melodie den Rhythmus gibt. Beim Aussagen, beim Hervorheben erhält dieser 20. Juli 1957 den Akzent — 20. Juli 1944 — 20. Juli 57: ein Geschichtstag und seine Wiederkehr! Das ist der Weg von der Zahl zum Erzählen. Geschichte ist Auslese. Alle Liebe wählt aus! Jede Liebe liebt in einer Reihenfolge. Die ganze Geschichte ist vielleicht solch eine Folge von auswählenden Liebeserklärungen und Kriegserklärungen. Wir lieben, um uns zu verewigen. Die Liebe ist der Ausweg aus der Todesverfallenheit der Menschheit. Wir brauchen die Liebestat als Weg in die Zukunft. Und so brauchen auch wir die erzählten Liebeserklärungen der Menschheit. Denn Erzählung der Geschichte ist *Anerkennung* der Geschichte als Anfang einer *neuen* Geschichte.

Keine Stiftung der Kirche, keine Gründung einer Stadt und auch keine Gründung einer Pädagogischen Akademie kann vorgenommen werden ohne die Hoffnung, daß noch ferne Geschlechter dieses Tages in Dankbarkeit gedenken werden, weil er der Beginn ihrer Geschichte war. Eine Anstalt, wie z. B. das College, an dem ich in den USA tätig bin, wird von den wesentlichen Personen bestimmt, die sie gegründet und geleitet haben. Die weniger bedeutenden Leiter leben gleichsam „unter ihren Augen".

Wenn ein Tag wie ein Leuchtturm herausgehoben wird, rücken alle anderen in den Lichtkegel dieses Tages. So ist es mit dem 20. Juli 1944. Alles, was vorher geschah in stiller Opposition, in zähem Widerstand, im Behaupten der Menschlichkeit, wäre im Dunkel geblieben, wenn nicht dieser Tag unter einem gewaltigen Knall aufgebrochen und zu einer Fackel geworden wäre, die ihren Schein auf alles wirft, was vorher und nachher geschah. Darum ist es so wichtig, daß wir heute dieses 20. Juli 1944 gedenken. Die 5000 besten Deutschen, die wegen dieses Tages fielen und heute an allen Ecken und Enden in Deutschland so bitter fehlen, sie wären unersetzlich, wenn ihrer nicht gedacht würde. Das Fehlende wird nur durch die Liebe ersetzbar. Darum ist die Totenklage die älteste Sprache der Geschichte. Die Toten sagen uns darin: Wir möchten mit zu

dem gehören, was in Zukunft gesagt wird. Dagegen geschieht heute in Deutschland das große Verschütten. Man will nichts mehr von dem erzählen, was damals geschah. Aber an Ihrer Stellung zum 20. Juli 1944 entscheidet es sich, ob Sie als Deutsches Volk noch eine Geschichte haben. Was Sie als Deutsche mit der übrigen Welt zu einer gemeinsamen Geschichte zusammenbindet, ist allein die Tatsache, daß es in Deutschland von 1933 bis 1945 die Männer des 20. Juli gab. Bedenken Sie bitte die außenpolitische Bedeutung dieser Ereignisse. Nur wenn Sie sie anerkennen, haben Sie als Deutsches Volk noch eine Geschichte. Als Christen könnten Sie natürlich auch ohne dies, etwa in Amerika, eine Geschichte haben, aber als Deutsche nicht. In Deutschland besteht die Neigung, daß jeder an seinem Standpunkt festhält. Lieben aber heißt, seinen Standpunkt aufgeben.

Ebenso schrecklich ist, daß man sich in Deutschland immer mit den Dingen „auseinandersetzen" will. Das ist ein schreckliches Wort. Ich bitte Sie, gebrauchen Sie es nie. Man kann sich nicht mit dem Jahre 1848, mit dem 20. Juli oder dem Kommunismus „auseinandersetzen" wollen; denn Sprechen heißt: in den anderen eindringen, hören heißt: ihn in sich eindringen lassen.

Die Geschichte ist Liebestat oder sie ist gar nichts, jedenfalls ist sie keine Wissenschaft. Indem die Geschichte Liebe erklärt oder Krieg erklärt, indem sie zustimmt oder verdammt, sucht sie dem Vergangenen einen Platz in der Zukunft einzuräumen. Das verpflichtet uns, gibt uns unsere Aufgabe: Wir müssen als Lehrer auf 1000 Jahre hinaus lehren. Wir müssen sehr vieles weitergeben, auch wenn wir es nicht gemeistert haben. Wenn die Traditionskette von A über B und C nach D geht, und nur A und D verstehen, müssen doch B und C weitergeben, um D das Verstehen zu ermöglichen. Der Lehrer muß also 1.) das Gehirn des Kindes nähren und füllen; 2.) das Kind eingliedern in die Kette, die von der Vergangenheit in die Zukunft reicht.

Wer die Geschichte erzählt, bekennt demütig, daß er sie nicht ganz versteht, aber gleichzeitig, daß er sie doch so liebt, daß er sie über sich erhebt. Dadurch gerät er aber auf die Straße, die von diesem Ereignis in die Zukunft führt.

Der Gehorsam gegen die, von denen gesprochen wird, das Ernstnehmen und Überliefern dessen, was sie selbst ausgesagt haben, ist mindestens ebenso wichtig wie das Vielwissen um die Motive und das Geschehen „hinter den Kulissen".

Wir müssen doch einfach anerkennen, daß es die Totenklage der Frauen war, die Klage der Kriemhild um Siegfried, die Totenklage um Achill und Hektor, welche die Helden des Nibelungenliedes und der Ilias unsterblich gemacht haben.

Die Liebe ist die Ursache dafür, daß es Geschichte gibt.

II. Die Rangordnung in der Geschichte

Ich will Ihnen nun etwas sagen über den Traditionsprozeß, in dem ein gesundes Volk immer steht, und am Schluß etwas über die Geschichte als Lehrgegenstand.

1. Das Kind muß gehorchen lernen, es muß hören, muß Vater und Mutter beim richtigen Namen nennen, muß zur Anerkenntnis der heiligen Namen gelangen.

Dadurch kommt es zum Rückwärtsblicken in das Geschehen der Welt, zur Anerkennung. Es ist schon wichtig, daß Kinder auch die Titel der Menschen anerkennen. Durch das alles tritt die Geschichte als geschehene Geschichte in die Kinder ein. Wir müssen Erkenntnis durch Anerkenntnis ersetzen. Erkenntnis ist eine grausame Angelegenheit, sie zerstört die Dinge und die Geschichte. Anerkenntnis ist Achtung, sie führt uns weiter und baut auf.

2. Dem Erwachsenen müssen wir es wieder zutrauen, Leben hervorzurufen. Bedenken Sie, was uns allein schon die sprachliche Form des Wortes sagt: hervorrufen. Wir rufen hervor, was noch nicht da ist. Bei jeder Liebeserklärung beginnt ein solches Hervorrufen des Neuen. Die Verheißung an Abraham und Sara: „Ich will euren Samen mehren wie den Sand am Meer" gilt für alle Ehepaare. Wir müssen uns klar darüber werden, daß die Ehe nicht innerhalb der Nation eingezwängt sein darf. Man hat in Rußland versucht, daß nur russische Staatsbürger russische Staatsbürger heiraten durften, um russische Staatsbürger hervorzubringen, und ist daran gescheitert. Die Ehe bleibt bestehen, auch wenn die Staatsbürgerschaft wechselt, die Nation untergeht. Mit jeder Ehe beginnt eine neue Geschichte, die sich in die Ewigkeit fortsetzen soll.

Ebenso rufen wir in jedem ernsthaften Gespräch, in jeder von uns ernstgenommenen Begegnung mit einem anderen Menschen Zukunft, zukünftiges geistiges Leben, zukünftige Geschichte hervor.

Anerkennung und Hervorrufung sind die beiden grundlegenden Akte in aller Geschichte.

Beim Anerkennen wenden wir uns der Vergangenheit zu, die unsere Gegenwart bestimmt und richten uns neu an ihr aus, machen sie neu für unsere Gegenwart fruchtbar.

Beim Hervorrufen blicken wir in die Zukunft, der unsere Entscheidung, der unser Wort die Richtung gibt und die unserer Gegenwart Dauer verleiht.

Unausgesetzt müssen wir rückwärtsblickend anerkennen und vorwärtsblikkend hervorrufen.

Lange bevor wir die Geschichte studieren, sind wir in sie eingebettet. Daraus erwachsen jedem von uns Erfahrungen. Was wir anerkennen, verwandelt uns.

Wenn wir z. B. die Kinder so sehen, wie sie wirklich sind und nicht als die Naturidioten des Herrn Jean Jacques Rousseau, dann sehen wir, wie sie der Vergangenheit zugewandt sind. Die Kinder spielen sich in die Vergangenheit hinein. Im Pfänderspiel spiegelt sich die altgermanische Rechtsordnung.

Das ist das Verhältnis des Kindes zur Geschichte. Ein großer Irrtum ist der Satz: Die Jugend hat die Zukunft. Nicht die Kinder rufen die Zukunft hervor. Kinder sind vorgeschichtlich, sie gehören höchstens in das Museum für Vor- und Frühgeschichte.

Uns, den Erwachsenen, gehört vielleicht die Zukunft, aber nicht den Kindern; wenn wir gut gelebt haben, gehört uns die Zukunft. Wir rufen die Zukunft hervor.

Die Zukunft hat man nämlich nicht schon deswegen, weil man länger lebt als andere. Wir alle müssen unsere Bestimmung suchen und auf sie hören und das heißt: wir müssen entscheiden, wieviel von der Vergangenheit angefangene Zukunft ist, die wir anzuerkennen haben, und wieweit wir selbst die Zukunft neu hervorzurufen haben.

Dieses Anerkennen und Hervorrufen hilft uns, die Geschichte zu befreien: nach rückwärts von dem bloßen Erkennen, das sie zerstört, und nach vorwärts von dem bloßen „Planen", das sie vergewaltigt. Wer zu den Menschen gehört, die Vergangenheit „erkennen" wollen, der kann auch dann konsequenterweise nicht darauf verzichten, seine „Erkenntnisse" anzuwenden und die Zukunft zu „planen". Ja, bewußt oder unbewußt, erkennt er nur die Vergangenheit, um die Zukunft zu planen, und das führt in der Konsequenz zu den Experimenten am lebenden Leichnam.

Das teuflische Prinzip bei allem „Erkennen", wie es unser wissenschaftlicher Betrieb betreibt und bei allem „Planen", wie es Bürokraten und Funktionäre tun, ist nun aber, daß jeder „Erkennende" und jeder „Planende" grundsätzlich auswechselbar sind, sie sind nur kleine Rädchen in einer gewaltigen Maschinerie.

Man muß auf dieses „Erkennen" verzichten, weil das „Planen" uns umbringt. Stattdessen muß man *„hören"*, was die Geschichte schon gesagt, gelehrt und angefangen hat, und dann entscheiden, ob man nicht Neues hervorrufen muß. Das aber ist die Gewissenfreiheit.

In jedem Augenblick seines Lebens und der Geschichte steht so der Mensch zwischen Anerkennung und Hervorrufung.

Zuerst müssen wir anerkennen, und zwar müssen wir anerkennen in unserer eigenen Zeit, der Zeit, die wir selbst durchlebt haben. Erst wenn wir das tun, haben wir Geschichte.

Was ich jetzt sage, meine ich in großem Ernst: Es ist noch lange nicht abgemacht, ob Sie als Deutsche, als Deutsches Volk noch eine Geschichte, noch eine Zukunft haben. Das ist nämlich ganz unabhängig davon, ob Sie als Christen noch eine Geschichte, noch eine Zukunft haben. Ich versichere Sie, auch in Amerika gibt es Christen. Das ist aber ganz unabhängig von der Frage, ob es dort Amerikaner gibt.

Jedenfalls steht eines fest: die Geschichte des Deutschen Volkes ist dann unwiderruflich zu Ende, wenn sich die Gewohnheit durchsetzen sollte, die Zeit von 1933 bis 1945 einfach auszulassen, zu übergehen, dort ein großes Loch zu lassen und alles, was da geschah, zu verdrängen aus dem Bewußtsein, Gedächtnis und der Diskussion, wie es ja doch weithin geschieht. Es ist eine Lebensfrage für Sie, wohlgemerkt für Sie als Deutsche und als deutsches Volk, ob es

Ihnen gelingt, in der Zeit von 1933 bis 1945 etwas zu finden, was Sie anerkennen können und müssen. Wenn wirklich für Sie in der Zeit von 1933 bis 1945 kein *Name* zu finden sein sollte, der des Nennens wert wäre, dem Sie Ihre Anerkennung zu zollen hätten und den Sie so Zukunft hervorrufend weiterzugeben wagen, dann hat das deutsche Volk aufgehört, eine Geschichte zu haben.

Und in diesem Zusammenhang muß ich noch einmal auf den Tag zurückkommen, den der heutige Tag uns ins Gedächtnis ruft, den 20. Juli 1944 und seine Helden. „Ein jeder muß sich seine Helden wählen" sagt schon Goethe. Es ist Ihre Lebensfrage, ob Sie sie auch in der Zeit von 1933 bis 1945 in Ihrem Volke vorzufinden vermögen.

An Ihrer Stellung zu diesem 20. Juli 1944 entscheidet es sich, ob *Sie* Ahnen für *Ihr* Deutschtum haben können.

III. Die Geschichte als Lehrgegenstand

Nun ist meine Zeit bald abgelaufen, und ich will noch kurz auf das eingehen, was Ihnen als Lehrern ja am meisten auf den Nägeln brennt: auf die Geschichte als Lehrgegenstand. Hierfür hat die Geschichtswissenschaft eine wichtige Rolle. Vieles wird nämlich vergessen, nicht anerkannt und nicht hervorgerufen aus Feigheit. „Feiglinge sind wir alle", sagte der alte Blücher, wir unterscheiden uns nur darin, ob wir unsere Feigheit überwinden oder nicht.

Weil nun aus Feigheit so vieles nicht anerkannt und nicht hervorgerufen wird, ist das Wiederanerkennen und Wiederhervorrufen die besondere Aufgabe der Schule, des Lehrers, des Geschichtslehrers und der „Geschichtswissenschaft".

An das, was vergessen wurde, müssen wir wieder erinnert werden, auf daß vieles von dem wieder anerkannt wird, was sonst vergessen wird. Das tut der Geschichtsunterricht.

Wie soll er nun verfahren, ohne im Stoff zu ersticken?

1. Der Geschichtsunterricht muß das stiftende Ereignis wieder anerkennen, damit das Brauchtum, welches sich daraus entwickelt hat, weiter anerkannt werden kann, von denen, die mit und in ihm aufgewachsen sind. Denken Sie an die Versuche, die christliche Zeitrechnung abzuschaffen, dann wird Ihnen klar, daß es hier um mehr geht als um tote Gewohnheit, sondern um das Anerkennen der für unsere Geschichte entscheidenden Ereignisse, die auch unsere Zukunft noch mitbestimmen im Guten und Bösen, wie sie unsere Gegenwart mitgeformt haben. So wird bei jedem Tischgebet die Stiftung des Heiligen Abendmahles anerkannt.

Von den gestaltgebenden großen Einbrüchen in die Geschichte müssen wir also reden. Wir müssen davon reden, auch wenn wir nicht alles daran verstehen. Auch eine Mutter kann ihrem Kinde ja nicht sagen: „Wir schaffen Weihnachten ab, morgen gibts keinen Weihnachtsbaum und keine Bescherung, weil

ich nicht verstanden habe und verstehen kann, was dieses Geschehen da im Stall zu Bethlehem eigentlich bedeutet." Und ebenso wenig kann sie Ostern ausfallen lassen, weil sie nicht alles an der Auferstehung Jesu Christi verstanden hat.

2. Zweitens müssen wir das, was im Augenblick vergessen zu werden droht, wieder hervorrufen. Denken Sie dabei daran: Mit dem Investiturstreit, der Reformation und der großen französischen Revolution, mit 1122, 1517 und 1789 kann man den Kindern helfen, das zu verstehen, womit sie zu tun haben und zu tun haben werden. Diese Ereignisse sind Einbrüche des Neuen. Darum müssen sie erforscht werden. Als ein Beispiel für solchen Gegenstand der Forschung aus dem Bereich der Reformation mag etwa der deutsche Buchhandel genannt werden. Wie kommt es, daß Sie nur in Deutschland wirkliche Buchhandlungen haben? Seit Luthers Drucker Hans Lufft in Wittenberg für den Buchhandel das Kommissionsprinzip einrichtete, wurde dieses Prinzip vorbildlich nicht nur für den Buchhandel, sondern für alle Industrieunternehmen in Deutschland. Daß wir in Amerika keinen Buchhandel haben, ist ein schwerer Schade für das amerikanische Bildungswesen. Es erklärt sich daraus, daß die beispielhafte Industrie in Amerika auf Barzahlung beruht und daß der Buchhandel sich danach richten muß mit dem Erfolg, den ich genannt habe.

Es gibt aber auch Ereignisse, die nicht mehr anerkannt werden können, weil sie keine Spuren im Brauchtum hinterlassen haben und die wir doch erforschen und erwähnen müssen, um toten Geist wieder zum Leben zu erwecken. Ich will Ihnen das an einer Geschichte klar machen, die mir ein amerikanischer Feldgeistlicher von Saipan erzählte, der nach der Landung am Strand zwei nackte Japaner fand und sie unbestattet liegen ließ, als er festgestellt hatte, daß sie tot waren. Es waren doch Japaner, keine Amerikaner, meinte er. Das hat mich erschüttert und hat in mir ein Entsetzen hervorgerufen über diesen Pfarrer. Der Glaube des Menschen betätigt sich nämlich erst da, wo man das Menschenrecht des Toten anerkennt. Darum ist es auch so verbrecherisch, daß man die Sterbenden in den Krankenhäusern einschließlich der Angehörigen bis zum letzten Augenblick über das nahe Bevorstehen des Todes hinwegzutäuschen versucht, so daß der Sterbende um sein letztes Wort an die Angehörigen gebracht wird. Damit aber wird die Beerdigung um ihren tiefen Sinn gebracht: Sie ist nämlich die Antwort der Hinterbliebenen auf das letzte Wort des Sterbenden.

Die Frage ist nun, welche Urkräfte müssen wieder hervorgerufen werden, damit das Menschenrecht des Toten wieder anerkannt wird und solche Dinge wie auf Saipan nicht wieder vorkommen. Dazu brauchen wir die Vorgeschichte. Die ganze Vor- und Frühgeschichte wird darum wieder hervorgerufen werden müssen, um die Ehrfurcht vor den Toten wieder wachzurufen.

Warnen möchte ich Sie am Schluß noch vor einem Darstellen der Epochen gleich einem Naturvorgang. Was ist Renaissance? Wiedergeburt des Altertums? Das ist Unsinn. Als ob etwas wiederkommen könne ohne Ja! und Nein!, d. h.

ohne daß es von einzelnen Menschen hervorgerufen wird, die dafür verantwortlich sind. Ich kann das jetzt am Schluß nicht mehr im Einzelnen aufreißen, möchte Sie aber doch in allem Ernst darauf hinweisen. Die Renaissance des klassischen Altertums ist ein Hervorrufen gewesen, das klassische Altertum ist wirklich wieder hervorgerufen worden. So wird die Geschichte wieder belebt durch „Wiederhervorrufen" und wir müssen uns auch jetzt entscheiden, was von der „toten" Geschichte, der Vergangenheit in die Zukunft gehört. Das Hervorrufen ist also nicht nur Sache der Eltern oder der befehlenden Staatsmänner und Führer des geistigen Lebens, sondern geht uns Lehrer an.

In dieser Doppelspurigkeit von dem in die Vergangenheit gerichteten Anerkennen und Wiederanerkennen und dem in die Zukunft gerichteten Hervorrufen und Wiederhervorrufen sind wir Geschichtslehrer.

II. Die Sprache ist das eigentliche Wunder der Wirklichkeit

ICH BIN EIN UNREINER DENKER

Vom Töchterlich-Werden des Denkens

Vor 300 Jahren wurden die Grundlagen der modernen Wissenschaft gelegt. Damals wurde die Weltanschauung, die unseren modernen Universitäten zugrunde liegt, erstmalig in einem Buche zusammengefaßt. Ursprünglich hatte dessen Verfasser beabsichtigt, einige umfassende Bände unter dem stolzen Titel „Die Welt" zu schreiben. Aber dieser Philosoph, René Descartes, wurde durch Gefahren von seiten der Religion davon abgebracht, sie in Vollständigkeit herauszugeben, und beschränkte seine Aufgabe auf die berühmte „Betrachtung über die Methode". Darin wurde das große idealistische Postulat des *Cogito ergo sum* formuliert und damit das Programm der wissenschaftlichen Eroberung der Natur. Descartes' *Cogito ergo sum* öffnete den Weg zu 300 Jahren unerhörten wissenschaftlichen Fortschritts.

1. Abschied von Descartes oder Metanomik gegen Metaphysik

Als Descartes seine „höchst seltsame" Betrachtung herausgab, war die scholastisch bestimmte Universität seit langem in Verfall. Er ersetzte die Grundsätze, durch die das mittelalterliche Denken seit Anselms *Credo ut intelligam* immer geleitet worden waren, durch sein *Cogito ergo sum.* Aus den möglichen Ausgangspunkten für unsere Vernunftkräfte hatte die Scholastik den Glauben des Menschen an die Offenbarungskraft Gottes hervorgehoben. Descartes kam diesen mit seinem nicht weniger paradoxen Glauben an den rationalen Charakter von Existenz und Natur zu Hilfe.

Das *Cogito ergo sum* war, wegen seines Wettstreits mit der Kirche, einseitig. Wir Nach-Kriegs-Denker beschäftigen uns weniger mit dem offenbarten Wesen des wahren Gottes oder dem wahren Wesen der Natur als mit der Erhaltung einer wahrhaft menschlichen Gesellschaft. Wenn wir nach dieser fragen, stellen wir die Wahrheitsfrage noch einmal; aber unser besonderes Bemühen gilt der lebendigen Verwirklichung der Wahrheit im Menschengeschlechte. Wahrheit ist göttlich offenbart worden — *credo ut intelligam.* Wahrheit ist rein und kann wissenschaftlich erfaßt werden — *cogito ergo sum.* Wahrheit ist lebenswichtig und muß in der Gesellschaft dargestellt werden — *respondeo etsi mutabor.* Dieser Angriff auf den Cartesianismus ist unvermeidlich, seit das „reine" Denken überall in den Bereich sozialer Untersuchungen eindringt. Für Historiker, Wissenschaftler und Psychologen scheint es unerträglich, nicht „reine" Denker, echte Wissenschaftler zu sein. Was für ein Unheil!

Ich bin ein unreiner Denker. Ich bin verwundet, hin- und hergeworfen und -geschüttelt, erhoben und enttäuscht, erschüttert und getröstet; ich muß meine geistigen Erfahrungen mitteilen, wenn ich nicht zugrunde gehen soll. Und trotzdem kann ich zugrunde gehen. Es ist kein Luxus, ein Buch zu schreiben; es ist

ein Mittel, weiterleben zu können. Indem ein Mensch ein Buch schreibt, befreit er seinen Geist von einem ihn überwältigenden Eindruck. Ein Buch ist echt, wenn es nicht willkürlich geschrieben wurde, sondern geschrieben werden *mußte,* um den Weg frei zu machen für ein weiteres Leben und Tun. Ich habe zum Beispiel alles, was in meiner Gewalt stand, getan, um den Entwurf meiner „Revolutionen" nach 1917 immer wieder zu vergessen. Aber er kam immer wieder, so wie die Unschuld König Karls I. in Dickens' David Copperfield. Aus eigener, umwälzender Erfahrung wissen wir mehr über das Leben als durch irgendwelche äußere Beobachtung. Daß wir uns selber „oekodynamisch" durch die menschliche Gesellschaft bewegen, ist die Grundlage aller unserer Naturwissenschaft. Die entfernte Natur ist uns weniger bekannt als der Haushalt des Menschlichen mit seiner ständigen Auswahl der Tauglichsten und seinen bewußten Variationen. Der Menschen Erinnerung an ihre eigenen Erfahrungen bildet den Hintergrund all unseres Wissens über Himmel und Erde.

Die Naturwissenschaft wie die Geschichte auf ihrer positivistischen Stufe unterschätzten das biologische Element in der Natur und Gesellschaft. Sie benutzen, als Physik und Metaphysik, meß- und wägbaren Stoff sowie logische und metaphysische Ideen, als die elementarsten und untersten Grundlagen, auf denen unser Wissen aufzubauen ist. Indem sie in der Physik bei abstrakten Zahlen oder in der Metaphysik bei allgemeinen Ideen anfingen, taten sie dem Kernpunkt unserer Existenz nicht Genüge; denn weder die Physik noch die Metaphysik kann uns irgendeine praktische Grundlage bieten, von der aus wir die Bereiche der Biologie oder Soziologie betreten können. Weder von den Gravitationsgesetzen noch den Ideen der Logik und Ethik her läßt sich eine Brücke zu dem Reich des Lebens schlagen, des Lebens der Pflanze, des Tieres oder der menschlichen Gesellschaft. Zahlen und Ideen gehören auf den Friedhof des Toten. Wir können die Methoden der Vergangenheit fallen lassen. Die Schemata dieser Zeit, was immer sie bedeuten, waren entweder auf Physik oder auf Metaphysik gegründet. Einige waren subjektiv, andere objektiv, einige idealistisch, andere materialistisch, und viele waren eine Mischung aus beiden. Aber sie waren eines Sinnes in der Annahme, daß wissenschaftliches Denken aus den einfachen Tatsachen der Physik oder den allgemeinen Ideen hervorgehen solle, daß entweder die Gravitations- oder die logischen Gesetze die ersten und zentralen Wahrheiten seien, auf die das System des Wissens aufzubauen wäre. Sie alle glaubten an eine Hierarchie, mit den Grundwissenschaften Physik und Metaphysik als Basis, von der eine Leiter zu dem zweiten und dritten Stocke im Hause des Wissens reiche. Wenn wir erst einmal den Grundirrtum dieser Annahme einsehen, wird uns Marx ebenso zu dem Sohne einer vergangenen Epoche wie Descartes, Hume oder Hobbes. Sie alle beginnen mit abstrakten Allgemeinheiten über den menschlichen Geist und über das Wesen der Materie.

Wir leugnen, daß sie dem Wissen näherkommen. „Denken" und „Sein", Geist und Körper sind nicht die richtigen Ausgangspunkte, um Meister über Leben und Gesellschaft zu werden. Die Physik, die das bloße Sein des Abstrakten interessiert, und die Metaphysik, die über die Ideen des Menschen spekuliert, sind bestenfalls Randmethoden, wenn man sich mit Wirklichkeit befassen will. Sie berühren nicht den Kern, sie beschäftigen sich nicht mit dem wirklichen Leben, sei es der natürlichen Geschöpfe oder der Gesellschaft. Es ist sicherlich wahr, daß das Universum voll ist von toten Dingen und die Büchereien der Menschen voll von abstrakten Begriffen. Dies kann die frühere Mutmaßung erklären, daß man durch das Studium von Steinen, Kies und Staub oder einer endlosen Reihe von Lehrsätzen und Gedanken die Substanzen fasse, die in der Welt vorherrschen. Aber diese Mutmaßung bleibt ein fehlerhafter Zirkel. In einem ganzen Tal von Steinen und Lava genügt ein Grashalm, um ein System zu widerlegen, das glaubt, dies eine einzige Gras durch Wiegen und Messen alles Gesteins im Tale erforschen zu können. Ebenso bietet die Anwesenheit einer einzigen lebenden Seele inmitten von drei Millionen von Büchern einer großen Bibliothek genügend Beweiskraft gegen den Satz, daß das Geheimnis dieser Seele durch das Lesen dieser drei Millionen Bücher gefunden werde. Kohle kann als der einbalsamierte Leichnam alter Wälder erklärt werden, kein Baum aber allein dadurch, daß man Anthrazit erforscht. Die Physik hat es mit toten Körpern zu tun, die Metaphysik mit Formeln, aus denen das Leben gewichen ist. Beide Wissenschaften beschäftigen sich mit sekundären Daseinsformen, mit Überbleibseln des Lebens. Die wissenschaftliche Behandlung dieser Überbleibsel des Lebens mag sehr nützlich sein, aber es bleibt doch eine sekundäre Form des Wissens. Das Leben kommt vor dem Tod, und ein Wissen vom Leben in seinen zwei Formen als soziales und kosmisches Leben kann mit Recht den Vorrang vor der Physik wie vor der Metaphysik fordern. Endlich müssen die beiden modernen Wissenschaften vom Leben, die Biologie und Soziologie, aufhören, Befehle von den Wissenschaften des Todes entgegenzunehmen.

In einer unter dem Namen „Bios" erschienenen Reihe von Veröffentlichungen, die von führenden amerikanischen, deutschen und englischen Biologen begonnen wurde, war der erste Band, verfaßt von A. Meyer und 1934 veröffentlicht, dieser Kopernikanischen Wendung gewidmet. Meyer zeigte, daß die Physik es einzig und allein mit einem Extremfall in der Natur zu tun hat, ihrer entferntesten Erscheinung. Deshalb kann die Physik passender das letzte Kapitel der Biologie als das erste Kapitel der Naturwissenschaft genannt werden. Dasselbe gilt für die sozialen Wissenschaften in Beziehung zur Metaphysik. Die Einzelheiten, die die Wissenschaften des Todes und der Abstraktion interessieren, sind nutzlos für die Aufgabe, die vor den Forschern des Lebens liegt und die zwischen Himmel und Natur, in den Gebieten der Ökonomie und Bionomie, abläuft.

Übrigens, da die Wissenschaften im Banne der alten Herrschaft der Physik und Metaphysik gewöhnlich durch die Endung *-ologie* gekennzeichnet sind (nämlich Soziologie, Philologie, Theologie, Zoologie usw.), wäre nun eine neue Endung für die emanzipierten Wissenschaften vom Leben am Platze. Wenn wir von Physiologie, Psychologie usw. reden, meinen wir im allgemeinen die Wissenschaften in ihrer alten Form, noch voreingenommen auf Grund der Irrtümer des Physikers und Metaphysikers. Wenn wir von Theo-*nomie* sprechen — wie es jetzt deutsche Gelehrte weithin tun, von Bio-*nomie* — wie die Engländer zu sagen pflegen — und von Öko-*nomie*, dann haben wir die reifen und unabhängigen Wissenschaften des Lebens im Sinn, die sich ihrer Unabhängigkeit bewußt geworden sind. Seit wir wissen, daß sich diese Bio-Wissenschaften von dem „Amalgam falscher Naturen" emanzipiert haben, ist ein Namenswechsel sehr wünschenswert, um klar zu scheiden zwischen ihrem versklavten und ihrem emanzipierten Zustand.

Die Realität, die dem „Bionomiker" und „Ökonomen" gegenübersteht, kann nicht in Subjekt und Objekt aufgeteilt werden; diese übliche Dichotomie sagt für uns nichts Sinnvolles aus. Und die moderne Schule der Bionomiker betont gerade den subjektiven Charakter jeden Lebewesens, das unter das Mikroskop kommt. Sie haben in jedem vorgeblichen „Objekt" ihrer Forschungen die Eigenschaft, ein „Ich" zu sein, wiederentdeckt. Aber wenn wir zum Zugeständnis gezwungen werden, daß jedes Es auch ein Ich sei und jedes Ich das Es enthalte, enthüllt sich die ganze Bezeichnung Subjekt-Objekt als zweideutig und nutzlos. In den Gebieten der Bionomie und Ökonomie schlägt es einer verständigen Betrachtung ins Gesicht, die Wirklichkeit in Subjekt und Objekt, Geist und Körper, Idee und Stoff zu trennen. Wer handelte je nur als Subjekt oder nur als Körper? Das Ich und das Es sind Grenzbegriffe, die glücklicherweise nur selten in der lebendigen Wirklichkeit zu finden sind. Das Wort „es" beleidigt nicht, wenn es auf einen Stein oder Leichnam angewendet wird; aber es ist eine unmögliche Metapher für einen Hund, ein Pferd oder gar ein menschliches Lebewesen. Auf Menschen angewendet, würde es diese zu „billigen Arbeitskräften", zu Werkzeugen, Rädern in der Maschine herabsetzen. So mußte uns eine falsche Philosophie notwendigerweise zu einer falschen Gesellschaftsform führen.

Die vierhundertjährige Vorherrschaft der Physik führt uns unvermeidlich zu der sozialen Revolution des „Es", der „Quantität", zu welcher die Arbeiter durch eine mechanisierte Gesellschaft erniedrigt worden sind. Die Politik und Erziehung der Jahrhunderte erwies sich als Unheil, wo immer sie versuchte, die abnormen und inhumanen Extreme des Ich und Es als Normen aufzustellen. Ein Denken, das die Welt in Subjekt und Objekt aufteilen könnte, wird nicht nur die Auffassung vom Rad in der Maschine mit Gleichmut hinnehmen, sondern noch weniger vor der kalten Skepsis des Intellektuellen zurückschrekken. Dessen uninteressierte, aber egozentrische Haltung, typisch für den Ent-

wurzelten, wird für normal genommen. Darüber hinaus: Wenn die Menschheit sich einer Entwicklung nähert, durch welche eines ihrer Glieder, eine Klasse, Nation oder Rasse versklavt oder zum „Es" gemacht wird, zu nichts als einem Vorrat an Arbeitsrohmaterial, oder befreit wird als Gruppe oder Klasse zu nichts als einem tyrannischen *Ego*, dann muß eine Revolution losbrechen und diese Extreme vernichten. Sowohl das idealistische Subjekt, das *Ego*, wie das materialistische Objekt, das „Es", sind tote Blätter am Baume des Lebens. Die Setzung von Ich und Es sind lebensfeindliche Karikaturen auf des Menschen wahren Ort in der Gesellschaft. Die große europäische Völkerfamilie befaßte sich nicht mit der Erzeugung oder Pflege von Ideen und materiellen Dingen, sondern mit der Wiedererzeugung von Arten des ewigen Menschen, wie Tochter, Sohn, Vater, Schwester, Mutter und (natürlich) ihren Verbindungen untereinander*).

Die Abstraktionen und Verallgemeinerungen, die in der Philosophie von Descartes bis Spencer, in der Politik von Machiavelli bis Lenin vorherrschten, machten aus lebendigen Menschen Karikaturen. Die Begriffe Objekt und Subjekt, Idee und Materie zielen nicht in das Herz der menschlichen Existenz. Sie beschreiben nur die tragischen Möglichkeiten menschlicher Anmaßung und Kleinlichkeit, die Möglichkeit, Despot oder Sklave, Genie oder Proletarier zu sein. Sie verfehlen das Ziel, auf das sie zu zielen vorgeben: die Natur der Menschen. Obgleich ein Mensch dahin abruscht, ein *Ego* zu werden, und von seiner Umgebung dazu getrieben wird, sich wie ein Es zu verhalten, i s t er doch nicht, was diese Tendenzen aus ihm zu machen versuchen. Ein Mensch, der durch schlimme Umstände in solchen Behaviourismus getrieben wird, daß er wie Materie reagiert, ist tot. Ein Mensch, der so völlig isoliert ist, daß er sich immerfort wie ein herrisches *Ego* verhält, wird geisteskrank.

Zwischen Ich und Es zu lavieren, ist das Geheimnis der menschlichen Seele. Solange der Mensch aus diesen Grenzwerten zurückkehren kann, ist er gesund. Unser Wissen von der menschlichen Gesellschaft sollte nicht länger auf nicht vorhandenen Abstraktionen wie dem „göttlichen" *Ego* oder dem „steinernen" Es aufgebaut, sondern gegründet werden auf d i r und m i r, fehlerhaften und wirklichen „Mittelstimmen", wie wir sie sind in unserer wechselseitigen Abhängigkeit voneinander, wenn wir miteinander sprechen und „du" und „mich" sagen. Eine neue Sozial-Grammatik liegt hinter all den erfolgreichen Versuchen des 20. Jahrhunderts auf dem Gebiete der Sozialwissenschaft.

Die Grammatiker des Königs Ptolemäus in Alexandrien erfanden zuerst das Schema, das wir alle in der Schule lernen mußten: „ich liebe, er liebt, wir lieben, ihr liebt, sie lieben". Wahrscheinlich wurde mit diesem Schema der Personen der Schlußstein in das Gewölbe der falschen Psychologie gesetzt; denn

*) Dies ist der Inhalt meines eben deshalb von den objektiven Historikern notwendig übergangenen Buches „Die Europäischen Revolutionen und der Charakter der Nationen" 1951.

in diesem Schema scheinen alle Personen und Formen der Handlung auswechselbar zu sein. Dieses Schema als die Logik der Philosophie von Descartes bis Spencer und als der Grundsatz der Politik von Machiavelli bis Marx ist eine Grammatik der Karikatur des Menschen.

Wieweit bezieht sich denn wirklich das „Ich" auf die Menschen? Um diese Frage zu beantworten, wollen wir den Imperativ betrachten. Dem Menschen wird in seinem Leben von außen längere Zeit befohlen, ehe er über sein „Ich" frei verfügen kann. Bevor wir sprechen oder denken können, richtet sich der Imperativ die ganze Zeit auf uns; von Mutter, Kindermädchen, Schwestern und Nachbarn her heißt es: „iß, komm, trink, sei still!" Die erste und beständige Form, unter die ein Mensch sich und die Einheit seiner Existenz begreift, ist der Imperativ. Wir werden ein Mensch genannt und bei unserem Namen gerufen, lange bevor wir unser selbst als eines *Ego* gewahr werden. Und in allen schwachen und kindlichen Momenten später finden wir uns bedürftig eines, der uns anredet. Wir sprechen zu uns selbst in Stunden der Verzweiflung und fragen uns: wie konntest du?, wer bist du?, was willst du nun tun? Da haben wir den wirklichen Menschen, der wartet und hofft auf seinen Namen und seinen Imperativ. Da haben wir den Menschen, auf dem wir die Gesellschaft aufbauen. Eine Nation von philosophierenden *Egos* rennt in den Krieg, eine Nation von lauter „Rädern in der Maschine" rennt in die Anarchie. Der Mensch, der auf seinen Imperativ hören kann, ist regierbar, erziehbar, beantwortbar. Und wenn wir das Kindheitsalter hinter uns lassen, empfangen wir uns als Person noch einmal durch die Liebe: „Meine Seele selbst ruft mich bei meinem Namen", sagt Romeo.

Dieses herrliche Zitat bietet realistischere Begriffe über den Menschen als das Studium seines Geistes und Körpers. Die Begriffe, die aus Körper und Geist abgeleitet werden, waren — wie gesagt — „Subjekt" und „Objekt", und die sind nicht in gesunden Menschen einer gesunden Gesellschaft zu finden. Der Mensch als Subjekt oder Objekt ist eher ein Krankheitsfall. Der Mensch, wie er ist und immer bleibt, als Glied der Gesellschaft, kann nur beschrieben werden, indem wir alle seine Eigenschaften überblicken, die er im Anruf zeigt. Er erweist sich uns als Anfänger und Fortsetzer, Schöpfer und Geschöpf, Erzeugnis und Gestalter der Umwelt, Enkel und Ahne, Revolutionär und Evolutionist. Dieser Dualismus, der jedes vollständige Glied der zivilisierten Welt durchdringt, kann in zwei Wörtern zusammengefaßt werden; diese sollten angemessener für die irreleitenden, den Naturwissenschaftlern so teuren Begriffe „Objektivität" und „Subjektivität" gesetzt werden. Diese neuen Ausdrücke sind „Trajekt", d. h. er wird auf Bahnen bewegt, die aus der Vergangenheit bekannt sind, und „Präjekt", d. h. er wird aus dieser Spur hinausgeworfen in eine unbekannte Zukunft. Wir alle sind beides, Trajekte und Präjekte. Solange und soweit unsere Zivilisation eine klare Richtung einhält, sitzen wir alle in diesem Fahrzeug einer friedlichen Evolution und werden sicher über-

gesetzt zu den Küsten von morgen nach den geltenden Spielregeln. Wenn freilich die Gesellschaft nichts von einer Richtung sehen läßt, wenn das alte Fahrzeug ihrer Institutionen sich nicht länger über Wasser zu halten scheint, werden wir unter dem Drucke einer Not gezwungen, uns einem unbekannten Gefährt anzuschließen; dieses müssen wir uns selbst bauen, und sein Bau mag mehr als eine Generation verschlingen. In einem Notfall ein neues Gefährt zu bauen, wie es noch nicht da war, das ist der Imperativ des Revolutionärs. Unser Trajiziertsein und Präjiziertsein sind so unsere sozialen Imperative. Ihr Ineinandergreifen ist das Problem der Sozialwissenschaft. Trajekt ist das evolutionistische, Präjekt ist das revolutionäre Prädikat des Menschen im Anruf, des unreinen Denkers von Adam bis zum Jüngsten Tag. „Dich" meinen Trajekt und Präjekt.

II. Im Wettlauf mit dem Tod

Wir nehmen das Wagnis ganz auf uns, Descartes' Plattform für immer zu verlassen. Das Denken beweist nicht die Wirklichkeit. Der moderne Mensch — man braucht dabei nicht Übertreibungen wie Joyce's Ulysses zu verfallen — wird durch Denken zu einem Nervenbündel. Der moderne Mensch ist von so vielen „fremdgeborenen" Gedanken erfüllt, daß er in Gefahr steht, von Gedanken zersetzt zu werden. Ehe wir vom *Cogito ergo sum* Abschied nehmen, sollten wir uns noch einmal seine Macht und Majestät vor Augen stellen. Diese Formel lud uns alle ein, dem Heere der gegen die irrationale Natur kämpfenden Forschung beizutreten. Wenn immer ein Mensch ausgebildet wurde zum abstrakten *Ego* des Beobachters, ging es um unsere Herrschaft über die Natur. Auf diesem Kriegsgeschrei „ich denke, deshalb bin ich" gründet der Mensch seinen ruhmreichen Siegeszug der Technik über die „objektiven" Kräfte und Rohmaterialien der Welt. So sagte Präsident Coolidge, als er Charles A. Lindbergh nach seinem Flug nach Paris in der Heimat willkommen hieß: „Besonders schön war es, daß er über sein Flugzeug sprach, als habe es auch so etwas wie ein persönliches Wesen und müsse ebenso wie er selbst anerkannt werden. Ja, wir sind stolz darauf, daß dieser stille Teilhaber Amerikas Fleiß und Geist vertritt. Ich habe mir sagen lassen, daß über hundert verschiedene Gesellschaften Material, Teile oder Arbeitskraft zu seinem Aufbau beisteuerten." Und Lindbergh selbst fügte dem hinzu: „Darüber hinaus sollte noch der wissenschaftlichen Forschung gedacht werden, die seit ungezählten Jahrhunderten im Fortschreiten ist." Diese Armee von Männern, die unter der Losung *Cogito ergo sum* gegen die Natur aufgestellt wird, verdient gewiß unsere beständige Unterstützung.

Aber im Zusammensein der Menschen führt diese Betonung der Gleichheit, die von uns durch das *Cogito ergo sum* gefordert wird, zur Zerstörung der Imperative echten Lebens. Wir leben nicht, weil wir denken. Der Mensch ist Gottes Geschöpf und wurde nicht vom Denken zur Welt gebracht. Wir werden

in die Gemeinschaft der Menschen gerufen durch den ernsten Anruf: „Wer bist du, Mensch, daß Ich mich sollte um dich kümmern?" Noch lange beyor unser Verstand uns helfen kann, überstehen wir diese erschütternde Frage nur durch das naive Vertrauen in die Liebe unserer Eltern. Wir wachsen in die Gemeinschaft der Menschen hinein aus Vertrauen, indem wir auf alle Arten von menschlichen Imperativen hören. Später stammeln und stottern wir, Völker und Individuen gleichermaßen, im Bemühen, unsere Existenz durch Beantwortung dieses Rufes zu rechtfertigen. Wir versuchen zu unterscheiden zwischen den vielerlei verführenden Anerbieten, welche die Welt unseren Sinnen und Trieben macht. Wir wollen der tiefsten Frage und dem gültigen Rufe folgen, der mitten in unser Herz trifft und unserer Seele die ewige Gewißheit schenkt, in das Buch des Lebens geschrieben zu werden.

Der „nicht-mehr-moderne" Mensch glaubt nicht mehr an eine Sicherheit der Existenz auf Grund abstrakter Überlegung. Aber er ist mit Herz und Seele dem großen Kampf des Menschen gegen den Verfall der Schöpfung verschrieben. Hier mag eine kurze Formel von Nutzen sein, um unser Bemühen zu einer Art von Quintessenz zusammenzufassen. Die Formel, die wir als Grundprinzip der Sozialwissenschaft vorschlagen, um das Gemeinschaftsleben des Menschen verstehen zu können, ist so kurz wie des Descartes Cogito ergo sum. Descartes setzte in dieser Formel voraus, daß dasselbe Subjekt, das eine Frage stellt und einen Zweifel erhebt, auch das Problem löst. Das mag in der Mathematik oder Physik wahr sein; obgleich heute mit Einstein selbst die so begrenzte Hypothese unbeweisbar geworden ist. Indessen bei Fragen des Lebens ist der Fragende von dem Beantwortenden ganz und gar geschieden. Die Frage wird uns von einer Macht aufgegeben, die unseren freien Willen weit übersteigt, und von Situationen, die wir nicht wählen können. Krise, Ungerechtigkeit, Tod, Depression, das sind die Probleme, die uns von der Macht aufgegeben werden, die unseren Nöten Gestalt gab. Wir können nur versuchen, eine augenblickliche, eben unsere Antwort auf diese ewige Proteus-Frage zu geben. Unser Wissen und die Wissenschaft sind kein Luxus für Mußestunden. Sie sind unser Hilfsmittel, um leben bleiben zu können, um zu irgendeiner gegebenen Stunde die alles umfassende Frage zu beantworten.

Das „Ich denke" muß aufgeteilt werden in Gottes: „Wie willst du dieser Wüste des Nichts entgehen?" und des Menschen oder Volkes Antwort, die gegeben wird durch die Hingabe seines ganzen Lebens und Tuns: „Laß dies meine Antwort sein!" „Mensch" ist die zweite Person in der Grammatik der Gesellschaft.

Damit verlegen wir das fragende Ich in Regionen größerer Mächtigkeit als die des Individuums. Umgebung, Schicksal, Gott sind „das Ich", das stets unserer Existenz und der unserer Mitgeschöpfe vorausgeht. Es spricht uns an, und wenn wir auch vielleicht die Frage zu Wort bringen, sind wir nicht *Egos*, wenn wir ihm nun als Sprachrohr dienen. Personen werden wir als Angespro-

chene, als „Diche". Wir sind Kinder der Zeit, und die Not des Tages ist über uns, bevor wir uns anschicken, sie zu lösen.

Wo je eine herrschende Klasse ihre Eigenschaft als Angerufene vergessen mag, wird ein unterdrücktes Teil der Menschheit seine Stimme erheben, um an ihrer Stelle zu antworten. Die Gesellschaft bewegt sich bei dem Ausbruch jeder großen Revolution aus einem unerträglichen Dualismus zwischen hochmütigem *Ego* und unterdrücktem Es an einen richtigeren Platz als Angerufener Gottes. Ein neuer Seelentypus übernahm die Rolle, auf die Frage des Tages zu antworten, wenn jeweils einer Provinz der Christenheit die ihr zukommende eigene Stimme versagt wurde. Als Italien, wie im Jahre 1200, nichts als ein Werkzeug des Heiligen Römischen Reiches war, als Rußland, wie im Jahre 1917, eine ausgebeutete Kolonie des westlichen Kapitalismus war, entrang sich ein neues Stöhnen dem anscheinend toten Körper, und kein *Ego,* sondern eine neue ansprechbare Gruppe wurde geboren. Keine herrschende Klasse erhält sich jemals am Leben als ein sich seiner selbst versicherndes *Ego* oder „*Nos*". Aber sie wird immer am Leben bleiben, wenn sie antwortet auf seinen besonderen Ruf als Gottes „Du". Mussolinis *Mare Nostrum* war unmöglich. Daß die Briten im 19. Jahrhundert den Europäern und den Amerikanern ein *Mare Vestrum* hinhielten, das hat ihnen Segen gebracht. Sie glaubten, einen Vorschlag Gottes an das ganze Geschlecht aufzugreifen.

Völker sind dankbar. Solange noch ein Rest der ursprünglichen Frage dem Volke vor Augen ist und solange die Mitglieder der regierenden Gruppe auch noch im geringsten darauf antworten, dulden die Völker die wildesten Überspanntheiten. Man kann diese Geduld und Dankbarkeit wahrhaft die Religion eines Volkes nennen; denn wenn ein Mann, ein Volk oder die Menschheit von neuem geboren werden will, heraus aus zu großer Einsamkeit oder heraus aus der Masse, müssen wir sowohl das Studium des platonischen Denkers wie die Maschinerie der modernen Gesellschaft hinter uns lassen und wieder Angerufene werden, frei von egozentrischen Fragen und von den materiellen Ketten des Es. In unserer natürlichen Lage, ein Angerufener zu sein, sind wir weder aktiv wie das überenergische *Ego,* noch passiv wie der leidende Unterlegene. Wir schwimmen in einem tragfähigen, dauernden Medium. Das Morgenlicht der Schöpfung ist über uns, und wir warten auf unsere Frage, unseren besonderen Auftrag im Schweigen der beginnenden Zeit. Wenn wir gelernt haben, auf unsere Frage zu hören und ihrer Lösung zu dienen, sind wir in einen neuen Tag geschritten. Das ist der Weg, auf welchem die Menschheit sich vorwärtsgekämpft hat, Jahrhundert um Jahrhundert, durch die letzten zweitausend Jahre; sie hat so den Kalender der Tage ihrer Wiedergeburt als echte Zeugnisse ihres Glaubens aufgerichtet.

Die Verantwortung für das Finden von Fragen liegt nicht auf der lebenden Seele. Nur der Teufel hat ein Interesse daran, oberflächliche und nichtige Fragen aufzubringen. Tristram Shandy beginnt mit einem Ausfall gegen die

„Wenns", d. h. die überflüssigen Fragen. Die echten Rätsel werden nicht von unserer eigenen Neugier vor uns gestellt. Sie fallen auf uns herab aus blauem Himmel; aber wir müssen sie beantworten. Das ist die Würde des Menschen; damit nimmt er seine Stellung ein zwischen Gott und Natur als ein menschliches Wesen.

So kann unsere Formel in drei kurzen Worten gegeben werden: *respondeo etsi mutabor,* ich antworte, wenn ich mich auch wandeln muß. Das heißt: Ich will eine Antwort auf die Frage finden, weil Du mich verantwortlich gemacht hast für den Wiedervollzug des Lebens auf der Erde. *Respondeo etsi mutabor:* durch ein selbstvergessenes Antworten bleibt die Menschheit im Wandel in allen ihren Gliedern, die zu antworten fähig sind. Das *Cogito ergo sum* wird zu einer Version unseres umfassenden Satzes, einer Version, die sehr nützlich war, als der Pfad des Menschen sich in die gemeinsame Entdeckung der Natur öffnete. In der Person des Descartes entschloß sich die Menschheit, gewiß des göttlichen Segens, das dunkle Chaos der Natur in Gegenstände verstandesmäßiger Beherrschung umzuformen. Des Erfolges in diesem Bestreben wegen war es notwendig, den Zauber des *Cogito ergo sum* über die Menschheit zu werfen, um ihre natürliche Schwäche zu überwinden und sie weit genug von der Natur zu entfernen, die objektiviert werden sollte. Das *Cogito ergo sum* gab dem Menschen die Distanz zur Natur.

Nun ist diese Distanz nützlich für eine bestimmte Phase innerhalb des Prozesses, die Fragen aufzunehmen, ihre Beantwortung zu erwägen und schließlich die Antwort bekanntzumachen. In der Phase, während welcher wir zweifeln, sind wir nur unseres Gedankens sicher. So war für jene Phase die cartesianische Formel in der Tat glücklich. Und da in der Naturwissenschaft diese Phase die wissenschaftliche war, glaubten die Naturwissenschaftler, die Menschheit könne auf Grund dieser Philosophie ganz allgemein leben. Aber wir wissen bereits, daß schon das Ausdrücken der Wahrheit ein besonderes soziales Problem ist. Insofern das Menschengeschlecht heute auf Grund gemeinsamer Anstrengung entscheiden muß, wie die Wahrheit im Sozialleben darzustellen ist, hat die cartesianische Formel nichts auszusagen. Dasselbe gilt von dem Eindruck der Wahrheit auf unser prägsames Gewissen. Weder die Jahrhunderte, die Descartes vorbereiteten und schließlich hervorbrachten, noch wir Nachkriegsmenschen können unser gemeinsames internationales und interkonfessionelles Bestreben auf eine Formel gründen, die nichts aussagt über die Wichtigkeit von Ein- und Ausdrücken, Lernen und Lehren oder Hören und Sprechen zu unserem Mitmenschen.

Die Jahrhunderte der „klerikalen Revolution" (1100 bis 1500) waren damit beschäftigt, uns das gute Gewissen und die Gewißheit der Erleuchtung zu geben, auf denen Cartesius seinen Appell an die allgemeine Vernunft in jedem von uns aufbauen konnte. Sie mußten das Problem des Eindrucks studieren, d. h. wie der Mensch lernen kann, was vom Leben zu fragen ist. Zu diesem

Zweck mußten sie eine andere Art von Distanz innerhalb des Denkprozesses festlegen. Und das Festlegen dieser Art von Distanz mußte der Distanz zweiten Grades zwischen Subjekt und Objekt, wie sie von Descartes festgelegt worden war, vorangehen. Wenn von der Scholastik nicht alle lokalen Mythen über das Universum weggeräumt worden wären, hätte Descartes nicht vernünftige Fragen darüber stellen können. Damit der Mensch überhaupt zu objektivem Denken fähig werden konnte, mußte er erst einmal wissen, daß das Denkstreben unseres Geschlechtes von einem höheren Prozeß überspielt wird, der seinen Anfang und sein Ende in der Rolle hat, die wir selbst im Universum spielen.

Der wirkliche Lebensprozeß, der uns durchdringt und ergreift, uns gefährdet und gebraucht, überschreitet unsere rationalen Ziele und Zwecke. Wenn wir dies gebührend achten, können wir uns von unserer Furcht vor dem Tode erlösen und können beginnen zu hören.

Als Grundsatz wirksamen Nachdenkens wurde diese Loslösung in die Philosophie von dem größten Beichtvater der Kirche, von Anselm von Canterbury*), übertragen, kraft eines Satzes, der mit dem cartesianischen an Knappheit wetteifert. *Credo ut intelligam* ist der Grundsatz, der die Menschen von Gott in ihrem geistigen Tun distanziert. Wir könnten das Latein (das wörtlich bedeutet: ich glaube, um verstehen zu können) in unsere Worte übertragen: Ich muß erst zu hören gelernt haben, bevor ich echte Wahrheit unterscheiden kann von der, die Menschen gemacht haben. Dies wieder stellt sich heraus als eine andere Version unserer vorgeschlagenen Formel in ihrer Dreiecks-Beziehung. In Anselms Satz liegt die Betonung auf dem Hören als dem Organ für das Inspiriertwerden von der Wahrheit. In dem des Cartesisus liegt sie auf dem Zweifeln als dem Organ für das Umsetzen dieser göttlichen Wahrheit in menschliches Wissen. In unserer Formulierung wandert die Betonung wiederum, jetzt zu dem Prozeß des Bekanntmachens und Aussprechens zur rechten Zeit, am rechten Ort, als die richtige soziale Darstellung. Wir glauben nicht mehr an die zeitlose Unschuld der Philosophen, Theologen und Wissenschaftler; wir sehen, wie sie Bücher schreiben und versuchen, Macht zu gewinnen. Und dieser ganze Prozeß des Lehrens bedarf wieder der gleichen jahrhundertelangen Selbstkritik, die von Anselmisten und Cartesianern auf die Prozesse unserer Loslösung von Gott und Natur angewendet wurden. In der Gesellschaft müssen wir uns erst von unseren Hörern loslösen, bevor wir sie lehren können.

Das *Credo ut intelligam* wie das *Cogito ergo sum* arbeiten beide eine Zeitlang sehr gut. Schließlich aber führt das *Credo ut intelligam* zu den Autodafés und das *Cogito ergo sum* zur Munitionsfabrik. Die fortschrittliche Wissenschaft unserer Tage des Bombenkrieges ist doch ein wenig zu weit in das Mensch-

*) Ich nenne ihn absichtlich so, damit der Leser zu der Tatsache aufwacht, daß Anselm kein Scholastiker war. Vgl. mein „Atem des Geistes", Frankfurt 1951.

liche fortgeschritten, genau so wie die Theologie ein wenig zu dogmatisch geworden war, als sie ihre Inquisition aufbaute. Als Johanna von Orléans peinlich befragt wurde, hatten ihre Richter aufgehört zu glauben. Als die Nobelpreisträger Giftgas herstellten, war ihr Denken nicht mehr „Sein". Wir akzeptieren daher beide Formeln; aber wir brechen ihnen ihre Übertreibbarkeit aus.

Unsere Formel *respondeo etsi mutabor* erinnert uns daran, daß die menschliche Gesellschaft über die Stufe der bloßen Existenz, wie sie in der Natur vorherrscht, hinausgewachsen ist. Als Gesellschaft müssen wir antworten, und in der Art unserer Antwort legen wir Zeugnis ab dafür, daß wir wissen, was kein anderes Wesen weiß: Das Geheimnis von Tod und Leben. Wir fühlen uns antwortfähig für die „Renaissance" des Lebens. Revolution, Liebe, Kreuzzüge, jedes ruhmvolle Tun tragen den Stempel der Ewigkeit, wenn sie durch dieses Zeichen ins Leben gerufen wurden, in dem Schöpfer und Geschöpfe eins sind. *Respondeo etsi mutabor*, ein lebenswichtiges Wort wandelt den Lauf des Lebens, und das Leben übereilt den schon gegenwärtigen Tod. Weil wir mitten im Leben dem Tod verfallen sind, deshalb allein muß gehört, gedacht und gesprochen werden, wenn Gott will, daß sein Geschöpf weiterlebe, indem es sich wandelt.

III. Der wissenschaftliche Wert des Humors

Wir wollen uns noch ein letztes Mal zu unserem Gegner, dem verehrungswürdigen Descartes, dem großen Verführer der modernen Welt, wenden. In seinem Büchlein über die Methode beklagt er sich ernsthaft, ohne eine Spur von Humor, daß der Mensch Eindrücke hat, ehe sein Geist zur vollen Kraft der Logik entwickelt ist. Zwanzig Jahre lang, so geht seine Klage, erhielt ich in verworrener Weise Eindrücke von Gegenständen, die ich nicht verstehen konnte. Statt daß mit zwanzig mein Verstand eine leere Tafel war, fand ich auf ihr unzählige falsche Ideen eingegraben. Wie schlimm, daß der Mensch unfähig ist, vom Tage seiner Geburt an klar zu denken, oder daß er Erinnerungen haben sollte, die seiner Reife vorangehen!

Haben diese naiven Bekenntnisse des Halbgottes der modernen Naturwissenschaft, Erfinders des Geist-Körper-Dualismus, nun den einzigen Erfolg gehabt, den sie verdienen: Lachen ohne Ende? Dies bringt uns zu der ernsthaften Frage, was das Wegbleiben oder Auftreten des Lachens in der Entwicklung der Naturwissenschaft bedeuten. Naturwissenschaftler scheinen das Tolle in Descartes' Bemerkung nicht fassen zu können. Aber für den gesunden Menschenverstand ist ein Mensch, der Lachen und Weinen bei der Entdeckung lebenswichtiger Wahrheit nicht brauchen kann, einfach unreif. Descartes ist ein ins Riesengroße erweiterter Jüngling voller Neugier, voller Haß auf seine geistige Kindheit, der durch seinen Haß sein geistiges Mann-Werden vereitelt.

Descartes wollte das plastische Alter des Menschen ausgelöscht sehen. Er

wollte den Menschen aus einem plastischen Präjekt, das in Leben und Gesellschaft geworfen wird, um beeindruckt und erzogen zu werden, verwandeln in ein leeres Subjekt, das mit Objektivität gefüllt wird. Er geht so weit zu sagen, der menschliche Geist entziffere nur die Eindrücke, die auf die außer ihm seienden Gegenstände ausgeübt werden. Daher denken die Naturwissenschaftler von heute, die ja alle die cartesianische Praktik vertreten, sie dürften selbst nicht beeindruckt werden; es sei ihre Pflicht, sich kühl, uninteressiert, neutral und leidenschaftslos zu verhalten. Sie bemühen sich nach Kräften, Humorlosigkeit durchzuführen. Sie stehen so unter Verbot und Druck, daß sie — und zwar ganz unbewußt — um Lappalien sich der Leidenschaften begeben, nur weil sie nicht wagen, sie als das größte Kapital menschlicher Forschung anzuerkennen.

Je mehr ein Mensch die Eindrücke, die ihn treffen, unterschlägt, desto mehr muß er in seiner Umschau und seinen Schlüssen abhängig werden von den Spuren und Eindrücken, die das Leben in anderen hinterläßt. Er unterdrückt beständig etwas von dem in der Welt, die er ergründen will, schlechthin Gegebenen, wenn er auf die Forderung besteht, mit „reinem" Geiste zu arbeiten. Wir wollen ganz kurz einmal den Physiker oder Geologen, den Biologen oder Arzt mit unseren künftigen Ökonomen oder Metanomen der Gesellschaft vergleichen. Dann wird klar werden, daß wir die wahre Gelehrsamkeit fordern, die Bertrand Russells und Einsteins, aber sozial Kinder sind.

Die Geologie beruht auf den Eindrücken, die Fluten, Erdbewegungen und Vulkane gaben. Die Gebirge erzählen uns die Geschichte ihrer Unterdrückungen und Rebellionen. Die hervorragendsten Daten dieser Wissenschaft von der Mutter Erde bekommen wir also aus den heftigsten Eindrücken, die eine in Entwicklung befindliche Epoche bezeichnen.

Was die Medizin betrifft, so stellen wir dort leicht fest, daß ein Arzt ein neues Medikament nicht empfehlen wird, bevor es nicht einige lebende Wesen durchprobiert haben. Das Serum oder Gegengift wird erst beachtet, wenn es einen wirklichen Eindruck auf oder in einem lebenden Organismus hinterläßt.

Alle echten Naturwissenschaften beruhen auf Eindrücken, die auf Teile der Welt, auf Steine, Metalle, Tiere, menschliche Wesen, vom Atom bis zum Meerschweinchen ausgeübt worden sind. Gut: wenn die Eindrücke auf Steine eine besondere Wissenschaft, die der Steine, Eindrücke auf Körper die moderne Medizin und Biologie hervorgebracht haben, dann müssen die Eindrücke, die mächtig genug sind, um unsere Seelen zu bewegen, von größter wissenschaftlicher Fruchtbarkeit sein. Indem sie aber die Naturwissenschaften nachäffen, rühmen sich die Brahminen der Wissenschaft vom Menschen ihrer eigenen Neutralität und unbeteiligten Indifferenz gegenüber dem Ergebnis. Da keine Wissenschaft ohne Eindrücke möglich ist, wenden sie sich zu einem künstlichen Laboratorium, wo sie Wirkungen auf Meerschweine erzeugen und die Erfahrungen der Meerschweine an die Stelle ihrer eigenen setzen.

Wahrheit ist, daß der große Cartesius, als er die Eindrücke des Kindes René in sich auslöschte, sich unfähig machte gegenüber jeder sozialen Wahrnehmung außerhalb der Naturwissenschaft. Das ist der Preis, den jede naturwissenschaftliche Methode bezahlen muß. Soweit sie angewandt wird und den Geologen, Physiker oder Biochemiker neutralisiert, löscht sie deren persönliche Erfahrungen aus. Demzufolge entwickeln die Naturwissenschaften eine Gewohnheit, die für den sozialen Denker verhängnisvoll ist.

Keine wissenschaftliche Tatsache kann als wahr erwiesen werden, bevor sie nicht einen unauslöschlichen Eindruck ausgeübt hat. Die Schrecken der Revolution, des Krieges, der Anarchie, der Dekadenz müssen einen unauslöschlichen Eindruck gemacht haben, ehe wir sie betrachten können. „Unauslöschlichkeit" ist von ganz anderer Qualität als „Klarheit". Ja, je konfuser, komplexer und heftiger der Eindruck ist, desto länger wird er haften, desto mehr Wirkungen wird er hervorrufen. Sonach ist eine Revolution das wichtigste Faktum für unser Begreifen, da es unseren Geist aus seiner Bahn wirft. Man kann definieren: eine Revolution wandelt die geistigen Prozesse des Menschen. Die Wissenschaftler, die sich zum objektiven Urteil niederlassen, bevor sie selbst überwältigt werden, machen sich dadurch unfähig für ihre eigentliche Aufgabe, das Geschehen zu verarbeiten. Sie setzen ihren Geist nicht dem Schock aus, und auf anderen Gebieten des Lebens bezeichnet man so etwas als Feigheit.

Die Feigheit eines sozialen Denkers, der leugnet, daß er persönlich von einer Revolution oder einer Kriegsverletzung beeindruckt und tief getroffen ist, macht ihn zum Statistiker, der die Uniformknöpfe der Soldaten beschreibt oder die botanischen Namen der Parkbäume verzeichnet, wo die Aufständischen fielen. Die wirklich wichtigen Eindrücke, wie sie zum Beispiel in Tolstois „Krieg und Frieden" gegeben werden (seine Befürchtungen, Hoffnungen usw.), darf jener nicht zulassen. So sucht er nach zweitgradigen Eindrücken, die über alle Aussage komisch sind. Und wieder wagt niemand zu lachen.

Deshalb hängt auf dem Gebiete des Sozialen aller wissenschaftliche Fortschritt von der ausgleichenden Kraft des Humors ab. Der Humor schließt alle falschen Methoden aus, einfach indem er sie lächerlich macht. Das Auslachen tötet. Und, wie die Chemiker Lachgas, so brauchen wir, um den Anspruch leidenschaftslosen Denkens auszuschließen, eine kräftige Dosis Humor. Wenn wir die Heiterkeit auf den Thron der Gesellschaft setzen könnten, würde die Kriegsverletzung, die uns heut „denken" heißt, schließlich zunichte gemacht worden sein.

Meine Generation hat die Vorkriegs-Dekadenz, das Gemetzel in den Weltkriegen, die Nachkriegs-Anarchie und die Revolutionen, d. h. Bürgerkriege, überlebt. Heute haben einem jeden, bevor er in dieser eng gewordenen Welt zu bewußtem Leben erwacht, Arbeitslosigkeit oder Luftangriff, Klassenrevolutionen, Lebensuntüchtigkeit oder Mangel an Überschau sein Schicksal zugewürfelt und ihn für immer gestempelt. Täglich entgehen wir nur durch ein

Wunder dem Tod in der Gesellschaft. Daher kümmert uns des Cartesius Metaphysik nicht mehr, die den Geist des Menschen über den physischen Tod in der Natur hinwegsetzt. Wir tappen nach einer sozialen Weisheit, die uns über die brutalen „üblichen" Vernichtungsvorgänge der Gesellschaft und das ungeheuer Bedrohliche des sozialen Vulkans hinausführt.

Der Überlebende lächelt bei dem Gedanken daran, wie knapp er entkam. Dies Lächeln, dem dogmatischen Idealisten und wissenschaftlichen Materialisten unbekannt, verzieht das Gesicht, weil ein menschliches Wesen eine Gefahr überlebt hat und deshalb weiß, was wichtig ist. Humor wirft Licht auf das Wesentliche. In der Odyssee lebt der Held jedesmal auf, trotz des Verlusts der Gefährten. Unsere modernen Wissenschaften andererseits sterben an Wagenladungen von Unwesentlichem, die täglich auf das Gehirn der Studenten gehäuft werden. In der modernen Gesellschaft herrscht der Gedanke, daß die Wissenschaft in großem Maße anwächst. Man häuft, häuft und häuft den Berg des Wissens. Der Mensch, der davonkam, fängt immer wieder von neuem an; denn nach einer sozialen Katastrophe entdeckt er wieder seine geistigen Kräfte. Und er schaut in eine blühende Blume mit größerem Erstaunen und Entzücken mit siebzig denn als Kind. Der „Überlebende" in uns mag an Neugier verlieren, aber er gewinnt an Staunen. Das Metanomische der menschlichen Gesellschaft ist jeweils ein Zeichen der Überraschung, daß der Mensch überdauerte. Jenseits, das heißt ja *meta,* des Üblichen, der allzu mechanischen Brutalitäten des sozialen Chaos, erwächst das Metanomische. Es schafft das heitere Wissen, das Nietzsche, ein Erster, als *gaya scienza,* als frohe Wissenschaft, begrüßte. Die Ergebnisse der Metanomik bilden den Rahmen für den freudigen Jubel über das Leben; sie gestatten, daß das Leben sich wiedergewinnt und erneuert, wenn immer es sich ausgegeben hat. Die Ergebnisse einer „frohen Wissenschaft" neutralisieren das Leben nicht; sie schützen seine Fülle. Sie binden im gemeinsamen Frohsinn die Überlebenden und die Neugeborenen. So hat die Metanomik ihren bestimmten Platz in der Autobiographie der Gattung. Wenn immer die Überlebenden den Tod erfahren haben, vermögen sie ihren schwer erkauften Humor dem kraftvollen Frohsinn der Jugend einzuflößen. Niemals hat die Menschheit allgemeines Wissen dadurch erworben, daß sie es in Büchereien abstellte. Sage mir indessen, daß du willens bist, dein Leben zu erfahren als einen Satz in der Autobiographie der Menschheit; sage mir, wie weit du die Verantwortung teilst mit den fehlerhaften Menschen früherer Zeiten! Wenn du mir gezeigt hast, bis zu welchem Grade du dich mit der übrigen Menschheit identifizieren kannst, dann werde ich wissen, ob dein Wissen überdauerndes Wissen, Metanomik der Gesellschaft als Ganzes, oder nur deine Privat-Metaphysik ist.

Meine Generation hat den Tod in der Gesellschaft in allen seinen Arten überlebt, und ich habe Jahrzehnte des Studiums und Lehrens in scholastischen und akademischen Wissenschaften überlebt. Jeder ihrer ehrwürdigen Vertreter

betrachtete mich fälschlich als den intellektuellen Typ, der ihm am meisten zuwider war. Der Atheist wünschte, ich sollte in die Theologie verschwinden; die Theologen meinten, ich sei wohl ein Soziologe, die Soziologen murmelten: wahrscheinlich ein Historiker; die Historiker waren darob entsetzt und riefen: ein Journalist. Aber die Journalisten verdammten mich als Metaphysiker. Die Metaphysiker ihrerseits hielten Wache am Tore der Philosophie und fragten bei den Staatswissenschaftlern meinetwegen an. Die Juristen sind ja schon im Mittelalter als schlechte Christen bekannt gewesen, und so wünschten sie mich in die Hölle.

Damit konnte ich mich schließlich einverstanden erklären, denn als Mitglied der gegenwärtigen Gesellschaft kommt unsereiner ja aus der Hölle nur auf Augenblicke heraus.

Und da steckt wohl das Geheimnis. Einzeln kommt allerdings niemand aus der Hölle heraus, außer in der Einbildung eines kalten und sich selbst betrügenden Herzens.

Die Formeln von der „Intelligenz" und dem „Denken" genügen dem nicht, der erfahren hat, daß wir nur alle zusammen die Hölle verlassen können. *Vae soli,* wehe dem, der allein selig, der allein wissend werden will.

Als Antwort für uns alle werden wir selig und wissend und geheilt. Deshalb bedroht jede soziale Katastrophe unseren Verstand und unsere Seele, bis wir uns in eine neue Gemeinschaft überantwortet haben, mit der zusammen wir überleben können. Auch die denkenden, lehrenden, forschenden Glieder der menschlichen Gesellschaft sind nicht Beobachter oder Gelehrte. Auch sie sind Antworter. Und antworten kann man nur unter Menschen, für Menschen, mit Menschen, mit denen man die erschütternden und verunreinigenden Eindrücke der Katastrophen teilt. Nur mit denen, die heute *nach den Weltkriegen* zu denken entschlossen sind, kann ich denken; denn nur mit ihnen kann ich lächeln und scherzen. Nur mit ihnen teile ich die Erfahrung, daß wir den letzten Vulkanausbruch überstanden haben.

Dies gemeinsame Überstehen aber ist alles Verstehens Unterpfand, weil wir uns so eines gemeinsam geschenkten Lebens erfreuen. Die reinen Denker haben an der Welt und an den Menschen nicht viel Gutes entdeckt. Vielleicht lag das eben an ihrem Stolz, mit dem sie einer sündigen Welt und einer blinden Menschheit ihr reines Denken entgegenwarfen. Wenn wir Denker ein bißchen Schuld auf uns selber nehmen würden? Sobald wir unser Schuldbekenntnis gerade als Denker ablegen, treten wir in die uns gemeinsame Welt mit unseren Brüdern und Schwestern ein. Nicht der Denker, der seine Privatsünden beichtet, verschwistert sein Denken mit den Gedanken seiner Zeit; *das Denken muß seine Sünde beichten.* Damit wird es, wie einst die Muse, die Tochter des Zeus, zur Tochter der Gesellschaft, zur Nausikaa der schiffbrüchigen Menschheit.

„Dissen, Deute, Halldorf, Ritte, Bune, Besse —
das sind der Hessen Dörfer alle sesse" —

Nur weil es heute Alten-bauna heißt und Großen-ritte, wissen viele nichts von diesem Spruch. Ich muß ihn gelesen haben bei Jakob Grimm, als ich 15 Jahre war; denn damals habe ich begonnen, Jakob Grimms Werke zu sammeln. — Später bin ich nach Kassel gekommen, und da habe ich mich gewundert, daß Niederzwehren nicht in dem Vers auch erwähnt wird. Es schien mir so ein wesentlicher Bestandteil des hessischen Volkscharakters. — Was hat es nun mit diesem Verse auf sich, den ich heute noch wußte, obwohl mir Herr Dr. Vogel hier freundlichst auf die Sprünge geholfen hat, damit ich ihn auch genau wisse? —

Der Vers reimt und der Vers alliteriert in sehr schöner Weise. „Dissen, Deute, Halldorf, Ritte." Sie hören zwischen Dissen und Ritte die Entsprechung — Sie hören zwischen Dissen und Deute die Entsprechung. Und dann Bune — Besse: die Alliteration könnte ja nicht schöner sein. — Im zweiten Verse reimt es wieder innerhalb des Verses. Hessen, das sind der Hessen Dörfer alle sesse. Da ist wieder diese schöne Anspielung des vollen Reimes. Aber Hessen und sesse sind ebenso verwandt wie Besse und sesse. —

So singt sich und so sagt sich die Sprache in einen jungen Menschen ein. Daß es so mit dem Singen und Sagen seine Bewandtnis habe, das ist die größte Erkenntnis der romantischen Schule von der Sprache. Jakob Grimm hat geglaubt, daß sich die eigene Sprache als Muttersprache in uns hineinsinge und hineinerzähle und in uns hineinsage, — daß man das zum ersten Male in seiner Zeit neu zu entdecken habe. Weil die deutsche Sprache, wie er in der Einführung zum großen Deutschen Wörterbuch, seinem Lebenswerk, sagt, bis dahin bestenfalls wie eine Brücke aus dem Schlamm der Barbarei zu dem Glanz des lateinischen und griechischen, klassischen Gesprächs und der Literatur der Alten gedient habe. Er hat die Märchen hier in Kassel empfangen; aber er hat nicht gemerkt, daß es Hofmärchen waren aus Frankreich. Sondern er hat geglaubt, es seien Volksmärchen, die man singe und sage. Er hat die deutschen Sagen zusammen mit seinem Bruder Wilhelm aufgeschrieben. So wissen es nun alle, daß die Muttersprache in die Menschen hineingesungen wird. Singen und Sagen prägt uns und formt uns als Empfänger. Wir kommen nie wieder von dem los, was sich so in uns ausgebreitet hat. Es gibt kein Mittel, dem Namen Niederzwehren in meinem Herzen denselben Rang zu verleihen, wie den sechs Namen in jenem Vers. Noch etwas anderes möchte ich an diesem Vers hervorheben, der uns als Beispiel für alles gilt, was wir von der Romantik an Sprachverehrung empfangen haben: Sie verstehen das recht, dieser Spruch hat hier den „genius loci" als Schützer.

Die Namen, die da vorkommen, breiten vor uns eine unbekannte Welt so aus, daß der Name der Sache voransteht, daß aber die Phantasie angestoßen wird, sich unermeßliche Reiche von Feen und Riesen und Zwergen dabei zu denken. Ich habe mir bestimmt eingebildet, daß die alten Chatten tatsächlich in den 6 Dörfern gewohnt hätten, und war ganz betrübt, daß das unmöglich der Fall gewesen sein kann. Der Vers beansprucht Vollständigkeit. Dieser Anspruch ist ein Geheimnis der Muttersprache, selbst in der Sprache eines wilden Stammes von 200 Seelen. Es gibt ja solche Sprachen. Es hat einmal Hunderttausende von Sprachen gegeben, ob es nun 200 Worte eines Stammes oder die 20 000 der deutschen Sprache sind, die in Grimms Wörterbuch verzeichnet stehen. Das Kind, das sie hört, meint, diese Sprache sei vollzählig und vollständig, sie drücke alles aus, was überhaupt gesagt werden könne. So habe ich ganz naiv annehmen müssen, daß die sechs Namen für das Ganze stehen.

Die Sprache, das wird nirgends in unseren Lehrbüchern gelehrt, besteht nicht aus Worten. Sondern wenn diese Worte ertönen, so ummanteln sie uns, umfangen sie uns mit dem Gefühl, daß dadurch das Weltganze repräsentiert ist. „Alles, was zu sagen ist, kann gesagt werden." So heißt das Dogma der Muttersprache, das jeder von uns in sich trägt, ohne es zu wissen. In dem Punkt sind alle Menschen, ob Indianer oder Neger oder Weiße oder Gelbe, dogmatisch. — Das ist sehr merkwürdig, daß wir immer glauben, so weit wie die Rede im Augenblick ist, ist sie hinreichend, um uns das Leben zu fristen, um die Wahrheit zu sagen, und um Liebeserklärungen zu machen. D. h. das erste, was wir aus der muttersprachlichen Annäherung an das Spracherlebnis empfangen, ist die Sicherheit, daß wir sprechen können. Wir alle halten es für selbstverständlich, es sei möglich, das zu sagen, was gesagt werden muß. Dennoch ist es in unserem Vers ganz klar, daß das nicht stimmt und daß es doch stimmt.

In den sechs Dorfnamen klingen soviel Schichten der Namengeschichte in unserer Volksgeschichte auf, daß man allerdings alle anderen Namen vielleicht darunter subsumieren kann. Was für ein herrliches Wort: „Besse!" Kein Mensch weiß, was das bedeutet. Aber das ist für einen Namen das Allerschönste, wie sie aus dem Wort „Harmutsachsen" sehen. Die Leute, die da wohnten, konnten doch nicht gegenüber „Reichensachsen" „Armutsachsen" heißen. Darum heißen sie heute „Harmutsachsen"; das kann man nicht verstehen, und dann ist es ein guter Name. Und so ist es mit „Buna", und so ist es mit „Ritte", und so ist es mit „Dissen". Nur „Halldorf", das gefällt uns nicht; das ist zu deutlich und darum ein schlechter Name.

Alles wachsende Leben sucht sich zu verbergen. „Die Physis liebt sich zu verhüllen", hat Herakleitos von Ephesus gelehrt. Man nennt ihn den Dunklen. Aber er ist nur dunkel, wenn wir von den Begriffen der Schule her seine Lehre begreifen wollen. Die Namen sind unsere Physis, unsere Natur, das heißt, der noch wachsende, unvollendete Teil unserer Sprachkraft. Deshalb

sind sie vom Keimblatt der Scham so eingehüllt wie alles wachsende Leben. Wörter sind bloßgelegte, tote Elemente der Sprache, und sie werden in die Herbarien der Wörterbücher gepreßt. Darüber wird übersehen, daß ein anderer Vorgang die Verfasser der Wörterbücher selber umbrandet und daß Grimm, Beseler, Papen, Georges, diese guten Geister unseres Wortwissens, mit ihren Namen zu der nicht fertigen, sondern immer noch anschwellenden Woge gehören, die aus erwartungsvollen Namen sich aufgipfelt. Weil also Harmutsachsen sich verbirgt, deshalb ist es ein Name. Weil alles Lebendige sich birgt, deshalb sind gerade die Namen nicht etwa der künstliche Teil der Sprache, sondern im Gegenteil der lebendigste, natürliche, physische und materielle Teil der Sprache, in dem sie *bionomisch* erfaßt werden muß statt anatomisch. Die niedere Grammatik der Alexandriner kann nur Anatomie als Grundlage nehmen. Aber so wie die Infinitesimalrechnung durchaus nicht die Grundbegriffe des kleinen Einmaleins übernehmen darf, sondern als Höhere Mathematik der Schularithmetik gegenübertritt, so wird an den Namen deutlich, daß es eine tiefere Grammatik geben muß, welche der Wörtergrammatik entgegentritt. Diese tiefere Grammatik erkennt das Anschwellen und das Sich-Verbergen als die zwei Kennzeichen der lebendigen Sprache an und ordnet daher ihre Aufgabe umgekehrt an wie die Wörterbücher. Der Name Jakob Grimm ist ihr Ausgangspunkt, und nicht die Stichworte seines Wörterbuchs.

Die Namen sind also eine geheimnisvolle erste Schicht, die uns beruhigend sagen, daß Adam seine Pflicht getan hat und alle Dinge seit der Schöpfung schon benannt sind. Wir kommen in eine vollständige Welt, die dadurch, daß sie Namen trägt, uns nicht mehr erschaudern macht. Das ist ungeheuer beruhigend. Jakob Grimm spricht im Jahr 1854 — das ist für ihn ungefähr solange nach 1848 wie für uns heute nach 1945 — von „dem unerschöpflichen Frieden und der tiefen Ruhe, die von der Beschäftigung mit der Sprache aus gehe". Das kommt von den heiligen, archaischen Schichten der Namen, die uns umgeben, weil sie uns vorspiegeln, daß alles schon benannt ist. Denn der Mensch hält es im Unbenannten nicht aus. Die Schule und das Elternhaus und die Kirche lullen das Kind in Sicherheit, daß alles schon benannt sei.

Bei Jakob Grimm kommen nun noch andere Aussagen über die Sprache dazu, die den Horizont erweitern. Als er sein Lebenswerk dem deutschen Volk vorlegt, ruft er aus: „Tretet ein in die euch allen aufgetane Halle eurer Sprache!" Das Wörterbuch soll ein Heiligtum gründen. Er fordert auf, in Worten, etwas zu tun. Die Sprache ist bei ihm ein Imperativ, ein Gebot an den Menschen. Dieses sein Lebenswerk will die Haltung der Menschen zum Sprechen verändern. Er tut etwas *Neues* mit dem Wörterbuch, so daß es nicht ein Museum ist, nicht nur ein Verzeichnis der alten Namen, nicht nur eine Erinnerung dessen, was schon da ist. Für Jakob Grimm war das Wörterbuch revolutionär. Es hat in seinem eigenen Leben Epoche gemacht. Sein großes Vorwort zum Deutschen Wörterbuch — eines der schönsten Dokumente in

deutscher Sprache, das je geschrieben worden ist, ein ganz großes literarisches Denkmal — warnt davor, es so zu lesen, als wäre es museal, als wäre es rückwärts gewandt. Für Jakob Grimm hat diese andere Haltung zur Sprache Befehlscharakter. Es geschieht etwas Neues, etwas noch nie Dagewesenes, etwas, was gesagt werden muß, weil es vorher unsagbar schien. Nur durch die Tatsache, daß das, was Jakob Grimm da befohlen wurde, es mit der uns angeblich schon bekannten deutschen Sprache zu tun hat, ist das übersehen worden. Man macht sich nicht klar, daß Jakob Grimm ein schöpferischer Mensch war. Man denkt, er sei ein Philologe gewesen in dem Sinne des Hüters alter Schätze, ein Kustode. Ich will Ihnen nachher zeigen, daß in seinem Leben die Zukunft mit sprachschöpferischer Gewalt eingebrochen ist, und daß er sich nicht dem Wahne hingegeben hat, man könne mit Kinderreimen und Zaubersprüchen — und wenn es die Merseburger Zaubersprüche wären — sein Genüge finden.

Aber in der Mitte seines Lebens ist ihm noch etwas Drittes mit der Sprache widerfahren, etwas Ungeheures. Grimm war in Hannover. Der König von Hannover, der 1837 sein Amt antrat, brach seinen Eid und forderte auch von seinen Untertanen dasselbe. „Allgemein bekannt ist, daß im Jahr 1837" — so schreibt Jakob Grimm selber — „König Ernst-August von Hannover die durch seinen Vorgänger gegebene und im Lande zu Recht bestehende und beschworene Verfassung eigenmächtig umstürzte, und daß mit wenigen anderen, die ihren Eid nicht wollten fahren lassen, — denn wozu sind Eide, wenn sie unwahr sein und nicht gehalten werden sollen? — ich und mein Bruder unserer Ämter entsetzt wurden." In dieser zugleich drückenden und erhebenden Lage, da den Geächteten die öffentliche Meinung schützend zur Seite trat, wurde er des Landes Hannover verwiesen und so — wie unsereiner 1933 nach Amerika gegangen ist — mußte er nach Kurhessen. Sie werden lachen, daß ich das vergleiche. Aber das Große, was ich unterstreichen möchte, ist, daß Jakob Grimm die Landesverweisung, die er ja hier sogar mit dem Wort „Geächteter" ausdrückt, sehr stark empfunden hat. Für ihn war Kurhessen „Ausland", obwohl es das Heimatland war, in das er zurückkehrte.

Als er die Grenze überschritt, stand da eine alte Bäuerin und sagte zu ihrem Enkelkind: „Gib dem Herrn deine Hand, er ist ein Flüchtling!" Da ist dem Philologen und da ist dem Kind des Volks, das von Märchen und Sagen lebte, etwas passiert, was sehr viel mit der Sprache zu tun hat. Er hat einen Namen auf sich sitzen lassen müssen, an den er nie in seinem ganzen Leben anders gedacht hat, als an ein Wort für andere und über andere. Da ist ihm das geschehen, was die meisten von uns nie bedenken, wenn sie an Jakob Grimm oder an sein Wörterbuch oder an sich selber und ihr Verhältnis zum Sprechen denken. Er ist nämlich mit dem Namen Flüchtling bedeckt worden. Dieses Wort war nun für ihn nicht Gebrauchswort bei der Handelskorrespondenz in der Sprach- und Schreibakademie, sondern es war ein Wort, das er auf sich

sitzen lassen mußte, so wie der Davidsstern für die Juden im Dritten Reich. Man muß es auf sich sitzen lassen. Das sind die unangenehmen Namen, aber das sind die wirklichen Namen. Das ist die eigentliche Macht der Sprache, daß sie einem Menschen sagt, wofür er gehalten wird. Da fängt überhaupt erst das Sprechen an. Alles andere ist nur die willkürliche Vorstellung des Mannes, der sagt: „Ich will jetzt ein Wörterbuch schreiben, — tretet ein in die Hallen eurer Sprache." Er weiß dann noch nicht, ob jemand kommt. Aber wenn mir jemand sagt, oder wenn sogar — das ist ja noch stärker an diesem großen und kleinen Ereignis in Grimms Leben —, wenn da eine Großmutter dem Kinde mit dem Brustton der Überzeugung sagt: „Gib dem Herrn deine Hand, er ist ein Flüchtling!", da kann der Arme überhaupt nicht mehr heraus aus diesem Namenszauber. Sie hat nicht mal zu ihm gesagt: „Du Flüchtling." Sie sagt dem Kinde mit der größten Selbstverständlichkeit: „Er ist ein Flüchtling." Das ist also ein Ereignis, bei dem der Mensch aufhört, Philologe zu sein, und bei dem er aufhört, ein Willensmensch zu sein, wo er einfach eine zitternde und zappelnde Kreatur ist, die sich unter der Macht windet, die die Gesellschaft über ihn hat, indem sie ihn bezeichnet, indem sie ihn benennt.

Wenn wir die drei Arten, in denen Jakob Grimm von der Sprache spricht oder von der Sprache erfaßt worden ist, vergleichen,

1. „Dissen, Deute, Halldorf, Ritte, Buna, Besse — das sind der Hessen Dörfer alle sesse" —

2. „Tretet ein in die euch allen aufgetane Halle eurer Sprache" —

3. „Gib dem Herrn deine Hand, er ist ein Flüchtling!" — so umklammern wir eine ungeheure Spannweite.

Ein und dieselbe Sprache kommt

1. aus Singen und Sagen in mich hinein.

2. Sie kommt aus meinem Willen ins Denken und wird nun ausgesprochen als Programm.

3. Sie kommt ohne den Willen des Mannes, und sie kommt ohne die Überlieferung des Brauchtums über mich mit der fürchterlichen Gewalt des unentrinnbaren Schicksals. Sie zeichnet mich, weil sie mich bedeckt.

Die romantische Schule hat nur von der ersten und zweiten Erfahrung Aufhebens gemacht. Es steht zwar in Jakob Grimms Leben, daß ihm die Frau das an der Grenze getan hat. Aber es steht nicht in seinem Lebenswerk. — Vielleicht steht es doch drin. Denn ich will nun diesen ersten Teil abrunden, indem ich Ihnen das Wort verrate, mit dem Jakob Grimm seine Bindung an das Sprachwunder ausgedrückt hat. Am Ende dieser herrlichen Vorrede steht das große Wort: *„Die Sprache ist allen bekannt und ein Geheimnis."* Das ist das Beste, was jeder von uns von der Sprache sagen kann, wenn er sie vor sich sieht, wenn er sie als Gegenstand behandelt: „Die Sprache ist allen bekannt und ein Geheimnis." Das bleibt in der Schwebe, unerlöst, unerledigt. Was denn nun: bekannt oder Geheimnis? Es ist eben beides!

Wir wollen uns nur merken, was bei Jakob Grimm, dem Entdecker der Muttersprache in ihrer Würde und in ihrem Glanz das erste ist: — Kinder, wir können alle Deutsch! — Es ist erst das zweite, daß er warnt: — Nein, wir kennen sie nicht! — So glauben wir alle seit Jakob Grimm, daß uns die Sprache zunächst bekannt sei. Und wenn wir dann auf die Duineser Elegien stoßen, dann kriegen wir plötzlich Angst, weil wir nicht alles verstehen. Aber vielleicht dürfen wir zweifeln, ob wir alles überhaupt verstehen sollen. Also der zweite Teil des Satzes: „Sie ist ein Geheimnis!" ist Grimms Warnung, daß wir selbst aus seinem Wörterbuch noch nichts wissen. Das Wort Flüchtling steht in Grimms Leben, aber nicht im Wörterbuch. Das Wörterbuch kann uns niemals verraten, wie uns zumute wird, wenn eines der tausend Wörter dieses Wörterbuchs auf uns angewendet wird, und selbstverständlich ist das erst die Sprache. Alles andere ist doch bloß das Inventar. Was ist denn das schon, daß da Wörter gedruckt stehen im Wörterbuch? Die leben ja nicht, die sprechen ja nicht. Das ist nicht Sprache, sondern das ist Sprache eingedampft und eingeweckt und konserviert. Es ist also die Sprache minus Sprechen, die wir im Wörterbuch haben. Zur Sprache wird es erst, wenn wir die Sprache auch gegen uns gelten lassen müssen.

Der Mörder, dem das Gericht sagt: „Schuldig" — der erst weiß, was das Wort schuldig bedeutet. Sie wissen es nicht. Sie können es definieren. Aber niemand, der etwas definiert, weiß, was er damit tut. Er sieht die Sprache nur von außen, er kann sie weder in sich selbst hervorbringen noch sie eliminieren. Man kann die Worte auswendig lernen, wie die Sprache es ganz richtig meint: eben auswendig. Vielleicht ist das Dritte Reich nötig geworden, damit sich jeder für einen Schädling, einen Juden, einen Hochverräter usw. halten mußte, damit sich jeder das hat gesagt sein lassen, der noch auf sich hielt, damit wir die Erfahrung machen, was es heißt, mit unehrenhaften Namen belegt zu werden. Das ist nämlich notwendig.

Um dahin zu führen, möchte ich Sie an die doppelte Möglichkeit erinnern, die wir mit dem Grunderlebnis der Kirche haben. Sie können sagen, daß das Christentum aus den drei Festen Weihnachten, Ostern und Pfingsten besteht. Sie können auch sagen, daß das Leben Jesu aus Weihnachten, Jordantaufe, Aussendung der Zwölf und Ostern besteht. Sie können also in einer verschiedenen Ordnung die Geburt des neuen Namens Christus und der Christenheit sich überlegen. In der Kirche sind die drei großen Feste die Art, in der sich die Neuwerdung des Namens, der über den Menschen ausgerufen wird, vollzieht. Sie lassen den Namen für oder gegen sich gelten. Das ist doch sehr merkwürdig: Der Name über alle Namen. Der war mal nicht. Im Augenblick von Ostern ist es ein Schandname, den keiner tragen will, und es ist noch drei Jahrhunderte lang ein Schandname geblieben. Manchmal wünschte man, es wäre heute noch einer, damit man die Probe machen könnte, ob die Leute den Namen wirklich tragen wollen. An Weihnachten — in der Wiege — ist

hingegen das Kind lächelnd, unbefangen, ohne Schmerz, unbenannt und selig. Dann kommt zu Ostern der Schimpf und die Schande, und dann kommt zu Pfingsten der Entschluß, den Namen umzuwenden und aus der Schande eine Ehre zu machen. Da wird ein neuer Name geboren.

Gehen Sie nun statt dessen auf das Leben Jesu, wie es die letzten 150 Jahre — ja nicht zufällig gleichzeitig mit Jakob Grimm — getan haben, gehen Sie auf die Leben-Jesu-Forschung, so hat diese veraltete Leben-Jesu-Forschung Jesus als Kind seiner Zeit gesehen. Das Kind seiner Zeit kriegt eben seinen Namen. Hätte er den Namen seiner Zeit gekriegt, dann hätte er ja nie der Heiland werden können. Aber das wissen diese Leute nicht. Denn der Name gilt ihnen, wie der romantischen Schule, als etwas Angeborenes, wie Buna und Besse. Dann kommt das Selbstbewußtsein bei der Jordantaufe: „Was ich will", so legen es die meisten dieser Leute aus: „Nun will ich der Messias werden." Dann kommen die Zwölf, die da beauftragt werden, sozusagen diesen Namen zu verbreiten, wie für die Publizistik. Und Ostern, da passiert dann ein merkwürdiges Unglück, wie die letzten, wunderbaren Schöpfungen dieser Bibelkritik ja sagen: Da ist also ein Versehen passiert. Jetzt soll ja der Prozeß sogar revidiert werden! So komisch sieht die Namengebung der Christenheit aus vom Standpunkte der romantischen Sprachschule! Alle Namen sind schon da. Es geschieht nichts Neues unter der Sonne der Sprache. Der menschliche Wille bemächtigt sich seines Namens nach Wohlgefallen. Er beauftragt die anderen, den Namen in vielen Ausgaben zu verbreiten, und zum Schluß passiert ein unbegreifliches Malheur; denn der Tod ist ja für die romantische Schule, die von dem Angeborenen ausgeht, nicht der Schöpfer des Lebens, sondern bloß das Ende des Lebens.

Das ist der Punkt, wo ich Sie auffordere, kehrtzumachen. Mit diesem Spracherlebnis kommen wir nicht durch. Die Sprache, weil sie Leben ist, unterliegt dem Gesetz des Lebens, daß sie aus dem Tode stammt: Leben heißt den Tod überwinden. Das Nicht-Lebendige kann nicht sterben. Es ist schon immer tot. Es kann ewig dauern. Aber wenn wir leben, so müssen wir jeden Augenblick uns wandeln, um lebendig zu bleiben, müssen atmen. Wenn wir zusammen atmen, dann sprechen wir, dann sind wir begeistert. Das ist also ein Kampf des gemeinsamen Lebens gegen den Zerfall durch den Tod. Die Namen sind also wichtige Siegel im Kampf des Lebens gegen den Tod.

Da nun das alte Israel zu Jesu Zeiten zerfiel, so wäre es sehr merkwürdig, wenn dort die Namen als fromme Sage, als Gesang in das Kind eingedrungen wären und ihn zum Juden gestempelt hätten. Er hätte dann nie der Erstgeborene der Christenheit werden können. Er wäre unter dem Gesetz geblieben. Und so ist das Evangelium auch sehr korrekt, vermeidet das, und sagt, daß bei der Geburt schon die Namengebung des Kindes anfängt. Bei der Geburt schon ist ihm das widerfahren, was in Jakob Grimms Geschichte seines eigenen Lebens als Anekdote aufklingt. Sie hat aber ja auch in Jakob Grimms

Leben Epoche gemacht und ihm den Namen verschafft, den Sie und ich hören, wenn ich Jakob Grimm sage.

Das erste Wort im Neuen Testament ist „Fliehe nach Ägypten!" Nur weil Jesus ein Flüchtling auf Erden aus Israel herausgeflohen ist in das ägyptische Land, hat er die Sendung des Mose aus Ägypten nach Palästina nicht auf sich sitzen lassen. Dies große Wort entzieht das Jesuskind dem Einfluß falscher Namengebung, veralteter Namengebung. Das heilige Land, das verheißene Land, kam einst hinter Ägypten. Nun dreht sich das Verhältnis in so toller Weise um, daß der Heiland der Welt nach Ägypten aus dem verheißenen Land kommt! Das verheißene Land hat also aufgehört, das verheißene Land zu sein. Die Verheißung ist nicht mehr mit diesem Lande verknüpft. Das ist der Sinn der Geschichte. Indem Jesus zum profuga, zum Flüchtling gestempelt wird bei und nach der Geburt, hört er auf, der Zeitgenosse der bethlehemitischen Kinder zu sein, die da ermordet werden. Die bleiben, die beharren. Er wird herausgerissen. Der Mensch, der volle Zukunft haben soll, muß herausgerissen werden aus der Muttersprache und ihrem schützenden Namenzauber; denn er kommt in die Welt, um den Menschen zu sagen, daß ihre Sprache unvollständig ist. Er hat ja noch etwas Neues zu sagen. Das gilt praktisch von jedem Autor, der ein Buch schreibt, von jedem Redner, der eine Rede hält, von jedem Menschen, der seiner geliebten Amalie einen Liebesantrag macht. Es ist noch nie dagewesen. Es ist unerhört. Und weil es unerhört ist, lohnt es zu leben. Wenn es nichts Unerhörtes gäbe, wären wir alle tot. Es ist nur im Christentum, in der Überlieferung, dies in voller Schärfe herausgearbeitet worden, wovon Sie alle ein bißchen wissen, daß Sie einmal in Ihrem Leben etwas zu sagen haben, was noch nie jemand gesagt hat, und daß Sie das nur sagen können, wenn der, der es hört, anerkennt, daß Sie ein neuer Mensch sind, ein noch nie dagewesenes Exemplar der menschlichen Rasse, daß er auf Sie hören muß. Wir müssen dagegen nicht auf die Menschen hören, die gedrechselte Phrasen wiederholen! Wir müssen nicht auf die Menschen hören, die auswendig gelerntes Zeug wiederholen. Wir brauchen nur auf den zu hören, der etwas zum ersten Male sagt. Das ist sein Name!

Jeder von uns wird in das Buch des ewigen Lebens nur für das eingetragen, was er gesagt hat, für nichts andres! Das bezieht sich nicht auf Faxen oder short stories oder Anekdoten oder Eingesendetes in das Witzblatt. Es bezieht sich auf den Namen, den er sich gemacht hat, den er auf sich hat sitzen lassen, wenn er auch Unehre brachte und für den er geradegestanden hat. Das meiste, was wir sagen, verdient ja nicht den Edelnamen des Sprechens.

Es gibt eine ganz einfache Unterscheidung, wodurch ein Mensch die Sprache neu schafft, Der Unterschied zwischen Schwätzen, Plappern, Reden, Sagen, Sprechen ist sehr einfach. Die eine Schicht ist die Spielschicht der Sprache, wo man sagt: „Ich habe nichts gesagt, du wirst das doch nicht mir entgegenhalten!

Du wirst mich nicht zitieren! Das ist bloß so gesagt!" Aller Klatsch gehört dahin. Klatsch hört auf, Klatsch zu sein, wenn er in Gegenwart dessen, über den man klatschen will, gesagt wird. Dann wird es nämlich ernst. Läßt er sich das sagen? Läßt er das auf sich sitzen? Das ist gesprochen. Klatsch ist nicht inhaltlich falsch; denn wir Menschen sind ja grauseliche Viecher! Es ist ja so viel über uns und gegen uns zu sagen! Klatsch ist nur deswegen falsch, weil Sie es der Person nicht ins Gesicht sagen.

Sprechen ist das Sprechen, das man auf sich sitzen läßt. Das braucht nicht zu einem eigenen Namen zu führen, daß ich nun schließlich dann Michael Kohlhaas heiße, weil ich so unerbittlich für das Recht kämpfe. Was von jedem Menschen übrig bleibt, — wenn Sie mal nachsehen, — die Welt ist sehr gerecht — ist das, was er getan hat mit üblen Folgen gegen sich selbst, wo er geradegestanden hat. Das ist das Einzige, was gewöhnlich von ihm übrig bleibt, wo er gern etwas getan hat ohne Rücksicht auf seinen guten Namen. Davon hat Grimm sein Lied gesungen. Seine Entlassung ist ja dadurch zustande gekommen, daß er seinen Namen sehr ernst genommen und gesagt hat: Lieber geächtet und Flüchtling, als nicht geradestehen.

Wie ist das nun mit der Sprachlosigkeit, die da nach einem neuen Wort ringt, das in sein Gegenteil verkehrt wird? Ich will Ihnen an Jakob Grimm zeigen, daß ich weit entfernt bin zu glauben, er habe nicht erlebt, was wir erleben. Ich will bloß dialektisch das romantische Spracherlebnis gegen unser Erlebnis stellen. Jakob Grimm ist ein verehrungswürdiger Mann. Er hat genau so gelebt wie wir oder besser. Er hatte nur nicht in seiner Zeit den Akzent, die Tonstärke auf das zu legen, auf das wir den Ton legen müssen. Ich lege den Ton auf das Neue, das ihm widerfahren. Er hat den Ton gelegt auf das Alte, das wir schätzen sollen. Aber sehen wir einmal auf Jakob Grimm selber. Er wird zum Flüchtling erklärt. Er verliert seine Lehrtätigkeit in Göttingen. Und da schreibt er: „In diesem Augenblick trat die Weidmannsche Buchhandlung an mich heran und forderte mich auf, an die Abfassung eines Wörterbuches heranzugehen." Dann fährt er fort: „Niemals hatten wir daran gedacht, dies zu tun. Den Gedanken an ein Wörterbuch hatten wir doch nie gehegt. Warum sollte ich verbergen, daß ich diese Arbeit entschieden von mir gewiesen hätte, wenn unangetastet ich an der Göttinger Stelle geblieben wäre?"

Sehr wichtig! Wir würden heute unter Jakob Grimm nicht den Verfasser des Wörterbuchs meinen, wenn alles gut gegangen wäre. Hören wir ihn weiter: „Mag das Werk in dem Andenken der Nachwelt haften, so ist uns — (seinem Bruder und ihm) — damit alles Leid vergolten." Also Jakob Grimm als Verfasser des Deutschen Wörterbuchs ist aus Leid, aus „Entsetzung", und das hat mit Entsetzen zu tun, aus Ächtung, und weil er den neuen, ihn ganz erschreckenden Namen eines Flüchtlings auf sich hat sitzen lassen müssen, ein neuer Mensch geworden, hat einen neuen Namen erhalten. So ist aus Leid

Liebe geworden, wie es ja im christlichen Zeitalter in Umkehrung des Nibelungenliedes wohl sein soll. — Die Namen also, die wir erben, brechen ab im Leid. Da reicht es nicht mehr, was uns die alten Namen zusagen. Wo wir versuchen, die alten Namen unser neues Leben, unsre neue Erfahrung, zudekken zu lassen, da kommt es zu dem Nibelungenende. Da muß „liebe mit leid zu aller jungeste gan".

Also die alten Namen sterben. Und sie sterben in unserem Bewußtsein, wenn sie uns Leid machen. Wir kriegen einen Schimpfnamen angehängt vom Standpunkt der Einheimischen. Aber aus dem Leid und aus dem Schimpf, der einem angetan wird, kommt die Berufung. Da erfährt man erst, wer man selber ist. Jakob Grimm ist nun vier Jahre in Kassel zur Schule gegangen. Auch das erwähnt er *nur* beiläufig in seiner Selbstbiographie. Wissen Sie, was ihm hier angetan worden ist? Einer seiner vier Lehrer bestand darauf, weil er vom Dorfe käme, den armen Jakob mit „Er" anzureden. Alle anderen Schüler wurden mit „Sie" angeredet. Er schreibt: „Solche Ungerechtigkeit sollte es in keiner Schule geben dürfen." Er hat Leid erfahren. Es ist unerhört, ein einzelnes Kind mit „Er" anzureden. Aber Sie wissen ja, wie grausam die Menschen sind. In diesem Augenblick ist er sich der Wichtigkeit des Sprechens bewußt geworden, glaube ich. Niemand wäre wohl zum Liebhaber des rechten Sprechens — „Richtigsprechens", so geworden wie er, wenn ihm nicht in dem bildsamsten Alter mit 13 Jahren dieses Ungeheuerliche widerfahren wäre, daß ihn ein Lehrer aussonderte und ihn nicht als einheimisch anredete. So hat ihm gerade das, was die meisten unter Muttersprache verstehen, das Selbstverständliche im Sprechen und Angesprochenwerden, plötzlich gefehlt.

Da gab's Zugluft. In die Lücke ist seine Begeisterung für die rechte Sprache, für die volle Sprache getreten, — wie ja oft das Leid mit einer inbrünstigen Liebe erwidert wird. Das Leid führt zu einem Aufhören des bisherigen Sprachstoßes und zu derselben Wiedergeburt des Sprechens, die wir auch an den Uraugenblick der Sprachentstehung setzen dürfen.

Der Mensch hat gesprochen, um den Tod zu übertönen. Der erste Name, der gegeben worden ist, ist unzweifelhaft dem Helden gegeben worden, der nicht gestorben sein sollte, den man begrub. Das Begräbnis ist der Ursprung des Sprechens. Der „heros eponymus", der namengebende Heros, hat alle, die ihn beerdigt haben, in Liebe vereint gehalten. Denn weil er aufhörte, da mußte etwas geschaffen werden, ein Name, der ihn festhielt. So sind alle alten Namen gewiß verehrungswürdig. Ich sage nichts gegen den Merkvers über die sechs alten hessischen Dörfer. Wehe aber, wenn sie nicht als Geburtsakte verstanden werden, hinter einem Leid, hinter einer Gefahr. Siedlungsnamen sind die Beschäftigung der Ureinwohner Europas gewesen durch viele Jahrhunderte. — Überlegen Sie, was es heißt, daß es dabei außer dem merkwürdigen Wort Neustadt fast lauter originale Namen in Europa gibt! Eine ungeheure Leistung, daß die meisten Namen einzigartig sind, so wie „Besse", nicht wahr, und

„Buna" und „Dissen"! Wie schwer ist das, so viele originale Namen zu schöpfen! Das waren die Dichtungen der Zeit, das waren die Chroniken der Zeit, das waren die Annalen der Zeit und die Gesetzbücher. Die erste Schicht alles Sprechens sind Namen gewesen, die es verhindern sollten, daß der Stifter, der Ahnherr, der Vater sterbe. Und so ist Jakob Grimms Lebenswerk ein Gegenwurf gegen die Zerstörung seiner selbst gewesen, gegen das schreckliche „Er" und gegen den „Flüchtling". Und er hat es in dem Satz „Die Sprache ist allen bekannt und ein Geheimnis" ausgesprochen.

Wir kommen mit dem Wort „Muttersprache" allein nicht durch. Sie und ich, der Arbeiter und der Gelehrte, der Politiker und die Frau sprechen dieselbe Sprache in vier verschiedenen Weisen. Wir sprechen dieselbe Sprache als *Muttersprache, als Tochtersprache, als Sohnessprache und als Vatersprache.* Entschuldigen Sie, wenn ich diese pedantische Regelung vornehme, diese Quadrierung des alten Schulsprachbegriffes! Wir kommen aus dem Verheddert-sein in romantische und sentimentale Sprachvorstellungen nur heraus, wenn wir ganz genau sehen, was Muttersprache ist, und daß sie nicht mit dem Sprachuniversum zusammenfällt.

Der Arbeiter, der Monteur, der heute ein Auto beherrschen muß mit all den technischen Namen, die in der ganzen Welt dafür entstanden sind, der spricht eine „wissenschaftliche Sprache". Er muß glücklich sein, daß er diese Fachsprache spricht. Es ist die Sprache der Söhne des Volkes, die jeden Augenblick mit dem Fortschritt der Technik sich ändert. Das hat nichts mit Muttersprache zu tun. Das ist etwas Neues und etwas ewig Wechselndes, etwas rein Zweckmäßiges. Das sind keine Namen, sondern Dinge werden da *„bewortet"*. Wir können sagen, die Sohnessprache ist die Sprache, mit der jemand von den *Dingen* redet — von den Dingen *redet* —. In der Monteur-Sprache, in der technischen Sprache, wenn Sie in der Fabrik lernen, wie Sie da an den Schraubstöcken arbeiten sollen, wird von den Dingen ausgesagt, wie sie heißen. Es ist nicht nötig, daß die Dinge es verstehen, es hören. Die Sohnessprache spricht *von* den Dingen.

Die Muttersprache dagegen singt sich in mich hinein. Jakob Grimm und alle Menschen, die heute von der Sprache träumen, haben das merkwürdige Schicksal hinter sich, daß ihr Sprachbewußtsein erwachte in einer höheren Schule an einer fremden Sprache. Die Komik der Romantik besteht ja darin, daß diese Leute sich zurückgewendet haben aus einem lateinisch-griechisch-hebräischen Universum zurück auf den Volksboden und in das Volksherkommen und haben also „sekundär" in Muttersprache „gemacht". Die ganze Menschheit der letzten 1000 Jahre in Europa ist immer noch in dieser merkwürdigen Gymnasiastenhaltung gegenüber der Wirklichkeit, daß sie weiß, was eine Republik ist, weil sie Cicero liest, und nachher werden sie Republikaner. Es hat dabei gar nichts genützt, daß sie in der Republik Hamburg aufgewachsen sind. Geglaubt haben sie erst, nachdem sie Cicero gelesen hatten.

Also das Latein und das Griechisch, das ist sehr wichtig; die Vatersprache der Welt ist jedem sogar zuerst zugekommen. Jakob Grimm geht in seinem Wörterbuch von dem Kult der klassischen Sprachen aus und sagt, wir müssen jetzt auch das Deutsche so kultivieren, so kultisch behandeln wie bisher nur das Lateinische und Griechische. Er sagt aber gar nichts gegen das Lateinische und Griechische. Er sagt nur etwas Gutes auch über das Deutsche. Das ist doch sehr geheimnisvoll. Die Leute, die es nun bloß mit der Muttersprache haben, die dürfen jedenfalls Jakob Grimm nicht zitieren. Er hat den schönen Satz in dem Vorwort zum Deutschen Wörterbuch: „Bei dieser neuen Philologie stehen aber alle Zungen des Erdbodens in demselben Recht, und verachtet werden darf keine."

Weil die Muttersprache uns sondert, absondert, deswegen ist die Muttersprache von vornherein nur eine Teilansicht der Sprache. Sie ist das uns Absondernde, Hegende, Schützende, Mütterliche, uns mit Selbstverständlichkeit aus der Vorzeit Umgebende, das schon Benannte. Das ist ein großer Teil der Welt. Ich habe nur davor gewarnt zu glauben, wir wären dagegen geschützt, daß ein Lehrer uns plötzlich mit „Er" anredet.

Ich ging neulich in ein Ministerium und wollte für einen Lehrer etwas erbitten. Ich komme in das Amtszimmer, sage „Guten Tag", bekomme keine Antwort. Der Herr Oberregierungsrat wird herbeigerufen, stellt sich vor mich hin, — er war halb so alt wie ich, und stellte sich vor mich hin und sagte: „Sind Sie eine Lehrperson?" Das war mein „Er". — „Sind Sie eine Lehrperson", als einziges, als „Begrüßung", sonst nichts. Also dieses „Er" widerfährt uns allen, und da bleibt uns dann die Spucke weg. In irgendeiner Form kommt die Sprache als Muttersprache an ihr Ende, weil wir ein neues Wesen sind, und wir werden verkannt.

Nun gibt es die töchterliche Sprache, die die Künste sprechen, die vorwegnehmen, daß der Name, den die Braut am Hochzeitstag bekommt, endgültig empfangen wird. Alle Künste breiten um die Liebe ihr Gewand und bereiten den großen Tag vor, an dem die Braut den Namen des Bräutigams empfängt. Das größte Ereignis im Sprechen ist der Namenswechsel, den wir gewohnterweise hinnehmen, der uns aber zeigt, daß wir heute noch Namenszauber üben. Wozu wird denn geheiratet? Weshalb muß zur Hochzeit ursprünglich das ganze Dorf zur Hochzeit kommen und drei Tage sich betrinken? Das ist unerläßlich, denn wenn man sich nicht betrinkt, kann man unmöglich am nächsten Tage Lieschen Müller plötzlich Lieschen Metzger nennen. Das ist eine entscheidende Veränderung, und man würde es ja nicht über die Lippen bringen, wenn man die Lippen nicht erst mal gelockert hat. Lieschen Müller ist für das ganze Dorf am nächsten Morgen Lieschen Metzger, oder sie ist nicht verheiratet, sie ist illegitim.

Es steht dabei sehr viel auf dem Spiel. Der Namenwechsel macht aus der Unehre die Ehre. Die Anerkennung des neuen Namens ist der ganze Unter-

schied. Der Herr Metzger mag sie die ganze Zeit unverdrossen weiter „Lieschen" nennen, vorher und nachher; das nützt nichts. In dem alten Namenstatbestand ist sie bloß Lieschen Müller, und er hat gar nichts mit ihr zu tun. Und wehe, wenn er zuviel mit ihr zu tun hat! Dann wird aus Lieschen Müller eben ein Unehrenname, und das muß gesühnt werden.

Ich meine das sehr ernsthaft. Das muß plötzlich umgedeutet werden in ein Ereignis, wo sich die alten Tanten im Dorfe schämen müssen; denn dieses Mädchen rettet die Zukunft der Nation, und sie hängen bloß an dem Alten und können das nicht begreifen, daß sie mit dem Jungen durchgegangen ist. — Das passiert jeden Tag, und kein Mensch zieht daraus irgendwelche Schlüsse für den Sprachbestand. Wenn Sie aber wissen wollen, was sprechen heißt, dann müssen Sie doch an die größten Vorgänge im Sprechen anknüpfen. Das größte Ereignis ist, daß die Öffentlichkeit mit Zwangsgewalt dazu übergeht, für dieselbe Person einen neuen Namen zu gebrauchen. Das ist ein sprachschöpferischer Akt in dem Moment, wo die alte Sprache das nicht mehr aussprechen kann, was da geschehen ist; es reicht nicht, der Mantel der alten Sprache ist zu kurz geworden.

Nun über die Vatersprache noch ein Wort. — Die Sprache des Staates, die Sprache des Rechtes, werden Sie sagen, ist das. Es ist gar nicht so einfach. Das Wort Muttersprache scheint nicht älter als das 11. Jahrhundert zu sein, d. h., als die christliche Kirche nach langen Umwegen anfing, sich der hessischen Volksseele zu erbarmen und sie zu verchristlichen. Das ist nämlich vor 1100 nicht geschehen, trotz aller sagenhaften Berichte über vorhergehende Verchristlichung. Vorher ist die christliche Kirche nur „germanisiert" worden. Aber die Germanen sind erst christianisiert worden ungefähr im 11. Jahrhundert. Da hat man ganz geheimnisvoller Weise angefangen, die Mutter Kirche mit der lateinischen Sprache von der leiblichen Mutter mit ihrer Muttersprache zu unterscheiden, — eine sehr nachdenkliche Sache. In der Antike heißt dieselbe Sprache die väterliche Sprache. Das hat seine tiefen Gründe, weil in der Antike die väterliche Sprache auf die Männer beschränkt war. Wir haben noch heute Völker, in denen Frauen und Kinder nicht sprechen. Die ursprüngliche Einführung in die Vollsprache, die Hochsprache, geschah auf den Versammlungen der Männer des Stammes, der Krieger, und infolgedessen war gar kein Anlaß vorhanden, daß die anderen sprechen sollten. Das war nämlich eine Prozedur der Namengebung, die sich eben gerade an die Mitglieder des Heeres, des Stammesaufgebotes, richtete.

So möchte ich Sie wenigstens nachdrücklich darauf hinweisen, daß das Wort Muttersprache diese doppelte Spannung in sich trägt. Es ist gegen die mütterliche Sprache der lateinischen Kirche gesagt worden im 11. Jahrhundert, weil man unterschied zwischen der Sprache, die die Mutter im Hause spricht, und der, die die Mutter Kirche spricht. Es ist also zwischen zwei Müttern im Konflikt gesagt, — geheimnisvoll. Und zweitens möchte ich warnen anzunehmen,

daß die antiken Völker von der „Mutter-zunge" gesprochen haben; sie haben überwiegend von der Vaterzunge gesprochen, die dem Sohne bei der Initiation eingesetzt werden muß. Denn die Zunge, die deutsche Zunge, die bayerische Zunge, sind ja Zungen, die mit Gewalt dem Kinde eingesetzt werden.

Nichts hätte der Antike ferner gelegen, als zu glauben, daß die Vatersprache, die alte Sprache, die ich lerne, aus Singen und Sagen bestände. Bei den Heiden ist es so, daß die Teilnahme am Sprechen der Gemeinde mit ungeheuren Opfern erkauft werden muß, wie mit Beschneiden, mit Tätowieren, mit Einbrennen, Zähneausbrechen und allen möglichen schauderhaften Sachen, die Sie in der Anthropologie und Völkerkunde nachlesen können. Weil das Sprechenlernen *keine* Kinderstubenangelegenheit war, sondern eine Hochkult-Angelegenheit der großen Versammlung der Männer, ging es höchst schmerzhaft zu. Die Sprache ist im Leiden in die Welt gekommen. Es ist aber im vollen Umfang richtig, daß mit Verantwortung zu sprechen, — denken Sie an die Konfirmation! — eine ernsthafte Angelegenheit ist.

Wir verwechseln heute also den vorbereitenden Teil des Sprechenlernens in der Kinderstube mit dem, was eigentlich Sprache ist. Der Volksvers, mit dem die Kinder sich merken, daß es die sechs Hessendörfer gibt, ist erst Vorbereitung aufs Sprechen. Was Sie heute Muttersprache nennen, ist nicht die Vätersprache oder Elternsprache, durch die ein Kind befähigt wird, für etwas, das es sagt, geradezustehen. Frühestens mit 18 Jahren, bei den Arbeitern nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch schon mit 14 Jahren, kann ein Mensch sich verdingen und sagen „Hier stehe ich, ich kann nicht anders. Ich muß um 6 Uhr arbeiten, weil ich es versprochen habe." Nur wer ein Versprechen halten muß, spricht. Er hat nämlich das Verhältnis zu seinem eigenen Wort, das trägt, das ihn zum Sprecher macht, und das kann ja kein Kind. Alles andere ist Geschwätz. Sie alle wissen, daß die Kinder eben pappeln. Deswegen haben wir nun etwas erfahren über die Muttersprache Jakob Grimms. Sie ist unentbehrlich, sie ist unerläßlich. Sie ist wunderbar warm, beruhigend, wie er sagt, von unerschöpflicher Befriedung in traurigen Zeiten, wenn man sich mit ihr beschäftigt. Aber sie ist nur die Vorstufe der Sprache, aus der sich das Leben erneuert.

Die Sprachen werden wohl immer zerfallen also in die (1) Sprache der Namen, die die Menschen auf sich sitzen lassen müssen, und (2) in die Sprache der Fächer, wo wir von den Dingen sprechen wie der Monteur oder der Elektrotechniker, der Handwerker: die Arbeitssprache der Menschheit. (3) Und sie wird auch immer sich nach Ländern in Landessprachen scheiden; denn wir Menschen haben die Ewigkeit immer gespalten in Zeit und Raum. Die Fachsprachen sind die zeitlich bedingten Sprachen der Menschheit. Die Landessprachen sind die räumlich bedingten Abarten des Sprechens, und die Sprache des (4) Glaubens ist die Sprache für alle Menschen. Und damit komme ich nun zu dem letzten Punkt, den ich Ihnen ans Herz legen möchte.

Es hat zu allen Zeiten, auch als Jakob Grimm einerseits aufs Gymnasium ging, andererseits mit „Er" angeredet wurde, — also einerseits Lateinisch und Griechisch, und andererseits Deutsch sprach und hörte — hat es immer eine umfassende Sprache gegeben, die weder Lateinisch, Griechisch, Hebräisch, Deutsch, Gotisch oder sonst etwas war. Es ist ganz merkwürdig, daß unsere Wörterbücher und Grammatiken von dieser banalen Tatsache keinen Gebrauch machen. Seit dem ersten Tag der Menschheit gibt es eine Universal-Sprache aller Menschen, und alle haben sich danach gesehnt, und seit Christus wissen wir das ausdrücklich: Das ist der Inhalt des Evangeliums. Dieser Name über alle Namen, diese Universalsprache besteht nämlich aus Namen. — Da nun in unseren Schulbüchern nichts über Namen steht, sondern nur über Worte, so hat man übersehen, daß es neben der lateinischen und deutschen Sprache schon immer das Wort Caesar gegeben hat. (Der Schullehrer von Jakob Grimm, der ihn so gepeinigt hat, der hieß Caesar. Denken Sie, in Kassel gab es einen Caesar.)

Die Namen sind unser aller Teil. An den heiligen, an den großen Namen von Dschingis-Khan bis Hitler erkennen sich die Menschen als in einer Geschichte. Sehen Sie, die Deutschen müssen den Namen Hitler auf sich sitzen lassen, der wird durch alle Zeiten und alle Völker und alle Fachsprachen und durch alle Ländersprachen gehen: er ist schon drin. Den können wir nicht loswerden, indem wir auf die Etymologie des Wortes zurückgehen und sagen, das ist ein deutsches Wort. Das ist ein Name. Der Name ist in schrecklichem Leid geschaffen worden zur Bezeichnung von etwas Ungeheuerlichem, und das ist er. Dasselbe gilt von Napoleon. Das ist doch kein französisches Wort. Es ist auch kein italienisches Wort, das ist auch kein korsianisches, das ist ein Weltwort, weil es ein Name ist. Ein Name ist eben etwas, womit ein Mensch notwendig bezeichnet wird, um seinen Platz in der Geschichte der Menschheit zu bezeichnen. An den Namen haben wir überhaupt nur eine Geschichte. Es gäbe gar keine ohne die Namen. Alle anderen Ereignisse würden nur lokal und nur zeitlich bedingt interessant sein. Was geht uns denn der Siebenjährige Krieg an? Gar nichts! Aber der Alte Fritz und die Maria Theresia.

Kam da aus Kassel ein Oberstabsarzt der Reserve in den ersten Wegtkrieg, übrigens der Oheim des größten Kasselaners seit Jakob Grimm, der Oheim Franz Rosenzweigs. Dieser Arzt Georg Alsberg hatte auch Kriegsgefangene zu behandeln, da er ein Spezialchirurg war. Unter den Gefangenen waren viele voll Angst, vor allen Dingen war da ein junger Inder, der heftig zitterte. Niemand konnte dieses Gefangenen Sprache. In seiner Not sagte Alsberg mehrmal so langsam und deutlich er es vermochte: Rabindranath Tagore. Da lächelte der Inder selig und konnte behandelt werden.

Seltsam also, daß die universalen Leistungen aller Völker, zu der einen Sprache beizutragen, geleugnet wird. Das hat natürlich mit dem Christushaß zu tun. Denn Christus hat ja diese Forderung gestellt, daß unser Name jen-

seits unseres eigenen Volkes gelten müsse: im Himmel. In den Namen wird die Geschichte Fleisch. Da ergreift der Geist einen einzelnen und stempelt ihn zum Träger von etwas, von dem wir hernach alle wissen, was es bedeutet. Im Namen haben wir in der Nußschale die Erfahrung des Menschengeschlechtes mit sich selbst.

Ich kann das leider alles nicht weiter ausführen, aber lassen Sie mich nun als Ergebnis von allen diesen Vergleichen, von allen diesem Hineinbohren in Jakob Grimms eigene und wirklich sehr tiefe Spracherfahrung, lassen Sie etwas nachbleiben als Quintessenz, als Zusammenfassung. Er schreibt am Ende seiner Einladung zum Wörterbuch, wie ich gesagt habe: „Die Sprache ist allen bekannt und ein Geheimnis." Dem, der einmal sprachlos geworden ist, ist es nicht mehr möglich, vor der Sprache zu stehen und sie für Wörter zu halten. Er weiß, daß er nach dem Namen sucht und auf den wartet, an dem er erkannt werden kann, und dessen er sich nicht zu schämen hat. Und so möchte ich Sie bitten, neben den Satz von Jakob Grimm, der wahr ist: „Die Sprache ist allen bekannt und ein Geheimnis" noch einen zweiten Satz zu schreiben — wenn Sie das Deutsche Wörterbuch besitzen, können Sie es ja reinschreiben: „Die Sprache hält uns geheim und macht uns bekannt."

REFLEXIONEN ÜBER DAS THEMA QUATEMBER

Der Schriftleiter hat im letzten Heft erzählt, wie dieser Zeitschrift statt der geplanten „Trinitas" der Name „Quatember" gegeben worden ist. Diese Wandlung schien ihm eine weitere Ausführung zu verdienen, die er von mir erbat, weil mein „Kreuz der Wirklichkeit" unsere Befangenheiten in Drei und Vier ausführlich darlegt.

In die Kürze eines Aufsatzes gehört mindestens das Eine aus der Fülle dieser Aspekte: Der Übergang von Drei auf Vier ist das formale Merkmal unseres Gehorsams gegen das Zweite Gebot.

Kein Gebot wird heute so gering geachtet. So muß es uns ganz neu ergreifen. Es sagt, wir dürften den Dreieinigen Gottesnamen nicht auf den Wahn, das heißt auf die Dinge des Alls, auftragen. Anders müssen wir also von Gott, anders von den Dingen sprechen. Baron von Hügel hat verlangt, die der Gottesschau süchtig werdende Seele müsse sich mit einem Ruck von ihm ab den Dingen zuwenden. Und nun steckt das formale Element in dieser Forderung, zwischen Dreitakt und Viertakt rechtzeitig abzuwechseln.

Getrost, wir sind keine Kabbalisten. Hier herrscht keine Zahlenmystik, lieber Akademiker. Aber sieh bloß, wie Hegel nicht vom Dreitakt hat lassen wollen und so Weltvergottung getrieben hat. Quatember statt Trinitas ist in der Tat Gehorsam gegen das Zweite Gebot. Denn Sieben ist nicht etwa unwillkürlich die heilige Zahl, sondern sie umfaßt Drei und Vier. Drei und Vier aber sind zwingende Denkformen und keine Additionsexempel.

Die Zeit ist da, unsere Nötigung zu beiden richtig zu begreifen. Handeln wir erst vom Gottesanruf, den ich schon im „Alter der Kirche" (I, 1927) erläutert habe, dann von unseren Aussagen über die Welt, die meine Soziologie I darstellt.

Da der Mensch sich selbst als ein Individuum mißversteht, so setzt er sich naiv in die Einzahl. Das Apostolicum legt ihm daher beim Anruf seines Herrn die Dreifaltigkeit auf. Denn dieser Anruf erheischt zeitliche Abwandlungen des Beters selber. Umringt ihn doch Gott von drei Richtungen, vom Anfang her, vom Ende her und in der Mitten. Drei Richtungen müssen wir uns zugewendet haben, ehe unser ganzes Vermögen ihn erwartet hat. Die Trinität versetzt uns also auf drei Warten. Erwarten wir Gott nicht von allen Dreien her, so kann er nicht gegenwärtig werden. Erst im Verlaufe dreier Anrufe haben wir den Allüberleber anerkannt. Er also entsteht in uns, aus Eins plus Eins plus Eins. Aber er besteht als ein Einziger. So viel über die Dreifaltigkeit. Hingegen bei der Vier der Welt kommt es zu keinem Anruf. Der Anruf wäre vorbiblische Magie, Götzendienst der Welt, und die Hexen im „Macbeth" rufen allerdings dreimal drei. Nein, Gottes Welt wird besprochen. Wer von ihr spricht, tut das Gegenteil vom Anrufen; er tut die Welt

unter sich, Gott aber über sich. Von der Welt muß nämlich unausgesetzt im Indikativ geredet werden, weil sie sich halb aus Totem und halb aus Lebendigem mengt. Gefallene Geister, sterbliche Kulturen, irdische Naturen müssen auf ihr Totes und Lebendiges unterschieden werden!

Die Sprache bewegt sich von jeher auf zwei verschiedenen Ebenen, um mit Göttern und von Dingen zu sprechen. Unsere Schulgrammatik weiß nicht von diesen zwei Ebenen. Eben deshalb ist sie platt und ist heut, wie ich im „Atem des Geistes" dargetan habe, ein Schrittmacher des Atheismus.

Auf der Glaubensebene und auf der Unglaubensebene herrschen verschiedene Formen. Für den Umgang mit oben zeugt der Vokativ, den es der Welt gegenüber nicht gibt. Für den Umgang mit unten sind das Neutrum und Passiv geschaffen. Das Neutrum ist ein bloßer Akkusativ, das heißt der reine Objektsfall. Weder Vokativ noch sogar Nominativ gehen in die Bildung eines Neutrums wie ferrum, Eisen, ein. Sein Akkusativ ersetzt den Nominativ!

In den zwei Ebenen jeder Sprache steckt also ihr jeweiliges Glaubensbekenntnis über die anzurufenden Götter und über die zu besprechenden Dinge: „Jahve" darf nicht Objekt, „agitur" kann nicht Vokativ werden! Deshalb dient „igitur" der Kausalität der toten Dinge; Juppiter aber steht immer im Vokativ.

Aber die Schulphilologen haben die Sprache nicht als Glaubensbekenntnis verstanden. Das Neutrum wurde ihnen zum bloßen Dritten neben männlich und weiblich. Die angeblichen „drei" Geschlechter maskulin, feminin, neutrum, rutschten so auf eine und dieselbe Ebene. An dieser Plattheit sterben heut die Sprachen und die Gedanken. Das Neutrum muß also wieder ein Stockwerk tiefer gerückt werden da, wo es in den betenden Sprachen entstand als das Nicht-Angerufene!

Denn zu lange schon leugnet die Aufklärung unsere Aufgehängtheit zwischen Geheißen Gottes an uns und unserem Heißen der Dinge. Die heiligen Zahlen Sieben, Drei und Vier stehen zwar in der „Religion in Geschichte und Gegenwart" und anderen Lexicis. Aber der Monist ist längst über diese Spannung hinaus. Sein Positivismus stützt sich ja auf den eigenen Standpunkt oder Verstand, außerhalb der Spannung, die den normalen Menschen ins Leben ruft und dem Leben erhält, zwischen Gott und Welt. Die Trinität wird also nicht mehr eingesehen. Denn Gott hat aufgehört, als Vokativ zu herrschen. Er dient den Argumenten der Scholastik oder Akademik zum Gegenstand. Gegenstände aber stehen im Akkusativ, Plural und Neutrum. Theologen übertreten das Zweite Gebot, denn sie machen den platonischen Idealismus mit, wo aus Göttern „das Göttliche" wird. Dies begriffene Göttliche hat mit der „Individua Trinitas" nichts mehr gemein. Denn diese wird angerufen und ist gegenwärtig auch und gerade, wenn man im Hörsaal „Gott" abhandelt. Umgekehrt: Die unlogische Vierfalt der Welt wird vergöttert. Daher wird das All auf kahle Gegensatzpaare reduziert. Aus Stoff und Kraft, Kapital und

Arbeit, Geist und Materie, Wellen und Elektronen; aus diesen armseligen Gliedern einer Antithese soll Gottes Schöpfung bestehen. Die verarmte Welt entspricht dem versachlichten Gott. Beide sind das, was bei einer platten Grammatik herauskommt. Die Trinität fordert eine hierarchische Grammatik.

Die wirkliche Welt ist unlogisch, nämlich dort tot und hier lebendig. Hegel und Marx vergöttern sie, weil sie ihr den Tod aus ihrer Mitte wegnehmen wollen. Denn die klassenlose Gesellschaft und Hegels vernünftiges Sein wollen eine todesfreie Welt, in der wir also nicht mehr auf Gottes Geheiß die Lebenden von den Toten zu scheiden bräuchten. Dieser Monismus vermengt Gott und Welt, Gott wird zeitloser Begriff, die Welt aber wird Trinität. Den Höhepunkt erreicht diese Konfusion bei der Heiligen Familie. Ihre Mißhandlung bei Ludwig Feuerbach, aber auch bei den Frommen, ist das tollste Beispiel dafür, wie das Vergessen des Gegensatzes von Drei und Vier ins Bodenlose führt.

Weil Maria, Joseph und das Jesuskind die Heilige Familie bilden, schloß Feuerbach angleichend, dieses Ich, Du, Es seien „einfach" Vater, Mutter und Kind der irdischen Familie. Der Nährvater Joseph ist ja nun weiß Gott kein irdischer Vater. Aber viele Moraltheologen normalisieren auch diese ganze abnorme Heilige Familie!

Nein, die irdische Familie besteht aus vier unableitbaren Qualitäten. Sogar die 45-Quadratmeter-Wohnraum-Architekten und das Zweikinder-System respektieren diese weltliche Vierfalt. Denn weil wir alt und jung, zwei Generationen, und Männlein und Fräulein, zwei Geschlechter, sein sollen, müssen wir zu Vieren Gottes Ebenbild verkörpern. Zur irdischen Familie gehören Tochter, Sohn, Vater, Mutter.

Weil die gesamte Aufklärung Heilige und Irdische Familie in Eines zog, wurde am Ende Jesus von Nazareth zu einem mythischen Überschuß. Auf Segantinis Bilde: „Mutter und Kind auf der Alpenwiese" ist aus dem Madonnenbild das Ideal der Monisten geworden: Gott und Welt sind da zusammengefallen. Vergessen ist die Spannung zwischen dem Herrn der Welt, dem dreieinigen Todeslosen, und der vierfältigen, todesverfallenen Welt: Jedes Kind und seine Mutter stehen nun für das All und für Gott in Einem. Fin de siècle. Die Tochter der irdischen Eltern hat nun in Goethe einen Anwalt gefunden. Immer wieder hat der Dichter die Lücke im Bilde der irdischen Familie auszufüllen begonnen. Des Orestes Schwester Iphigenie und vor allem „Die natürliche Tochter" und „Pandora" zielen in diese tief notwendige Richtung.

Goethe blieb ungehört. Statt der irdischen heilen Familie aus Eltern, Söhnen und Töchtern ist die monistische Welt mehr und mehr auf das Inzestphantom, auf die Wälsungen und die Geschwisterehe losgegangen. Richard Wagner und Thomas Mann und Siegmund Freud sind Etappen auf diesem Wege in den Wahnsinn der nicht mehr viergliedrigen Familie.

Aber auch die Völker im ganzen sind derart wahnsinnig geworden. Sie haben nicht die Tochter der Mutter ebenso entgegengesetzt wie den Sohn dem Vater. Das zeigt sich im Kult der Muttersprache. Der Nationalismus hat das schöne Gleichgewicht zwischen Muttersprache und Tochtersprache verkannt. Gewiß gibt es Mutter-Sprache. Aber so wie Sprache Matrix ist, so ist sie auch Väterliches, töchterlich und söhnlich. Das stellt meine Soziologie „Das Kreuz der Wirklichkeit I" dar.

Die von dem großartigen Neuen Wörterbuch zum Neuen Testament eingefangene Sprache ist eine bräutliche Neugeburt. Wieder steht es bei Goethe:

„Sei das Wort die Braut genannt, Bräutigam der Geist."

Aus der Muttersprache ist Gottes Wort herausgetreten in die Welt. Wie eine Tochter aus dem Elternhause geht, nicht als Rebellin wie Absalom gegen seinen Vater, sondern als die Umwandlerin und Erneuerin der Familie, so ist die Sprache der Bibel als Braut allen Geistern der alten Welt vermählt worden zu Tochtersprachen. Als Tochtersprache Muttersprache überwand, wurde die Welt erlösbar.

Der Tag ist nicht ferne, wo auch Rom seine berechtigte Abwehr des Muttersprachenkultes der Nationalisten nicht allein mit Hilfe des Muttergotteskultes wird führen können. Nein, dazu muß die Tochter neben dem Sohn und statt Maria aufgeboten werden. Jesus hat ja Vollmacht gehabt, die eigene Mutter aus Israel in die Kirche zu überpflanzen. Als er sie am Kreuz wie seine Tochter ihrem neuen Sohne Johannes zuführte, da hat er das Geheimnis der Welt und des töchterlichen Verwandlungslebens angedeutet. Johannes ist sein Geschwister aus natürlicher Zuneigung geworden. Marias Adoption ist ein großartiges Zeichen, weil sich da der dreigliedrige Kreis der Heiligen Familie dem Tode gegenüber als zu klein erweist. Adoption erweitert ihn am Karfreitag zur irdischen Viergliedrigkeit. Denn auf Erden muß dem Tode begegnet, muß der Tod überlebt werden. Eben diese geschwisterliche und irdisch liebende Tat vollbringt der Lieblingsjünger. So erst ist die Heilige Familie selber, die von Feuerbach so falsch zitierte, ganz in den von Christus begonnenen Aeon hinübergetreten. Sogar hier also bewährt sich die Vierzahl; in Mariens Adoption zur Mutter des Lieblingsjüngers vollendet sich die der Heiligen Familie um der Sendung Christi willen bis dahin versagte irdische Ganzheit. Gott und Mensch treten auseinander. Maria wird nun die Mutter des Menschen Johannes.

Nun sind wir gerüstet, das Besondere im Namen Quatember zu würdigen. Er gehört nämlich zu den erlösenden, die Trennung von Drei und Vier auflösenden Namen des Neuen Bundes.

Die Vier der Welt hatte sich als die vier Richtungen Ost, West, Nord, Süd die Reiche dieser Welt untertan gemacht. Pythagoras hat diese Tetraktys tiefsinnig behandelt. Demgegenüber erlaubte die Bibel, das antimagische Bollwerk, der Vier nur Zutritt bei den Cherubim und den Vier Strömen des Paradieses.

In beiden Vierfalten war das Götzenhafte der heidnischen Quaternionen, Quadrate, Quadrilaterate usw. abgewehrt. Aber noch waren es doch vier Elemente im Raume; Adler, Vogel, Löwe, Bulle beim Cherub, Ströme im Garten Eden, also gleichzeitige Weltteile.

Noch also fehlte die Aussöhnung von Weltvier und Gottdrei. Der Neue Bund hat die Vier der Drei dienstbar gemacht. Die vier Evangelisten treten an die Stelle des vierfältigen Cherubs und der vier Ströme. Die Väter sagen uns das einstimmig. Wie denn? Nun, diese vier Stimmen werden nacheinander laut. Nicht im Raum wie Sirius-Isis, in die Zeit steigt Christus als der Morgenstern. Und nicht nebeneinander lies Du die Evangelien, denn nacheinander haben sie sich der Gemeinde entrungen. Gott tritt nun in die Geschichte ein. Die vier Evangelien befreien seinen Geist vom Buchstaben. Jede Evangelienharmonie ist schon ein Mißverständnis. Erst recht sind das die „Leben Jesu".

Die Torheit der Bibelkritik liegt nicht so sehr in ihrem Hochmut, „höhere" Kritik zu sein, als in ihrer Unkenntnis des Heilsvorgangs. Ihr müßt es vierfältig sagen, soll Gott, der ewig Lebende, in die zeitlich vergehende Welt eingehen. Die Aufklärer leugnen, daß Gott Zeit braucht, um die Welt, um sie, die Aufklärer, zu erlösen. Sie denken ja abstrakt, und das heißt zeitlos, unwirklich.

Aber der dreieinige Gott nimmt sich die Zeit, in die vierfältige Welt zu inkarnieren. Er gibt uns Zeit. Deshalb rufen wir ihn an: „qui temporum das tempora", „der Gezeiten gibst den Zeiten". Weil an die Stationen seines Kommens die Quatuor tempora gemahnen, deshalb ist Quatember ein gläubiger, ein ausgesöhnter Titel, unter dem die Welt Gott dient. Denn nun wähnen wir nicht länger, Gott im Nu ganz zu besitzen, zu kennen, zu behexen wie die Zauberer und die Hexen, die Gott und die Welt verwechselt haben. Alles Weltliche dürfen wir immer wissen; Gott aber kommt nur zu seiner Zeit. Dem Vater ist die Stunde vorbehalten. „Quatember" unterstellt also unseren Weltverstand dem angenehmen Jahre des Herrn über Tod und Leben, denn damit erkennt sich unser eigener Verstand als auch ein Stück Welt, dem die Fülle der Zeit zu Hilfe kommen muß, ehe es heil wird. Die Jahreszeiten in Gottes Bund mit Noah und das moderne Zeitschriftenwesen werden wenige vergleichen wollen. Wie, wenn sie miteinander zu tun hätten?

WAS IST DER MENSCH?

Eine Laien-Abwehr

„Was ist der Mensch, daß Du sein gedenkest?", fragt der achte Psalm. Und er fährt fort: Nahe den Göttern (nicht etwa nur den „Engeln", wie die meisten Übersetzer „Elohim" verdeutschen) und über den Tieren steht dies schwache Kind, das doch in Gottes Namen herrschen soll.

Seit über vierhundert Jahren hat diese Frage ihre biblische Einrahmung verlassen. Die Denker aller Art, Philosophen, Theologen, Analytiker, Soziologen, Anthropologen, fragen dieselbe Frage: „Was ist der Mensch?" Und niemand wendet ein, daß sie alle doch nur scheinbar dieselbe Frage wie König David stellen. Die Worte haben ihren biblischen Sinnesrahmen verlassen; in ihm aber sind Götter oder Engel ewig, Geschöpfe vergänglich. Ich gebe vom Anfang und Ende dieses Sinnsturzes je ein Beispiel.

Das erste steht schon bei Luther. Als die Juden Johannes den Täufer fragen, wer er sei, übersetzt Luther gegen den griechischen Wortlaut unbekümmert: „Was bist du denn?" Der Evangelist hatte laut allen Handschriften geschrieben: „Wer bist du?" So fing es wohl an.

In der Weltweisweit — und das ist seit 1500 die führende Weisheit — wird Gott das Göttliche, und sein Ebenbild wird „etwas", *quelque petite chose*, wie der reizende französische Roman heißt.

Das Endbeispiel könnte ich jeden Tag hundertmal in Zeitschriften oder Büchern finden. Ich begnüge mich mit einer gediegen zünftigen Quelle. In dem gelehrten Archiv für Naturphilosophie, betitelt „Philosophia naturalis", Band I, 1950, S. 176, also im feierlichen Eröffnungsheft, schreibt Dr. Eduard May: „Die Frage: ‚Was ist der Mensch?' ist für uns heute in den Vordergrund gerückt."

Also hier ist nicht ein einzelner von uns zum Etwas geworden. Sondern nun ist unser Sinnganzes, „der" Mensch, ein Neutrum, ein Ding mir gegenüber. Gegen Luther und gegen die Philosophen beide flüchte ich mich in die Spalten einer der Zukunft und dem ewigen Leben offenen Zeitschrift, um dem Sinnsturz der Psalmistenfrage Einhalt zu gebieten. Ich rufe auf, diese Frage des Beters aus den Wissenschaften zu verbannen. Nicht jede Wahrheit gehört in die Wissenschaften von den Dingen.

Ich will beweisen, daß diese Frage als dingliche oder weltliche Frage töricht ist; wird sie aber, wie heut in Moskau und Chicago, als Gelehrtenfrage mißverstanden, dann richten alle Antworten Schaden an. Meine Behauptungen lauten: Torheit wird aus der Frage, wenn sie nicht Seufzer bleibt. Verderben droht, wenn man sie wissenschaftlich beantworten will. Die Weltweisheit hat eine törichte Frage gestellt. Zahllose Einzeldisziplinen versuchen, die falsche Frage richtig zu beantworten und verursachen unsern Ruin. Diese zwei Anklagen sind in Wahrheit eine einzige: Das Denken dürfe nicht „ohne weiteres"

so reden, wie der Gläubige vor Gott allerdings sprechen muß. Wird dies Verbot übertreten, sind Krieg und Knechtschaft unvermeidlich.

Eine solche Anklage aber läuft darauf hinaus, daß uns Menschen ewig geboten sei, zwei verschiedene Sprechweisen zu unterscheiden und zu pflegen. Dieses Gebot ist den heutigen Theologen und Philosophen gleichermaßen unerfindlich und befremdlich. Weder Bultmann noch Barth, weder Einstein noch Eddington, weder Max Weber noch Alexander Rüstow haben von einem solchen Gebot je etwas gehört. Der Stilmonismus der Wahrheit gilt jedem Fachmann als selbstverständlich; Fachleute reden über alles im selben sachlichen Ton.

Ich werde also gut daran tun, wenn ich gleich sage, daß ich als Nichtfachmann meine Klage führe, als Laie und als Objekt dieser Soziologien und Theologien. Ich verlange als Laie Gehör, um meinen mir gewachsenen Schnabel gegen seine Mundtotmachung durch die Fachleute zu verteidigen. Die Frage: „Was ist der Mensch, daß Du sein gedenkest?" ist eine Laienfrage, und ich erkläre es für Raub und Betrug, wenn sie dem Laien von irgendwelchen Fachleuten gestohlen wird. Meinen Prozeß strenge ich also an, um die Sprache des Laien zu retten. Die Frage: „Was ist der Mensch?" ist nur ein, allerdings glorreiches, Beispiel für die ewige und unabdingbare Amateursprache der Seele, die kein Fachmann, kein Klerus, kein ---ologe („die so heißen, weil sie so logen", um mit Friedrich Rückert zu reden) soll annektieren dürfen.

Indem ich meine zwei Anklagen ausdrücklich als Verteidigung der Laiensprache ausdeute, verschlimmere ich vielleicht meine Lage, statt sie zu verbessern. Denn ich behaupte, das Geheimnis des Laien sei den Fachleuten unzugänglich. Das Geheimnis besagt: Die gesunde Seele muß wissen, daß Fachsprache vieles nie aussprechen kann, weil das stilwidrig wäre. Aber das Stilwidrige im Fach ist stilecht im Laienmund. Im Johannesevangelium haben die Fachleute den letzten Satz *„surgimus. Eamus hinc"*, der mitten in den Herrenreden steht, entfernen wollen; denn dieser Satz unterbreche den Hochstil der Abschiedsreden. Aber so zwischen den Stilen muß die Rede wechseln. Die Stilreinheit ist wie alle chemische Reinheit abstrakt und steril. Dem Laien ziemt der Stilwechsel! Darf es also im „Neuen Abendlande" vielleicht neben Scholastikern und Akademikern doch auch Laien geben? Nur dann würden aus uns Lesern dieser Zeitschrift „Neues Abendland" auch die Bewohner eines neuen, abendlich gesegneten Landes einstens werden können. Wenn wir so werden reden dürfen, wie uns der Schnabel gewachsen ist, werden wir die Erde bevölkern dürfen. Im entgegengesetzten Fall können wir uns höchstens habilitieren. Möge dies also bei dem bereits ungeduldigen Leser mir zur Entschuldigung dienen: Indem ich Luther und die Wissenschaftler angreife, verteidige ich gleichzeitig die noch unentschiedene und ungewisse Wahrheit, daß es trotz aller Fortschritte der Wissenschaft und trotz der Bibelübersetzer auch das mündliche Kind Gottes wird geben müssen, das anders reden soll als alle Fachleute der Welt.

1. Was?

Weshalb wird der Ruf der Seele „Was ist der Mensch? Was ist dein Mensch, o mein Gott?" immer dann töricht, wenn er die Frage eines Denkers wird? Nun, das Denken entscheidet damit in vorgefaßter Meinung vorweg über seine Antwort. Die Seele hofft ja, daß Gott ihren Ruf beantworten werde, und Gott antwortet nicht durch Definitionen, sondern indem er der Seele gebietet. Weil Gott der Seele liebende Befehle gibt, deshalb hört die Seele auf zu fragen. Aber „das Denken" ist Frager und Antworter in einer Person. Deshalb kann seine Antwort nur in Aussagesätzen erfolgen, wie bei einem Kreuzverhör. Und beim Kreuzverhör steht bereits ein bestimmter Fall vor Gericht; die Rechtssache muß schon in der Frage definiert worden sein. „Was ist der Mensch?" enthält das Vorurteil, daß der Mensch etwas sei.

In diesem Vorurteil stecken gleich drei Fehlurteile:

a) Daß der Mensch „etwas", eine Sache, ein Ding, ein Fall sei;
b) daß „der" Mensch und jeder einzelne Mensch identisch seien und
c) daß jeder einzelne Mensch die Antwort auf diese Frage begreifen könne.

Also der Mensch soll a) sachlich, b) individuell und c) generell verstanden werden.

Damit ist vorab entschieden, daß vom Frager weder der göttliche, noch der gliedhafte, noch der persönliche Mensch anerkannt zu werden braucht. „Was" und „Etwas" sind nämlich weltlich (= ohne Gott), individuell (= ohne Gliedschaft), allgemein (= ohne Persönlichkeit) beschreibbar. Jedes „Was" ist Objekt des Denkers. Als die Sozialfürsorgerin Frau Dr. Sachlich ihren „Fall", den Fall eines Trinkers, aufsuchte und dabei die Hausfrau über ihren Ehemann ausfragte, da erwiderte diese: „Was fällt Ihnen bloß ein? Mein Mann trinkt nicht; trinkt Ihrer denn?" Mit der Gegenfrage nach dem eigenen Mann wurde Frau Dr. Sachlich daran erinnert, daß die Fragen nach Menschen sich von denen der Naturwissenschaft unangenehm unterscheiden. Sie verwickeln uns in Geschichten, deren Folgen nie abzusehen sind. Die Objekte des Denkens folgen uns nicht in unser Privatleben. Aber die Menschen treten in unsere Lebensgeschichte ein und teilen unsere Zeit. Das abstrakte „Was?" ist ein Raumding; die Menschen sind unsere Zeitgenossen. Sie können Gegenfragen stellen. Weil sie uns damit unangenehm zu überraschen pflegen — Frau Sachlich kann sich ja eine Beleidigungsklage zuziehen! —, deshalb ist ihnen weder objektiv noch allgemein noch individuell beizukommen. Jedem Gesprächspartner gegenüber wechseln wir den Ton, die Farbe und das Thema. Nie gehören wir zu der Welt seiner Weltanschauung oder zu den Dingen seines Systems oder zu den Objekten seiner Forschung. Wir sind keine Gegenstände seines Denkens, denn wir machen uns ihm ganz im Gegenteil um so widerwärtiger, je mehr Geistesgegenwart wir haben. Denn dann stellen wir Gegenfragen, durch die sein Denken lächerlich werden kann. Jeder Leser eines soziologischen Buches ist frei von dem, was in dem Buch über „den" Menschen steht.

Das Denken hat eben nur die Objekte zum Gegenstand, die keine Gegenfragen stellen.

Denn wer nach „etwas" fragt, hat bereits entschieden, daß er nicht nach jemandem fragen will oder muß. Jedweder „Wer" nämlich könnte antworten oder sogar sich deine Frage verbitten. Auch kennst du niemanden, bevor er nicht in seiner Anrede dir zu verstehen gegeben hat, für wen er dich hält. Der Grad seiner Intelligenz, sein Humor, seine Menschlichkeit werden dir ja vielmehr erst aus seiner Anrede an dich bekannt. Du erfährst also erhebliche Grundstoffe seines Wesens erst dadurch, daß er dich anredet. Wenn Folterknechte Angeschuldigte foltern, dann ist es selten, daß sie je erfahren, mit wem sie es zu tun haben. Denn die Angst schnürt den Opfern die Kehle zu. Aber jeder kennt auch Fälle, in denen ein Opfer diese Angst durchbrochen und den Folterknechten Bescheid gesagt hat. Und damit ist fast immer etwas geschehen: Die Polizisten oder die Richter wurden demaskiert, so wie der angebliche Zeuge Hermann Göring im Reichstagsbrand-Prozeß von Dimitroff entlarvt wurde, bloß weil dieser Bulgare den Mut hatte, der den meisten Zeugen fehlte: gegenzufragen, wo denn Herr Göring in der Brandnacht war. — Volles Leben, gleichberechtigtes Leben, räumt also ein Soziologe, räumt irgendein Frager nur denen ein, die er gegenfragen läßt. Das sind meistens seine Kollegen und seine Geldgeber. Die andern Menschen müssen ihm seine Fragebogen beantworten. Damit erhebt sich der Frager zum Richter. Denn über diesen soziologischen Fragebogen steht allerdings in unsichtbarer Tinte: „Was ist der Mensch?". Denn nun ist über ihn die richterliche Entscheidung bereits gefallen: Er ist nicht der vollebendige Zeitgenosse, dem der Soziologe Gleichberechtigung einräumt, sondern er ist ein Mensch zweiter Güte, den der Soziologe objektiviert.

Dadurch bereits wird dies „Was" für weniger lebendig erklärt als der Soziologe selber. Ich spiele den Gott für jedes meiner „Was?"; sie sind meine Gegenstände. Aber vor den „Wers?" muß ich mich bescheiden; sie sind mir so gegenwärtig, daß sie mein Spielzeug jeden Augenblick durcheinanderwerfen können.

Was? und Wer? sind Fragen nach Tod oder Leben. Dies würde jeder wissen, lehrten die Schulbücher nicht, es gebe drei Geschlechter: männlich, weiblich, sächlich. Wäre „Was?" auch ein Geschlecht, dann wäre die Kluft zwischen „Wer" und „Was" nicht bedeutsam. Aber allen Schulbüchern zum Trotz hat Gott dem Leben nur zwei Geschlechter einverleibt. Die Neutra sind töter als das volle Leben.

Im „Atem des Geistes" (1951) und in „Heilkraft und Wahrheit" (1952) ist dargestellt, wie sich alle Grammatik auf die Grade der Lebendigkeit richtet. Wir sprechen mit dem Ziel, in jedem Augenblick drei Grade der Lebendigkeit zu unterscheiden. Die am meisten Benötigten rufe ich an, damit sie sich zu mir umwenden. Sie stehen im Vokativ. Vater Unser, Monsieur, Mademoi-

selle, bitte ich, mir den Weg zu weisen, Feuer zu geben, mich zu erhören. Ich versuche zu erreichen, daß sie sich mir zuwenden. Der Vokativ macht es deutlich, daß mir, dem Sprecher, der Angeredete zum Schicksal werden kann. Ich brauche ihn. Jeder Vokativ ist ein Bekehrungsversuch. Hingegen die mir schon Vorgestellten stehen in gleicher Höhe mit mir. Ich habe keine Angst, daß sie sich von mir abgewendet halten. Ich habe keinen Zweifel, daß sie zuhören wollen. Diese Genossen brauchen nicht konvertiert zu werden. Sie konversieren bereits mit mir. Wir hören aufeinander. Wir bedürfen einander. Ihr Leben und meines sind ineinander geschichtlich verflochten. Drittens gibt es Gegenstände, die im Raume mit mir sich befinden. Aber sie hören nicht, was ich sage. Ich erwarte nicht, daß sie sich zu mir umwenden. Ich weiß, daß sie nicht verstehen, was ich über sie sage. Da sie weder konvertiert werden, noch konversieren sollen, bedürfen sie meiner mehr als ich ihrer. Sie sind ersetzbare Gegenstände. Sind sie noch nicht ersetzbar, so versuche ich, Ersatzmittel zu finden.

Alles Sprechen, auch in den Sprachen, welche die sogenannten „Geschlechter", männlich, weiblich, sächlich, dem einzelnen Worte nicht einkerben, muß diese drei Stufen des Zukünftigen, des Zeitgenössischen, des im Raum Ersetzlichen in jedem Satz unterscheiden. Wer beispielsweise den Untergang des Abendlandes schrieb, der hatte bereits damit das Abendland für nur vergangen, also für ersetzlich erklärt. Das Unersetzliche hingegen gehört auch der Zukunft, mein Zeitgenosse auch der Gegenwart an.

Weil das Ersetzliche töter ist als die unersetzlichen Mächte, die wir auf uns hinwenden möchten oder als die Genossen, mit denen wir leben, deshalb muß das Neutrum des „Was?" von den beiden Wers? meiner Götter und meiner Liebesgenossen geschieden bleiben. Sonst vermischen sich Leichen und Lebende. Unausgesetzt wandeln sich unsere Anrufe der ersehnten oder gefürchteten Kommenden, unsere Anreden der geliebten Zeitgenossen, unser Besprechen des ersetzbaren Vergänglichen. Diese drei Lebensgrade unaufhörlich zu erteilen, ist unsere Bestimmung. Eines aber folgt daraus: Das, was wir jeweils für neutral, ersetzlich, Material erklären, das haben wir zu fürchten und zu lieben aufgehört. Das beweisen wir dadurch, daß wir es sachlich und objektiv als „etwas" behandeln.

Dank dieser Neutralisierung tun wir das weniger Lebendige hinter uns. Die Frage „Was?" ist immer eine Todeserklärung. In den alten Sprachen drückte das die Tatsache aus, daß die Neutra weder im Vokativ noch im Nominativ stehen konnten; ihre Grundform war der vierte Fall oder Akkusativ, weil man keine Angst hatte, sie möchten uns hören oder gar uns gegenübertreten und uns die Meinung sagen. Diese ewigen Akkusative werden eben von uns gehandhabt, manipuliert. Mein Denken spielt mit ihnen. Ich denke sie; aber sie denken nie mich. Die Frage: „Was ist der Mensch?", so sehen wir, ist eine Spielzeugfrage. Denn in ihr ist „der Mensch" ersetzlich geworden. Ich denke

über ihn nach. Aber er denkt nicht über mich nach. Erst dann wäre er unersetzlich für mein eigenes Denken! Ich würde zittern: „Was denkt er bloß von mir?"

II. Das Urphänomen des Ranges

Nun hülfe es gar nichts, wenn ein Soziologe, der Abschnitt I gelesen hat, hinginge und schriebe: Wer ist der Mensch? So mechanisch ist das Leben des Geistes nicht. Die Sprache erlaubt uns ohne weiteres nur die bestimmtere Frage: „Wer ist *dieser* Mensch?"

Der Schritt vom „Was" zum „Wer" ist nicht ein bloßer Wortwechsel! Vom Operieren mit Objekten im Denklaboratorium gehen wir nicht zum Gespräch zwischen gegenfragenden Partnern in der Gesellschaft über, indem wir ein Wort verändern; vielmehr müssen wir uns dazu selber auf eine veränderte Lage einlassen. (Das heißt heut „existentiell" im Jargon des Denkens.) Dieser Übergang aus Spiel in Ernst kostet Kraft und Zeit. Daher ist bei dem Professor Dr. Martinus Luther die Frage „Wer ist der Mensch?" vermutlich nicht zufällig ins Neutrum „Was?" abgerutscht. Plato hat ja auch nicht gefragt: Wer ist Gott?, sondern „Was ist das Göttliche?". Auch Pindar hatte gerufen: „Was ist einer, was ist einer nicht?".

Die Frage „Wer ist der Mensch?" ist eine zu unbestimmte Frage. Sie wird immer abgleiten nach der einen Seite in die allgemeine Neugierfrage „Was ist der Mensch?" und nach der anderen Seite in die bestimmte, für meine politische Orientierung unentbehrliche Satzform: Wer ist *dieser* Mensch? „Was ist der Mensch?" und „Wer ist dieser Mensch?" sind Fragen, die beide fest auf sich selber stehen. Die eine oder die andere läßt sich immer fragen; man kann eben ohne weiteres entweder nach der allgemeinen Weltsache mit „Was?" fragen oder nach einem bestimmten Mitmenschen mit „Wer?". Aber „Wer ist der Mensch?" kann ich nicht ohne weiteres fragen. Und dies Verbot des „ohne weiteres" ist ein den Gelehrten unbekannt gewordenes Urphänomen.

Indem wir das Urphänomen erkennen, werden wir die Menschenkenntnis mit einem Schlage aus ihrer Knechtung durch Naturkundee und Begriff befreien können.

Die Frage „Wer ist der Mensch?" ist eine zum Abrutschen in Was oder Welcher verurteilte Frage, sobald sie *ohne weiteres* gestellt wird. *Ohne weiteres* kann ich nämlich nur im Bereich der Toten und der Abwesenden allgemeine Fragen stellen! Das ist merkwürdig, aber wahr. Was ist ein Mineral? Was ist ein Gegenstand? Das kann ich immer und allerorts fragen. Aber „Wer ist der Mensch?", das kann ich dich oder mich oder die Kollegen erst fragen, nachdem ich ihnen oder dir oder mir selber vorgestellt worden bin! Wenn ein Student im zweiten Semester fragt: „Wer ist der Mensch?", dann kommt allenfalls der unselige Arthur Schopenhauer heraus, der seine Liebe im Bordell und seine Vorstellung im System befriedigen mußte. Bei ihm wurde die Liebe zum bloßen Willen und die Vorstellung zur Einbildung.

Unter lebenden, gesunden Menschen darf die Vorstellung von Menschen in der dritten Person erst entstehen, nachdem sich mindestens zwei von ihnen in der ersten und in der zweiten Person vorgestellt worden sind. Das ist kein Wortspiel und kein schlechter Witz. Die Frage „Wer ist der Mensch?" ruht auf den zwei Vorfragen, der einen: Wer bist du? und der anderen: Wofür hältst du mich? Willst du mir das bitte sagen? Kein Mensch hat Selbstbewußtsein, es sei denn dank der Tatsache, daß er von jemandem bei seinem Namen angeredet wird oder angeredet worden ist. Ohne das ist er nichts selber, sondern bloß *„one of ours"*), „einer von uns"; in England hat ein Mitglied der Commons keinen eigenen Namen, außer wenn es zur Ordnung gerufen werden soll. Sobald der Sprecher des Parlaments, das *Member for Ipswich* als Mr. Smith anredet, da ist es aus mit der Mitgliedschaft, und der nun nackte „Smith" ist blamiert, und damit wird er erst seiner selbst bewußt.**)

III. Von der Geistesgegenwart

Wir müssen also gestehen, daß uns unsere Nächsten erst zum Bewußtsein bringen. Kein Denker hat Selbstbewußtsein, er habe denn erst als Laie durch anderer Menschen Anerkennung erfahren, wofür sie ihn halten. Wer wir sind, das müssen wir uns gegenseitig mitteilen. *„Self conscious"* ist nur der befangene Mensch. Der unbefangene Mensch spricht über andere und läßt die andern über sich selber reden. Was wir von uns selber denken, ist wertlos und belanglos. Wir haben nur als Partner Bewußtsein, im gegenseitigen Einvernehmen. Wenn wir einander gegenseitig ansichtig werden, umströmt uns Geistesgegenwart.

So weiß es die gesunde Seele. So weiß es die Bibel. Seit 150 Jahren sind die höheren Kritiker herablassend bemüht, die „primitive" Bibel in Jahvisten und Elohimisten zu zerlegen. Seit 3500 Jahren bemüht sich die Bibel, uns gegen Soziologen und Psychologen zu schützen. Mit ein paar Sätzen sagt das Buch Genesis, daß der Mensch, der einzelne Mensch, erst im Gespräch das Selbstbewußtsein erwerbe, dank dessen er an Elohim hinaufreiche. In jedem Gespräch aber steht ein gemeinsamer Name über den Häuptern der Unterredner, der Name, in dem sich allein die Sprecher befriedigend finden können. Darin besteht also die Erschaffung des Menschengeschlechts, daß ihm das Friedensgespräch aufgetragen sei. Seit 150 Jahren wird diese Feststellung im 5. Kapitel der Genesis aus dem Schöpfungsbericht draußengelassen. Die höheren Kritiker lassen uns nur Kapitel I oder II lesen. Aber obwohl mir kein Student der Theologie glauben will, so ist es trotzdem wahr, daß laut Bibel „der Mensch" erst im 5. Kapitel fertiggeschaffen wird:

Lebendig wurde er laut erstem Kapitel. In Geschlechter zerspalten wurde

*) Berühmter Buchtitel der amerikanischen Dichterin Wila Cather.

**) Näheres dazu in meinem „Out of Revolution, Autobiography of Western Man". New York und London 1938, S. 307.

er laut Kapitel zwei und drei und vier, mit allen den Folgen von Liebe und Geschlecht. Aber nun setzt — wie alle ursprüngliche Rede*) — der Erzähler nochmals, ein drittes Mal, an. Ja, allerdings (V, 2) schuf Gott den Menschen, allerdings schuf er ihn, Mann und Weib; aber er tat noch ein übriges, und erst damit wurde der Mensch Mensch. Denn Adam und Eva und alle ihre Kinder erfuhren drittens, daß sie insgesamt auf einen und denselben Namen hören und insgesamt Gott mit seinem wahren Namen anrufen müßten. Sie erkannten einander im Namen „Mensch".

Weshalb hält man nun das für eine Legende, statt für wahr? Ein Weib erkennt doch auch nicht ihr Notzüchtiger, sondern nur der, dem es liebend antwortet und dem es auf gerufenen Namen entspricht. Werbung und Benennung, Vorstellung und Ernennung, mit andern Worten, Frieden wird nur denen, die im selben Namen sich erkennen. Das ist so wahr, wie daß 2 mal 2 = 4 ist. Jede Liebe führt vom Leben zum Erleben, weil sie nennen muß. Und nennen ist das Stimmhaftwerden des Lebens. Mögen die ewigen Griechen das Denken und das Sein auseinanderreißen — der Liebende macht diesen Unsinn nicht mit. Wer sein Empfinden laut werden läßt, der greift damit ins Sein selber ein. Nennen ist der Friedensschluß lebendiger Wesen. Meine Gedanken, die Wort werden, hüllen die Geliebte ein; mithin sind sie Lebensvorgänge. Wissend werden in der Benennung der Geliebten ist lebensvoller als Wissenschaft. Im Erkennen steigert sich das Leben durch Bündigung. Denn da verdichtet sich unser Leben zum Geist, der die Gemeinschaften anerkennt und erschafft. Erst der Liebende weiß, was keine Wissenschaft weiß: Er weiß, wer ihn ins Leben hinaufreißt und zum Bewußtsein bringt, und was ihn zum Tode hinabstößt. Dem Liebenden ist also „Wer" (die Braut) und „Was" (das Herkommen) derselbe Unterschied wie Leben und Tod. Leben ohne Liebe wäre auch ohne Logos, wäre ohne die Grammatik von Vokativ, Nominativ, Akkusativ, also ohne die Grade göttlich, menschlich, sachlich. Nur Liebe zwingt uns zum Sprechen und zum Denken; denn in diesen beiden Akten stoßen wir das Tote ab und vereinigen uns mit den Lebenden. Die Nennkraft, die im ersten Kapitel des Johannes und im 5. Kapitel der Genesis berufen wird, ist ein und dieselbe Kraft; diese Nennkraft — so muß Logos übersetzt werden — trennt täglich neu das Reich des künftigen, liebeserzeugten Lebens und die gottverlassenen Leichenfelder der Verwesung. Der erste Akt und der letzte Akt und der höchste Akt aller Sprache wird immer derselbe sein, trotz aller Wörterbücher und Grammatiken: Die Lebenden gegen das Tote durch entgegengesetzte Benennungen zu schützen.

Unser Leben schuf Gott laut Genesis 1;
unsere Liebe schuf Gott laut Genesis 2;
unseren Geist schuf Gott laut Genesis 5.

*) Über dies dreimalige Aussetzen, das ja auch das „Credo" gestaltet hat, siehe näheres im ersten Band von Rosenstock-Willig Das Alter der Kirche I Berlin 1927.

Aber es ist ein einziger und ein und derselbe Akt. Denn erst dank des gemeinsamen Namens gegenseitiger Ernennung gibt es Menschen. Weil ich nur im Bund der Gesprächspartner sprechen kann, deshalb bleibt mir allein oder dir allein die Frage: „Was ist der Mensch?" versagt.

Kein einzelner „Denker" kann dies von sich aus fragen. Mindestens zwei Frager müssen nämlich vorher gegenseitig anerkannt worden sein. Ich muß dich gebeten haben: Sage mir, wer ich bin; sage mir, wofür du mich hältst. Du mußt mir geantwortet haben und auch mich gebeten haben: Nun sage mir auch, für wen du mich hältst.

Die Verbildetheit aller Schulkinder übersieht diese Tatsache. Das lernt man ja nicht in der Schule. Wie kann es denn wahr sein? Aber ein und derselbe Schüler Heinrich Schmidt sagt zum Lehrer „Herr Lehrer" und sagt ihm eben damit genau, was er von ihm — wenigstens offiziell — denkt. Der Schüler sagt „Karl" und „Kurt" zu den Mitschülern, „Portier" zum Portier, „Herr Direktor" zum Direktor, „Papa" zum Vater und „Mama" zur Mutter. Und damit sollte er nicht aussprechen, was er von ihnen denkt? Das will er doch gerade! Sie erwidern ihm entsprechend mit „Heinrich" und „Junker Heinz" und „Herr Schmidt" und „Heiner", und so weiß er bald genau, aus welchen Elementen er in ihren Augen besteht. Unsere verschiedenen Namen sind also Zwangsvorstellungen der Gesellschaft über uns, und wir suchen sie umgekehrt zu Umbenennungen zu zwingen.

Offenbar wäre ein Mensch, ein Verstand, ein Denker oder ein Denken außerstande, die Frage zu stellen: „Wer ist der Mensch?", es sei denn, diesem bestimmten Menschen seien bereits vielfach einige ganz bestimmte Anreden widerfahren, aus denen er erfuhr, wofür er gehalten wurde. So liegt die Frage „Wer ist der Mensch?" am Ende der Lebenswege mindestens zweier, meistens aber Tausender von Unterrednern, die einander die Meinung gesagt haben, die einander vorgestellt sind und die sich haben Bescheid sagen lassen. Einen bloßen, abstrakten, leeren oder reinen Verstand in Sachen Mensch kann es nicht geben. Jede Rede vom Menschen ist also immer das Ergebnis gelebter Gemeinschaft, ist immer empirisch und nie wissenschaftlich.

Wir verstehen nun, weshalb die Frage: „Wer ist der Mensch?" abzurutschen pflegt in „Was ist der Mensch?". „Was" ist immer etwas Äußerliches, ein Gegenstand. Ein Mensch, der gegenfragt, ist immer gegenwärtig. Gegenwart ist genau das Gegenteil von Gegenstand; allen Natursoziologen, den Positivisten, ist jeder Gegenfrager widerwärtig. Denn er hindert sie daran, sich majestätisch auf Gegenstände herabzulassen.

Wer ist also der Mensch? Das können ein Vater und ein Sohn, ein Russe und ein Yankee, ein General und eine Witwe zusammen fragen, wenn sie einander Liebe, Achtung, Respekt bereits durch gegenseitigen Namensruf bezeugt haben. Mindestens zwei müssen sich als Menschen gegenseitig in der

ersten und zweiten Person anerkannt haben, ehe sie gemeinsam die Frage nach dem Menschen in der dritten Person formulieren dürfen.

Wer diese Frage hingegen *ohne weiteres* formuliert, spielt den Menschenschöpfer, spielt Gott, und auf ihn brauche ich daher nicht zu hören.

Damit entreißt sich unser Denken über „den" Menschen dem Verhängnis der Naturwissenschaft. Die Naturwissenschaft fängt falsch an, nämlich ohne weiteres. Sie beginnt mit „Es", „Er" und „Die" oder „Sie", mit der Welt und mit Gegenständen. Und alles, was sie weiß, bezieht sich auf Dritte Personen.

In der menschlichen Gesellschaft ist dies Verfahren verpönt. „Der" Mensch ist immer erst die Dritte Person, und alle Aussagen in dieser Dritten Form haben zu warten, bis sich eine erste und eine zweite Person untereinander anerkannt und vorgestellt haben. Unsere Weltanschauungen und sachlichen Vorstellungen sind dritten Ranges und stetem Wechsel unterworfen. Du allein kannst mir über mich eine Auskunft ersten Ranges geben. Ich allein kann diese Auskunft mit einer Antwort zweiten Ranges ergänzen.

Darnach erst mag es mit den Abstraktionen über die Dritte Person, über *„den"* Menschen, losgehen. Es wird aber mit ihnen nur dann einige Richtigkeit haben, wenn den Gesprächspartnern diese Reihenfolge ihres Wissens vom Menschen kraft: zweiter, erster, dritter Person im Bewußtsein bleibt. Denn nur für die ersten zwei Schichten unseres Bewußtseins können wir uns verbürgen. Die dritte ist eine bloße Schlußfolgerung des Kopfes. Sie ist bloß „richtig". Für die Wahrheiten ersten Ranges aber können wir Zeugnis ablegen und sterben.

Dies ist also ein erster Beitrag zu einer Höheren Grammatik des Neuen Denkens, vor welcher sich die Wahrheit und die Wissenschaft scheiden.*)

Die Wissenschaftler, die ohne weiteres fragen: „Was ist der Mensch?", sind Feinde der Wahrheit, für die wir Laien gefochten haben und fechten; daß wir uns erst gegenseitig als Menschen anerkannt haben müssen, bevor es Wissenschaften geben darf oder kann, das wollen die Gelehrten in ihrem Hochmut nicht zugeben. Sie sprechen sich allein den Geist der Wahrheit zu; uns lassen sie höchstens das gute Herz, aber nicht die ihrem Wissen überlegene Mitgliedschaft im lebendigen Geiste. Uns sprechen die Fachleute die Geistesgegenwart ab. Es bleiben also nur Versuchskaninchen für das Nächste Abendland übrig, wenn die Fachleute fortfahren, „ohne weiteres" und in der Dritten Person uns zu verhandeln. Denn im Volk werden wir erst einander vorgestellt und gegenseitig anerkannt, bevor wir mit Objekten spielen können.

Die Wendung des Psalmisten aber „Was ist der Mensch, daß Du sein gedenkest?" gehört nicht zu den Fragen der Fachleute. Sondern sie stellt die Frage, welche den Unterschied zwischen Anthropologen und Anthropos, zwischen Psychologen und Psyche, zwischen Subjekt und Objekt, zwischen Fach-

*) Siehe Näheres in „Der Atem des Geistes", Frankfurt 1951. Grundlegend Franz Rosenzweig: „Das Neue Denken." In Kl. Schriften, 1935.

mann und Volk, auslöscht. Vor Gott liegt nicht ein Gegenstand des Denkens, sondern sein Kind. Mensch, Adam, ist ja nur der Name, den Gott seinem Kind gegeben hat. Weil der Mensch Gott fragt: „Wer bin ich?", deshalb darf er auch fragen: „Was ist der Mensch?". Denn zum Unterschied von den Soziologen schließt er sich selber in die Frage ein. Er überläßt ja Gott die Antwort! „Was ist der Mensch, daß Du sein gedenkest?" ist der Satz, der jede bisherige Arbeitsteilung der Gesellschaft tilgt und den kommenden Menschen in Gottes Namen neu in die lebendige Schöpfung einzufügen trachtet. Wie denn? Indem er sich selber daran erinnert, daß er heute ohne Gottes Morgen noch nichts ist.

Was ist der Mensch, bevor Gott zu ihm spricht? Nichts, vorläufig nichts, aber des ewigen Lebens gewärtig. Der Mensch, der kein Gegenstand des Denkens ist, wartet auf Gottes Gegenwart, auf Gottes Gedenken, denn jedem Menschen ist es bestimmt, ein Gedanke Gottes, ein Wort Gottes, ein Geschöpf Gottes zu werden, also aus Vergänglichem ewig, aus Was Wer. Wir Menschen sind die Wege vom Was zum Wer.

Aus dem Universum der ersetzlichen Dinge erwacht jeder von uns eines Tages. Da entsetzt er sich über die Tatsache, auch er sei ersetzlich, „etwas". In dieser Krise klammern wir uns an den Namen, mit dem wir von jeher angeredet worden sind. Dieser Name ist nicht nur vergänglich, er ist nicht nur da; er ist auch eine Erwartung. Wir entriegeln unser augenblickliches Dasein, indem wir die beiden Tore aller Zeit, zum Anfang und zum Ende hin, aufstoßen. Von Urbeginn und am Jüngsten Tag, als Adam, als Sohn Gottes, kann allein der Mensch tief genug atmen. Geist ist jene Potenz des Atmens, die über meine Etwasigkeit hinausgreift. Sie musiziert mich hinein in den Reigentanz aller einander Rufenden, zur Umwendung Bestimmbaren, Kor-respondierenden Mitglieder: diese erkennen einander als der und die. Sie verleihen einander die Ämter im Kosmos. Denn jeder dieser Begeisterten vertritt persönlich etwas Geschaffenes als Mitglied der einmaligen, einzigartigen Schöpfungsgeschichte. Berufen, angeredet und ausgesprochen zu werden, ist unser Los; als dieser „Klerus", Ausgeloste, bannen wir das Entsetzen, im ersetzlichen „Was" zu versinken.

Das Weltalter der Weltweisheit hat in Konzentrationslagern geendet, wo Name und Ort, Amt und Aufgabe dem nackten Menschen verweigert wurden. Es war der Triumph jener höheren Kritik, die im Menschen das Tier und das Geschlechtswesen, Genesis I und II, aber nicht den Friedensschließer, Genesis 5, 2, sah. Die Logik war zwingend: Den gelehrten Pöbel hat der Straßenpöbel genau nachgeahmt. Ein Volk des Neuen Abendlandes und des Nächsten Morgenlandes könnte nur als „Klerus" wieder geboren werden: Du und ich; Der und Die, in gegenseitiger Treue.

Die Fachleute reißen die schamhafte Laienfrage: „Was ist der Mensch, daß Du sein gedenkest?" aus ihrem Sinnzusammenhang. Der Laie darf ja nur so

fragen, weil er auf die höchstpersönliche Anrede hofft, durch die *wir aus Was? in Wer? überführt und umgewandelt werden.* Dieser Qualität halten sich die Herren Professoren und Fachleute bereits versichert. Ihre Studenten reden sie ja als ganz große Wers an. Der Laie aber steht in der doppelpoligen Unsicherheit. Wie er aus Was oder Wer sich mische, das weiß er nicht, weil ihn niemand als Herr Professor garantiert anredet und damit tröstet.

Jeden Tag stiehlt irgendein Fach einen Ton aus der Zwiesprache der gläubigen Seele mit ihrem Herrn und Schöpfer. Diese Diebereien verarmen uns. Die aus dem Zusammenhang gerissene Frage: „Was ist der Mensch?" darf nie beantwortet werden. Vielleicht könnten also die Herrn Fachleute aufhören, so zu fragen.

Denn wir Laien brauchen gerade diese Frage zu unserem Heil, um an ihr Person zu werden. Wie die Bibel, so hätte Luther fragen sollen: „Wer ist dieser Mensch?". Denn wir werden jeder eine bestimmte Person, wenn sich aus dem verschämten Was? und dem angerufenen Wer? ein neues menschliches Schicksal bestimmt. Diese Mischung aus Was und Wer, die sind wir zu werden geheißen.

Freunde, die von dem Titel dieses Aufsatzes hörten, fanden ihn abscheulich. Und in der Tat, er ist so geschmacklos wie Augustins Titel über die Quantität der Seele, *de quantitate animae.* Augustin bewies aber, daß die Seele *keine Quantität* habe. Ich habe das allgemeine Laientum der Menschheit gegen die Behandlung des Menschen als eines Neutrum zu verteidigen. Wenn im Evangelischen Erzieher (V, 3, 1953, S. 113) in Fettdruck und als Überschrift „Was ist der Mensch?" zu lesen steht, dann ist wohl die Stunde der Notwehr da. Und dann gilt das den Laien als Schutz gegen die Hohenpriester der Fächer gegebene Gebot: „Ist aber dieser Weg unheilig, so soll er heute geheiligt werden."

Vor tausend Jahren erfaßte eine große Reuewelle das Abendland. Die Messen wurden damals erweitert mit den fürchterlichsten Selbstanklagen des Priesters. An 35 Stellen der Messe hatte er sich fluchwürdiger Sünden in sogenannten Apologien zu zeihen. Es war ja noch nicht allzu lange her, da hatte ein Bischof von Mainz in der Blutrache für seinen Vater gemordet. Grausig wie diese Tat war nun das Sühneverlangen dieser unheimlichen Apologien.

Das Kloster Cluny in Burgund machte sich zum Herdfeuer dieses ungeheuren Reinigungs- und Räucherwerkes. Und in seinem Eifer stürmte dies Kloster gegen ein Gebet altkirchlichen Hochsinns an, das es für zu frei und froh hielt. Dieser Bußeifer Clunys hält bis heute die Ostkirche von der Westkirche gemütsmäßig geschieden. Die kindliche Freude der Osterchristen, so betonen alle Orthodoxen, fehle den Okzidentalen. Der Ruf „Christ ist wahrhaftig erstanden" ertönt in Athen und Sofia, in Asiut und auf dem Sinai, mit einer Helligkeit, daß der Erde dadurch ihre paradiesische Unschuld wiedergegeben wird. Die *Restitutio in integrum* des unbefleckten Sechstagewerks ist dort vollzogen. Wir aber lassen weiter die Köpfe hängen.

Dem Westen ist seit Cluny die unbedingte Freude verloren. Zwar haben die Päpste die Streichung der zwei geheimnisvollen Worte am Karsamstag den Cluniazensern nicht durchgelassen. Sie werden also trotz Cluny überall dort wiedergesungen, wo sich das Römische Brevier durchgesetzt hat. Weil aber das, worum es bei der Streichung der zwei Worte ging, den Westen trotzdem heute noch durchsäuert, so sind diese Worte heute zwar noch da, aber sozusagen nur geduldet. Ihre Strahlkraft ist unterbunden; Ableger haben sie nicht getrieben. Ihren Sinn zu entbinden, ist aber vielleicht die Aufgabe unseres Zeitalters. Denn in ihnen wächst die Ökumenische Kirche frei von Schisma, Häresie und Kodifikation.

Am Karsamstag überflutet die Liturgie das gesamte Leben des Menschengeschlechts in unbegreiflicher Schaffensmacht. Die Größe dieser Liturgie steht in unwahrscheinlichem Gegensatz zur Lage der Menschheit. Denn sie ertönt ja in dem Augenblick, da Jesus in der Hölle weilt, dem Augenblick vor seiner Auferstehung. Die geschaffene Menschheit also schmachtet in Todesbanden. Christus aber, das ewige Leben, ohne das Gott seit Adam die Menschheit nie ganz gelassen hatte, diese seine Kraft des Ins-Leben-Rufens und In-den-Tod-Sendens, die Nennkraft des Logos, ist allerdings in diesem Augenblick nur in die Gebete des Karsamstags selber hineingepreßt. Wir müssen uns dieser außerordentlichen Lage erst einmal voll bewußt werden. Der Alltag macht uns das fast unmöglich. Wer kann begreifen, daß am Karsamstag das ganze Geschwätz der Menschen als Geschwätz entlarvt ist, ihre Pergamente und ihr Gesetzbuch, ihre Kinderlieder und ihre Theaterstücke, ihre Zeitungen und ihre

Kanzelreden — denn der schon ergangene Logos ist vernichtet. Die Sünde wider den heiligen Geist hat ihn vernichtet. Es fehlt den heutigen Menschen der Mut und die Kraft, den Tod ihrer natürlichen Sprache und ihres gesamten „Geisteslebens" zu erfahren, geschweige denn zu glauben. Aber wer nicht weiß, was es heißt, die Sprache zu verlieren, wer nicht sprachlos wird, kann nicht begreifen, weshalb am Karsamstag nur eben jenes Gebet übriggeblieben ist, aus dem sich die vorchristliche Welt österlich erneuert: „O felix culpa quae talem ac tantum meruit habere Redemptorem! O certe necessarium Adae peccatum, quod Christi morte deletum est!"

Das gesamte Vorleben erscheint als das Ei, aus dem das Kücken schlüpft, und weil nun das Leben anheben soll, wird die tote Schale als glückhafte Schuld abgelegt. Als „entschieden notwendig erscheint des Adams Fehl, den Christi Tod getilgt hat".

Man nehme diese Worte aus ihrem einzigartigen Datum, und sie verrieten Christus. Denn sie würden dann zum Freibrief aller Missetäter. Aber als Cluny sie sogar aus ihrem Ostergrund herausriß, da verzweifelte Cluny an uns, dem Geschöpf des Logos. Denn den Cluniazensern erschienen wir Geschöpfe als so entartet, als ob wir mit dem Karsamstagwort unsere Werktagsverbrechen entschuldigen würden wie der Bandit, der sich vor dem Raubüberfall schon die Absolution hat erteilen lassen.

Dies Dilemma ist aber unabänderlich: Wir dürfen nicht zu allen Zeiten des Lebens dasselbe wissen oder dasselbe denken. Nach der Kreuzigung am Karsamstag darf die Schuld glückhaft heißen, aber wehe uns, wenn wir sie dadurch rechtfertigen, daß wir Gott täglich kreuzigen.

Deshalb aber, wegen dieses echten und ewigen Zwiespaltes, ist heute, nach einem vollen Jahrtausend, die Spannung zwischen alter Kirche und Clunys Reform selber ein Thema der Besinnung.

Denn unsere Zeit muß lernen, wieder lernen, was es mit einer Zeitrechnung auf sich hat. Die Seele muß von allen Systemen befreit werden: denn ein System kann sozusagen an allen 24 Stunden des Tages gewußt werden. Aber niemand kann die Bibel immer verstehen. Keine lebendige Seele soll oder darf dasselbe Tun immer mit denselben Gedanken begleiten. Wir sollen alte und junge, abendliche und morgendliche Gedanken haben. Die Gebete der Karsamstagsliturgie sind also nicht auszuwalzen in Systeme. Nein, sie sind einzuwurzeln in unseren Lebenslauf. Je tiefer nämlich ein Wort erfaßt wird, desto bestimmter wird auch der Zeitpunkt, an den es gehört! Das Rechnen mit den Sachen des Raums ist das oberflächlichste Reden — zweimal zwei sind immer vier.

„Der Baum ist grün", der Satz gilt schon im Winter nicht. „Die Frau ist schön"; du lieber Himmel, wie lange gilt denn das? Das Felix Culpa gar erklingt nur Ein Einziges Mal, denn in diesem Einzigen Mal fügen sich alle Epochen und alle Zeiten zur einzigen einmaligen Geschichte. Als Cluny die glückhafte Schuld strich, da begannen die systemtrunkenen Abendländer ihre

ersten Systeme, Summen, Theorien, Philosophien aus dem Wurzelboden der Zeit herauszureißen. Der Westen wurde abstrakt. Heute neigt sich unser Denken sehnsüchtig wieder seinem Mutterboden zu, der Zeitlichkeit. Je tiefer ein Wort erfaßt wird, desto bestimmter wird der Zeitpunkt, an den es gehört.

Im Jahre 1000 war die ungeheure Wichtigkeit dieses Satzes nur in der Karsamstagsliturgie verankert. Alle anderen Wege zur Wahrheit leugneten damals diesen Satz. Er ist ja antigriechisch. Er ist weder idealistisch noch realistisch, noch ist er materialistisch. Er ist bloß wahr.

Heute strahlt von der Karsamstagsliturgie her diese, gerade diese Wahrheit in die wurzellose Welt. Franz Rosenzweig hat das Neue Denken ausgerufen als das bescheiden nicht mehr von dem Zeitpunkt abstrahierende Denken. Das Neue Denken ist zeitgenährt. Diese Erkenntnis meiner Generation kommt nicht einen Augenblick zu früh. Denn sie schenkt uns eine neue standhafte Lehre von der Scham in einer Zeit, in der die Schamlosigkeit des Intellekts uns zu vernichten droht. Die Kerls denken und schreiben und wissen alles immer. Die Frechheit entnervt unsere edelsten Kräfte: Zeugungskraft und Erkenntniskraft. Beides sind Liebeskräfte und deshalb zeitgebunden. Die echte Wahrheit ist schamhaft. Sie wird uns in einer Stunde der Not abgerungen. Geständnisse und Bekenntnisse, Schwüre und Behauptungen zur Unzeit sind verwerflich. Sie sind schamlos. Scham offenbart sich uns als das Keimblatt um den rechten Augenblick der Enthüllung! Alles darf enthüllt werden wie die Braut dem Geliebten, aber nur zu seiner Zeit. Dem, der ganz sprachlos geworden ist unter dem Gesetze Adams, dem — und dem allein — darf, als die Vorform der Auferstehung, das Wort von der glückhaften Schuld auf die Lippen kommen. Wir verstehen nun erst den Karsamstag. Alle anderen Weltworte und Weltgeschichten sind da zusammengeschrumpft. Nichts ist übrig von ihnen als ihre Nächtlichkeit und Schuldigkeit. Da reißt das Beiwort den Sprachlosen in die Wiedergeburt hinüber. Je tiefer ein Wort erfaßt wird, desto bestimmter wird der Zeitpunkt, an den es allein gehört und an dem es allein gehört werden darf. So müssen wir zwei gewichtige Tatsachen miteinander vereinigen:

Dies Wort wird am Karsamstag wahr, und außerhalb der Karsamstagslage wird es unwahr. Welche Bereicherung: Wahr sein und wahr werden, unwahr sein und unwahr werden, sind nunmehr vier Vorgänge. Der Systematiker, ob Theologe oder Philosoph, hat nicht gelernt, diese vier zu unterscheiden. Denn er abstrahiert ja vom Zeitpunkt. Deshalb hören wir so oft Leute von Gott reden, wenn sie doch entweder stille sein müßten oder aber Gott anrufen. Diese Leute reden von Gott, ohne den Zeitpunkt, an dem allein ihr Reden zulässig wäre, wahr werden zu lassen.

Wo aber Gott gegenwärtig ist, da hören die abstrakten zeitlosen Wahrheiten auf. Und wo das Abstrakte aufhört, da fängt eben die Schuldvergebung an. Im Angesichte Gottes wird die Schuld glückhaft. Denn er kommt.

DICH UND MICH

Lehre oder Mode?

Seit Simon Magus, der Gnostiker, vor Kaiser Nero in Gegenwart des Apostels Petrus zu fliegen versuchte, wird jede wahre Lehre von ihrer Karikatur begleitet, und wie Kräuter das Unkraut, so überschattet diese Karikatur die wirklichen Entdeckungen der Wahrheit. Die wirklichen Entdeckungen sind ebenso langsam wie alle Heilkräuter. Es sind perennierende Pflanzen. Das Unkraut schießt als Jahresstaude rasend schnell in die Höhe. Und ihm gleich schießt die geistige Mode auf. Nur entspricht dem einjährigen Unkraut des Feldes im Rhythmus der Gedanken die gnostische Mode einer geistigen Generation. Und solche Gedankengeneration — wie neuerdings die Existentialisten zeigen — hat ihr Monopol etwa zehn bis fünfzehn Jahre inne. 1952 begruben übermütige Pariser Studenten die Leiche des Existentialismus.

Ich will heute die bleibende Entdeckung, die ich selber in der Grammatik des menschlichen Geschlechts vor vierzig Jahren gemacht habe, gegen das Unkraut der Gnosis verteidigen. Ich bin also Partei. Aber da ich mit dieser Polemik fast vierzig Jahre gewartet, so habe ich — auch wenn der Leser es mir nicht glaubt — das gute Gewissen, daß in diesem Falle Nichtkämpfen elende Faulheit wäre. Doch bin ich mir auch darüber klar, daß wirkliche Entdeckungen ihre Zeit brauchen, und an dieser Zeit wird auch die Ungeduld des Entdeckers nichts ändern. Ich sage also nur dies:

Die wirkliche Lehre vom *Du* wird heut überschattet von gnostischer Irrlehre. Die Irrlehre ist populär, weil ihre Aneignung nichts kostet. Wie wohl auch sonst die Ketzerei, kann man sie, abgerissen („häretisch" heißt ja „herausreißend") vom Ganzen der Wahrheit, als modisches Abzeichen sich anhängen. Die volle Wahrheit der Lehre vom *Du* und *Dich* hingegen verlangt eine perennierende Aneignung. Und dieser perpetuierliche Durchgriff gelingt erst dem, bei dem sie nicht aufgelegte Schminke bleibt, sondern dem sie jeden seiner übrigen Gedanken durchwirkt und umwandelt. Um es gelehrt auszudrücken: Die Irrlehre bleibt ein Begriff, der wirkliche Fortschritt wirkt als Methode.

Da die Irrlehre bequemer zu handhaben ist als der wirkliche Fund, so will ich den Leser erst an sie erinnern.

Darnach bedarf jedes *Ich* auch eines *Du*, und Gott ist das oder ein solches *Du* des Menschen, dank dessen dieser sich selber erst ganz empfängt. Im *Du* also wird das *Ich* von seiner Einsamkeit erlöst. *Du* ist die zweite Person, die zur ersten Person hinzutritt, um des Menschen Zwiegespräch mit seiner Geliebten, mit den Menschen, mit Gott zu ermöglichen; das „*Du*" ist also ein Zusatz zu dem Subjekt-Objekt-Verhalten des Verstandes. Im Verstande steht ein *Ich* — ein transzendentales oder empirisches *Ich*, das bleibe hier dahin-

gestellt — dem Gegenstand gegenüber. Aber im *Ich-Du* durchschlingen sich zwei Wesen, ohne daß der eine je Gegenstand des anderen werden kann. Dies also ist der Fortschritt aus einer Welt der *Etwasse* und der *Egos:* Es gibt nun ein Drittes: Das *Du.*

Die Häresie dieser Lehre zeigt sich darin, daß sie an der Subjekt-Objekt-Dimension der Herren „*Ich*" nichts ändert. *Ich-Es* wird nunmehr ergänzt durch *Ich-Du.* Martin Buber ist der Begründer dieser Zusatzlehre zum akademischen Denken. Er hat dort, im akademischen Bereich, auch geringen Widerstand erfahren. Denn beide Welten, *Ich-Es* und *Ich-Du,* lassen sich gegenseitig abgrenzen und bleiben nebeneinander begreifbar.

Für äußerlich nebeneinander gestellt gelten diese beiden Denkweisen bis heut. 1953 schrieb ein wohlmeinender Mann, die *Ich-Du*-Lehre der zwanziger Jahre sei 1933 durch die *Wir*-Lehre abgelöst worden. Wenn man so hin- und hertanzen könnte, dann handelte es sich allerdings um keine Entdeckungen, sondern um fürchterliche Moden, um willkürliche Betonungen, und wir wirbelten nach wie vor „jählings ins Bodenlose hinab".

Die durchgreifende Entdeckung der zweiten Person sieht anders aus; in ihr entspringt eine neue Stufe der Wissenschaft; dieser Ursprung ist so ursprünglich wie die Entdeckung der Infinitesimalrechnung für die neuzeitlichen Akademien oder die der Abailardschen Logik des *Sic et Non* als Grundlage der paradoxen Logik der mittelalterlichen Universität.

Der durchgreifende Charakter der neuen Tiefengrammatik besteht darin, daß sie ein Novum organum der Sozialwissenschaften liefert, eine Methode. Diese Methode setzt alle Erkenntnisse auf dem Gebiet der menschlichen Gemeinschaften gegen alle Naturerkenntnis ab. Soziologen, Ökonomen oder Historiker, denen diese neue Methode abgeht, gleichen also den Scholastikern, als diese am Ende des Mittelalters der Natur, statt mit Mathematik, mit Logik beikommen wollten. Heut gibt es keinen „Hexenhammer" mehr, in dem Logik über Empirie siegte. Es gibt aber heut dafür diese Naturforscher auf allen Denkfeldern über die menschlichen Verbände, also in Medizin, Politik, Theologie, Philosophie, Psychologie, Soziologie. Diese Naturforscher lassen die Methodengrenzen, welche Natur und Gesellschaft trennen müssen oder trennen werden, bestenfalls im Dunkel. Oft sagen sie offen, daß wir eines Tages es alles mathematisch wissen werden. Sie setzen also die mathematische Form naiv an die Spitze ihrer Wissensweisen. Sie haben über eine etwaige Selbständigkeit anderer Methoden nie nachgedacht. Diesen Forschern scheint die Pyramide des Wissens von der Physik als Basis getragen zu werden. Darüber folgen Chemie, Biologie, Psychologie, Soziologie. Diese Forscher mögen das *Ich-Du* sogar selber sentimental im Munde führen. Indessen ist die Mathematik ihres Subjekt-Objekt-, *Ich*-und-der-Gegenstand-Denkens ihnen so tief in vierhundert Jahren akademischer Überlieferung eingebrannt, daß sie dies Denken für „natürlich" ausgeben, hingegen dem *Ich-Du*

bestenfalls Zusatzwert beimessen, schlimmstenfalls aber „mystische" Torheit zuschreiben. Der fürchterliche Sprachgebrauch der Wortungetüme *„Das Ich"* und *„Das Du"* kennzeichnet diese Kompromißler. Wer *„das Du"* oder *„das Ich"* sagt, ist alte Schule.

Die Helle eines neuen Geschichtstages im Leben der Wissenschaft darf nichts von Mystik an sich tragen. Die Lehre vom *Ich* und *Du* mag gnostisch, modisch, mystisch, zusätzlich klingen. Sie vermag die älteren Betriebsformen der Geschichte, Philologie, Theologie, Psychologie usw. ungeschoren zu lassen. Die Lehre um „Dich" und *„Mich"* ist hingegen eine anmaßende Sache: Sie maßt sich nämlich an, einen Maßstab zu liefern, der mit dem Naturbegriff aufräumt, und die verstümmelte Wirklichkeit, die es zu erkennen gilt, von den Vorurteilen der Naturforscher reinigt.

Denn diese neue Lehre hat keinen Gegenstand wie die objektive Naturwissenschaft, sondern sie vollendet die Gegenwart der vergänglichen Wesen, die sie sich vergegenwärtigt und eben damit zu „perennierenden" macht. (In der Revolution in Permanenz des Karl Marx ist dieser Charakter angetönt, viel klarer aber ist er bei Goethe und Saint Simon vorzufinden: „Mag wohl sein; ich aber weile längst auf einer andren Spur".)

Diese tiefere Grammatik maßt sich an, die höhere Mathematik und dies Objekt-Subjekt-Dogma aus der Schlüsselstellung zu verdrängen, welche ihr die Akademiker — selbst die, denen das selbst unbewußt blieb — mehr und mehr eingeräumt haben. Nieder mit dem Menschen als Gegenstand! Nieder mit der Lästerfrage: *„Was* ist der Mensch?" Nieder mit den Wortungeheuern *„Das Ich"* und *„Das Du"* und das *Superego.*

Die tiefere Grammatik befragt Dich und mich und sich selber und uns alle nach ihrem Auftreten zu bestimmten Zeiten des Lebens. Die tiefere Grammatik gibt auch den Subjekten und den Objekten ihr Recht. Aber Objekte, Gegenstände, und Subjekte, Weltenrichter, sind beides Krankheitserscheinungen des Menschen. Nur weil andere uns bitten, werden wir auf Stühlchen gesetzt, um zu richten; nur weil andere uns mißhandeln, werden wir zu toten Objekten. Beidemal fallen und stürzen wir in den bloßen Raum ab.

Der normale Mensch geht aus der Vergangenheit in die Zukunft. Er kommt aus einer Überlieferung und geht in eine Wiedergeburt. Er ist also ein Trajekt der Geschichte, eine „Fähre" voller Erfahrung, die über den Acheron der Vergessenheit gesetzt hat, und er ist ein Entwurf, ein Präjekt des künftigen Weges des Geschlechts. Trajekt und Präjekt sind nicht nur richtiger als Subjekt oder Objekt, weil die Richter und Gegenstände dem Raum verfallen sind. Sie sind auch in der Sprache als Gebilde immer anerkannt worden. Die Sprache, jede Sprache stellt alle, Sprecher, Hörer und Besprochene, in einen Zeitpunkt, in dem sie, die Objekte oder die Subjekte, sich als die Leichen Deiner, Meiner, Unser Lebendigkeit allerdings herauspräparieren lassen.

Die tiefere Grammatik verbietet die Häresie, entweder vom *Es* oder vom

Du zu reden; denn die *Dus, Ese, Iche, Wire* sind mit dem ersten Satz menschlicher Sprache alle mitgesetzt.

Die tiefere Grammatik gebietet, die Reihenfolge aller Personen so ernst zu nehmen, wie von der Mathematik die Reihe aller Zahlen ernst genommen werden mußte, ehe es zur Höheren Mathematik kommen konnte. In der neuen Sozialgrammatik sind alle sprachlichen Formen aus dem Ganzen der Sprache herausgesetzte Einzelsätze. Man öffne ein kleines Einmaleins, oder man öffne eine heutige Grammatik, und was findet sich? $2 \times 2 = 4$, $5 \times 5 = 25$; Zeitworte: ich gehe, du gehst, er geht — gegangen; Hauptworte: Der Gang. Der Fußgänger; Eigenschaftsworte: draufgängerisch usw.

Man öffne die höhere Mathematik. Die Summe aller Zahlen zwischen 0 und 1 oder die Summe aller Zahlen zwischen 1 und ∞ bilden da die Grundlage des Nachdenkens.

Die tiefere Grammatik wird entsprechend verfahren müssen. Es wird also nicht von uns gesprochen, um *„ich gehe"* sagen zu können. Sondern es wird gesprochen, damit ein Vorfall von allen Augenblicken her und von allen Seiten her placiert werden kann. Sprechen heißt also die umfassendste Operation des Gesamtgeistes, des Logos, kraft der wir den Grad und den Moment der Lebendigkeit oder der „Totigkeit" irgendeines Vorgangs der Schöpfung bestimmen. Wir sprechen, um die Geschöpfe zum Leben oder zum Tode hin, zum Vergehen oder zum Werden hin zu bestimmen. Da wir einander in einem Universum begegnen, so entscheiden wir unablässig, wer ins Leben zu rufen, was zum Vergehen bestimmt sei.

Die tiefere Grammatik greift durch und leugnet, daß je ein einzelner Satz der Ursprung der Sprache gewesen sei und habe sein können. Sondern wir sprechen, jeder Indianer, jeder Engländer, jeder Russe, seit Anfang der Welt, weil wir, jeder von uns, gewiß sind, der ganzen Sprachkraft innezusein und sie auf den Einzelfall zeugungskräftig anzuwenden. Der Mann von den zweihundert Worten und der Shakespeare von fast vierzigtausend; beide haben dies selbe urspringende Vermögen, zu sprechen, und beide tun dasselbe, der eine grob, der andere subtil: beide fällen Todesurteile und ernennen Würdenträger. Beide machen Liebeserklärungen und geben Kriegserklärungen ab. Beide, Barbar und Kunstdichter, anerkennen das Lebendige und aberkennen dem Toten seinen Anspruch, für lebendig zu gelten. Beide beziehen alle Sätze, die je galten oder gelten werden, auf ein lebendiges All. Beide leben nicht in der Natur oder als Natur. Denn Natur wäre oder ist die Welt abzüglich der Sätze, die in ihr laut werden. Wirklichkeit aber ist ohne Abzug die Welt, in der alles Wort wird und Wort werden kann und Wort werden muß. Sprache besteht also weder aus Worten noch aus Lauten noch aus Sätzen. Sprache ist Deklination und Konjugation des auf seine Symphonie harrenden Alls.

An der besonderen Lehre über *Dich* und *Mich* sei nun die neue Grundwissenschaft von ihrer Irrlehre, *dem Ich* und *Du*, abgehoben.

Der Schritt, zu dem ich auffordere, kann von zwei Seiten her getan werden, vom Tiere her oder vom Selbstbewußtsein der Herren *Egos* her. Denn zwischen Tier und Selbstbewußtsein liegt das Land der Urgrammatik und der ersten sprachlichen Erfahrung, dies Land, das wie ein Ophir heut neu aus den Fluten steigen muß, sollen wir die beiden akademischen Irrlehren von Natur und Geist, *Es* und *Ich*, Körper und Geist loswerden.

Treten wir die Entdeckungsreise zuerst einmal von den Säugetieren her an, Adolf Portmann hat 1944 diese Wegesrichtung vorgeschlagen. Ein Fohlen durchläuft viele Stufen im Schoß der trächtigen Stute, die der menschliche Säugling in den zwei ersten Jahren nach der Geburt zurücklegen muß. Am ersten Tage nach dem Wurf springt so ein Fohlen lustig auf seinen vier Beinen herum. Das Menschenkind hingegen lernt Gehen, Essen, Trinken, Verdauen, ja man kann sogar sagen, Atmen, außerhalb des Mutterschoßes. Diese Akte dienen der nacktesten Selbsterhaltung. Trotzdem werden sie publik und im Namen der schützenden Gemeinschaft erworben. Daraus ergibt sich, daß sogar das Essen nicht als rein selbstisches Tun erworben wird. Sogar das Essen ist wortgewordenes, ins Leben gerufenes Tun. Denn es findet in das Kind Eingang kraft der zwei Stufen alles Ansprechens: Das Kind wird bei seinem Namen gerufen, und es erwidert auf den Anruf. Und es wird ihm gesagt, was es tun soll. Es wird also in einen Lebensvorgang hineingesprochen, und es entspricht ihm.

Im Sprachgebrauch dieses Zeitwortes „*entsprechen*" wird diese Überschichtung von Spruch und Akt gut ausgedrückt. Wenn wir sagen, etwas Entsprechendes sei geschehen, oder dies entspreche jenem, so denken wir in erster Linie, daß sich A zu B in ihrer „Natur" und dinglich so und so zueinander verhielten. Behext vom Naturbegriff, dieser Fiktion einer sprachlosen, nicht zum Lautwerden bestimmten Welt, streichen wir aus dem Worte „entsprechen" gerade die Hauptsache, das *Sprechen*, und hören oberflächlich nur das stumme Verhalten der analogen Tatsachen heraus.

Aber die Sprache hat den Säugling und uns und die symphonisierbare Wirklichkeit richtig taxiert: Sie alle suchen einander zu entsprechen! Der Säugling frißt daher nicht wie das Tier. Er ißt. Er säuft nicht, er trinkt. Er scheißt nicht, sondern er hat Stuhlgang. Überall macht man den Säugling zum Untier, wo man ihm den Mantel der Sprache verweigert. Aber dieser Mantel ist nicht die Schöpfung des Säuglings. Mit diesem Mantel umkleidet ihn die Gemeinschaft. Die Muttersprache ist also ein zweiter Mutterschoß. Die Muttersprache ist nicht etwa als „Sprache der Mutter" mißzuverstehen. Dann würde sie wie im ganzen vorchristlichen Völkerleben „Vätersprache" zu heißen haben. Nein, Muttersprache heißt die Sprache, insofern sie als Schoß den „zwei Jahre zu früh" verlassenen Schoß der leiblichen Mutter ersetzt. Als Geschenk der Gemeinschaft erfährt jeder vom Weibe Geborene das Wegekreuz der Deklinationen und Konjugationen, und sie deuten ihm jeden Akt, den er lernt, und

jeden Weg durch die Welt, den er sich aneignet. So verläßt also der menschliche Embryo die sogenannte „Natur", lange bevor er im Sinne der Säuglingsnatur geboren ist.

Treten wir nun auf die entgegengesetzte Seite. Statt vom Tier her wollen wir nun vom selbstbewußten Menschen her an unser erstes Wesen herantreten. Das kleine Wesen ist nicht selbstbewußt. Daher sagt es nicht *ich*. Ebensowenig aber findet sich in seinem Munde das Wörtlein *„Es"*.

Dem Säugling öffnet sich die wirkliche und wirkende und lebende Welt als eine Ordnung von Namen. In der Mitte dieser Namen steht nicht *Er* selber als *Ich*. Sondern im kosmischen Tanz der Namen *„Papa"*, *„Mama"*, *„Schwester Klara"* und *„Bruder Paul"* steht auch des Säuglings eigener Name, als *Hänschen* oder wie immer. Und dieser Name ist wie alle anderen Namen ein lebendiger Name, und daher zappelt er wie alles Lebendige in unaufhörlicher Deklination und Konjugation. Absichtlich sage ich: Nicht etwa nur in Deklination, sondern auch in Konjugation. Dieser Punkt kann freilich hier nicht ausgeführt werden; der Leser mag mir gütig glauben, daß ich den angeblichen Unterschied zwischen Deklination der Hauptworte und Konjugation der Zeitworte kenne. In der tieferen Grammatik aber erreichen wir eine Stufe, in der auch Hauptworte als Zeitworte durchschaubar werden. Wir halten also fest, daß sich kein lebendiger Mensch als Fixstern erlebt, sondern als herumgewirbelter Tänzer im Namensorchester der gesprächigen Gemeinschaft. Hänschens Puppe und das Stück Kuchen, das ich dir, Hänschen, gebe, treten vorübergehend in dieselbe Mitte, in der gelegentlich Hänschen selber, ein andermal aber Papa oder Mama, treten. Sprechen heißt also, immerfort jemand anderen in die Mitte treten lassen! Alle Mitglieder der Tanzgruppe, Sprechgruppe, Familie, Gemeinschaft, die abwechselnd in die Mitte als Träger eines Satzes in der ersten Person treten, haben als dauernde Eigenschaft nicht die, *„ein Ich"* zu sein. Wer mitspielt und mitsingt, mitspricht und mittut, ist ein Geschwister und wird daher mit seinem Namen im Vokativ, auf deutsch im Vor-Fall, angerufen. Die Erfahrung jedes Säuglings von sich selber beginnt mit dem Vokativ. Wir Menschen sind Vor-Fälle. Aus dem Vokativ heraus werden wir dann zu allen Abwandlungen fähig, wir können darnach in den Nominativ, in den Dativ oder Akkusativ fallen, wir können uns in den Gesprächsvorgang als *„Ich"*, *„Wir"*, *„Er"* einschalten oder eingeschaltet werden.

Aber der Vokativ, der sich an mich wendet, ist meine erste Erfahrung. Und der Vokativ meines Namens wird in dem Fürwort *„Du"* abgekürzt. *„Du"* wie jedes andere Fürwort steht für ein volles Wort. Das Pronomen gibt es nur, weil das Nomen ersetzt werden soll. *„Du"* ist kein Wort ersten Ranges. Es ist Namensersatz, genau wie *„Ich"* an Stelle meines Namens steht. Im Parlament, vor Gericht, haben früher die Sprecher ihren Namen genannt, statt *„Ich"* zu sagen. Der Maler, der signiert, schreibt: *„Michelangelo pinxit."* *„Pinxi"* ist eine pronominale Abkürzung des vollen Satzes.

Der Embryo erfährt sich als Vorfall, als zweite Person, in der Anrede aller, die sich über ihn beugen und ihn für den Eintritt in die Bewegungen der Gemeinschaft geschickt machen. Sie machen ihn geschickt, d. h. sie machen ihn entsendbar. Die zweite Person der Schulgrammatik ist die Kategorie der Entsendbarkeit, entsendbar in die Welt wird das Kind. Wir prägen hier nur den Ausdruck *„entsprechen"*, von dem vorhin die Rede war, noch einmal: Das Kind muß nicht bloß sprechen lernen, nein, es muß entsprechen lernen. Auf jedem Wege des Lebens gilt es ja, anders zu sprechen. Im Vokativ sammelt sich unseres Lebens wichtigste Kraft, wie wenn sie aufgestaut werden sollte, um allen wechselnden Lagen des Lebens entsprechen zu können.

Und so ist es in der Tat. Als Vorfall werde ich frei zu allen guten Dingen und allen notwendigen Wendungen. Denn mein Name wird als Ermutigung in mich hineingerufen: Er ermächtigt mich. Wen auch nur einmal die Liebe beim Namen gerufen hat, vergißt das nie wieder. Dieser eine Ruf bewahrt ihn vor dem Selbstmord; mit andern Worten: der Vokativ ruft den in der Muttersprache ruhenden Säugling aus diesem zweiten Schoß heraus ins Leben. Die Sprache der Menschen darf nie bloß Muttersprache bleiben. Wer *„Ich"* sagen lernt, der wird aus dem Sprachenschoß abgenabelt: In „Der sprachlose Jacob Grimm" wird dieser Schritt aus dem Muttersprachenschoß heraus an Grimm selber demonstriert! *)

Aber wir verweilen erst einmal bei unserem Brückenschlag zwischen tierischer Natur und selbstbewußter Person. Der Vorfall der zweiten Person ist weder Natur noch Geist. Er ist aber wirklicher als beide. Denn in ihm finden wir die benannte und die verwandlungsfähige Wirklichkeit, die weder stumme Natur noch unwandelbares Prinzip ist.

Die „Natur" ist die Welt, die nicht ins Leben gerufen wird. Das *„Ich"* ist das Bewußtsein, das sich nicht wandeln kann. Das *„Ich"* sehnt sich nach der Natur, denn ich sehe wohl, wie die Natur sich zu wandeln vermag. Die Natur sehnt sich, seufzend, nach dem Bewußtsein, denn sie ahnt, daß der Geist dauert.

Nun, die Wort gewordene Schöpfung behält ihre freie Wandelbarkeit, und sie erwirbt dazu ihr stetes Bewußtsein.

Dem Säugling wird's selig wohl, weil und wenn ihn der namentliche Anruf ins Leben ruft. Und kein Mensch bis zum Todestage kann aufhören, ein Vorfall, ein Vokativ, ein „Dich meine ich" zu bleiben, bei Verlust seiner Seligkeit.

Das Fürwort *„Du"* steht also fürwörtlich für die Aussöhnung von Natur und Geist, Wandel und Dauer, im namentlichen Anruf der Liebe. Die zweite Person ist also ein ganzer Weltaspekt. Sie ist so umfassend wie die Welten des Willens als *Ich* und des Todes als *Es*.

Vor die objektive und die subjektive Welt tritt also die präjektive Welt,

*) Vgl. oben S. 113 ff.

in der das Wortwerden vor sich geht. Das *Ich* redet über die Welt und macht Worte über sie, um sie zu begreifen. Das *Es* ist die stumme Welt, unbegreiflich, unangeredet. Die präjektive Welt wird durchgreifend ins Leben gerufen und antwortet entsprechend.

Das Präjekt, der ins Leben gerufene Säugling, ist weder *Ich* noch *Es*. Er ist *Du* und *Dich*. Diese deklinierbare zweite Person verlangt noch eine Erläuterung. Unter den Quäkern — oder wie sie von sich selber reden: in der „Society of Friends" — hat sich in der spröden englischen Umwelt das *Duzen* erhalten. Bis heute duzen sich die Brüder und Schwestern oder, wie man in Goethes Jugend auch in Deutschland sagen konnte: die christlichen Freunde. In allen anderen angelsächsischen Kehlen hingegen ist das *Du* heute auf Gott allein eingeschränkt. Der Brite oder Amerikaner *duzt* Gott, aber „*sie-zt*" seine Nächsten! Denn sein geistiges Erwachen fällt in die Zeit Newtons und der neuen Naturmathematik, 1650 bis 1700. Mit dem Aussterben des *Du* damals fiel zusammen die Neutralisierung aller Dinge als „*it*", d. h. als tot. Nur das Schiff blieb ein Lebendiges, blieb „*she*", sie; hingegen sogar die Natur, bei Shakespeare noch ein lebendiger „*Er*", wurde 1650 zum „*das*", zum „*Etwas*" und „*it*". Da nun der Brite die ganze Welt als reinen Gegenstand entseelte, haben die Quäker es nicht leicht gehabt, auch nur den Vorgang des *Duzens* auszudrücken. Indem wir fragen, wie läßt sich denn für einen „Friend" dem Duzen Ausdruck geben, dringen wir vielleicht hinter den ja bei uns nicht gerade schönen Namen des Duzens in die Infinitesimalsprache der Seele ein.

Die Friends sagen, daß es bei ihnen üblich sei, „*to Thou and to Thee*". *To Thou* und *to Thee* ist also die Wendung für Duzen. Da tritt also derselbe Aggregatzustand Deiner selbst in zwei Formen auf. *Du* und *Dich* werden beide heraufbeschworen, um die einheitliche Welt, in der wir miteinander zusammengehören, gegen die stumme „Natur", diese „Welt minus Sprache" der Herren Rousseau und Kant, abzuheben.

Den Wert dieser Doppelwendung — statt unseres „Duzens" — erblicke ich darin, daß wir hier darauf gestoßen werden, was alle Philologie übersehen möchte: Den Einzelsatz gibt es gar nicht. Die Sprache besteht mitnichten aus Lauten, die Worte aus Worten, die Sätze aus Sätzen, die Absätze aus Absätzen, die Kapitel oder Reden aus Kapiteln, die Bücher oder Gesetze bilden.

Nein, *duzen* kann nur der, der einen Satz mit *Du* und einen anderen mit *Dich* bildet! Alle Sätze zusammen bilden den Inbegriff, innerhalb dessen erst die Kapitel, die Absätze, die Sätze, die Worte, die Laute Sinn haben.

Die unsterbliche Lächerlichkeit der Naturphilologen hat erst vor zehn Jahren einen katholischen Priester dazu verleitet, alle Sprache aus den Schmatzlauten der saugenden Säuglinge abzuleiten. So steht's in den Berichten der Akademie der Wissenschaften in Amsterdam. Da ist der Naturbegriff, die Welt ohne Sprache, bis ans bittere Ende durchgeführt.

Aber wir duzen einander; sogar der Säugling ist nie in der sprachlosen

Natur. Ihn umweben die sämtlichen Sätze der Sprache, bald als *Du*, bald als *Dich*, bald als *Deiner*, bald als *Dir*, bald als *Wir*, bald als *Es*, bald als *Uns*, bald als *Er*. Diesem Wechselstrom aller Formen der Grammatik erliegt das Kind, bevor es ihm mit dem Responsorium der eigenen Antwort entspricht.

So erfährt also die geliebte, normale Seele eines nichtverwaisten, nichtungeliebten, nichtverstümmelten oder verfinsterten Menschenkindes sich selber in der zweiten Person, längst bevor es sich diesem Wechselstrome entreißt und *Ich* zu sagen wagt. Weil wir *Dus* gewesen sind, bevor wir je *Iche* waren, deshalb sind *Ich* und *Du* nicht zweierlei. Nur ein *Du* kann zum *Ich* heraufdienen. Wer zuerst *Ich* sagt, bevor sein *Dich* vernommen worden ist, ist der Teufel. Hitler hatte eine solche freudlose Jugend.

Aus *Dir* wird jemand, der auch *Ich* sagen darf. Und hernach wird *Ich* heiraten und wird „*Wir*" sagen wollen und dürfen. Am Ende wird dies *Du-Ich-Wir*-Gebilde auch zum *Er*, weil er abwesend und tot sein wird. Das Luder wird sogar am Ende der Leichnam *Es* und das Ding *Etwas*. Aber „*es*" bleibt dennoch der Vokativ, die Person und das Mitglied von einst auf ewig.

Du, *Ich*, *Wir*, *Er* sind also Zeitpunkte, Zeiträume wirklichen Lebens. Wer mich mit *Du* anredet, der faßt vor mein bloßes *Ich*bewußtsein, er vertieft mich und greift an den Ursprung, bevor ich noch dem Mutterschoß der Ansprache entrissen wurde. Jede Ansprache macht uns jung. Hingegen „*Es*" oder „*Er*" greifen hinter mich und bedrohen mein freies Willensleben mit dem begrifflichen Ende.

Ich und *Wir* treten zwischen Ursprung und Verfall im Laufe des Lebens. Vokativ ruft ins Leben, Objektsfall legt mich fest bis zum Erstarren. So leben und sterben wir zahllose Geburten und Tode, weil wir durch zahllose Vorgänge hindurch konjugiert werden. Von „*Geh*" bis „*er ist gegangen*" dehnt sich ein Lebensprozeß aus Geburt und Tod. Sooft uns ein Befehl ereilt, werden wir Figuren der Grammatik, unter der Bedingung, daß wir zeitweilig und in der rechten Reihenfolge *jede* einzige dieser Figuren durchwandeln. Die Tragweite dieser Regel beruht darauf, daß alle Sätze an diesen vier Personen ansitzen. „*Geh*", „*Ich möchte*", „*Wir sind besiegt*", „*Es ist vorbei*" sind Sätze, welche aus den Aggregatzuständen „*Du*", „*Ich*", „*Wir*", „*Es*" sich zwanglos ergeben. Die grammatische Figur ist also nie das nackte Fürwort *Ich* oder *Du*, sondern sie umgreift die Befehle, Wünsche, Berichte und Analysen der Verbalformen mit, und sie gilt meinem vollen Namen. Auf Namen und auf den Verbalformen erheben sich die Stilformen des Dramas, der Lyrik, des Epos und der Prosa. Und in diesen Stilformen spricht sich die Welt aus, nicht wie sie Gegenstand der Naturforscher ist, sondern wie sie als gegenwärtiges Leben und Sterben auf uns wirkt und uns abwandelt.

Dies mag hier genügen. Mein Schrifttum hat diese Grundlehre nach vielen Seiten entfaltet. Die Grundlage ist aber so trächtig, wie es 1650 die höhere Mathematik war, und gilt daher unabhängig von meiner Person.

Jahrhunderte werden diese Lehre ausbauen. Mit einer Mode, bei der sich zwischen *Ich* und *Du* oder *Wir*, je nach politischer Brunst, abwechseln ließe, hat diese Erkenntnis nichts zu tun. Sie setzt vielmehr den bloßen Kenntnissen der Naturwissenschaft eine ganz neue und andere Lehre vom Nennen entgegen. Menschen erkennen wir nur, wenn wir sie und sie uns erkennen. Die Lehre von *Dir* und *Mir* beruht auf gegenseitiger Anerkennung. Die Lehre vom *Ich* und *Du* ist schlecht formuliert, weil sie das Duzen nicht wie die Quäker zum Strömen aus *Dir* in *Du*, aus *Du* in *Dich*, zwingt.

Die Herrlichkeit der Sprache ist ihre Totalität, ihre Ganzheit. Der Ärmste mit seinem geringen „Wortschatz" spricht mit nicht geringerer Überzeugungskraft als Rainer Maria Rilke. An der Vielzahl der Wörter liegt es nicht, ob wir kräftig sprechen. Aber wer gehorcht und befiehlt, wer schwört und vertraut, wer sich selber öffnet und objektiv erklärt werden kann, wer zu erzählen weiß und von jedem erzählt werden kann, der gehört in die wirkliche menschliche Gesellschaft. Wer aus allen Tiefen der Grammatik heraus zu Wort und Namen, Verheißung und Begriff wird, dem kann die Statistik, die Kurve, das Mikroskop und das Kardiogramm nur seinen Kadaver analysieren. Der Naturwissenschaft gehört alles an uns, was nicht mehr wandelbar ist.

Aber *Dir*, der *Du mir* noch gegenwärtig bist, darf ich lauschen, solange ich *„Du, Deiner, Dir, Dich"* sagen darf. Denn solange haben wir uns noch etwas Neues in immer neuen Wendungen zu sagen.

Dies also, in perpetuierlicher, perennierender Arbeit, muß der Historie, der Soziologie, der Theologie, einverleibt werden. Wer noch in neuen Wendungen uns anspricht, lebt; denn er wirft uns in die Stunde einer neuen Geburt, vor unser Selbstbewußtsein zurück. Diese Theologen, die von der Unsterblichkeit gegen die Schrift reden, sollten lieber einsehen, daß alle die Seelen im Himmel sind, die uns noch etwas Neues zu sagen haben. Die Soziologen sollten anerkennen, daß ihre Gesetze niemals für ihre Leser gelten müssen, denn diese können sich noch wandeln, und nur deshalb dürfen soziologische Bücher geschrieben und gelesen werden. Die Historiker müssen anerkennen, daß und weshalb die Geschichte für jedes Geschlecht neu geschrieben werden muß. Denn so wie die Heiligen die sind, die uns noch etwas zu sagen haben, sind die Geschichtsbücher von den Leichen zu entlasten, die uns nichts mehr zu sagen haben.

Wir leben nämlich, den Laboratorien zum Trotz, in einer ins Leben gerufenen und dementsprechend laut werdenden Schöpfung, und die *Iche* und die *Ese* gehen vorüber. Aber die Vollmacht empfängt jeder vom Weib Geborene, als noch nie dagewesener Vorfall im Vokativ geliebt und geheißen zu werden. Wenn er dann antwortet: *„Hier bin ich"*, dann ist *„das Ich"* aus seiner heidnischen Stelle in unserer alexandrinischen Schulgrammatik entthront. *„Das Ich"* ist nicht die erste Person; denn im Leben erfährt niemand sich selber als *Ich*, es sei denn in der Antwort auf seinen Namen. Weil *Ich* hinterher

aus dem ewig bleibenden *Du* erwächst, deshalb ist die Lehre vom *Ich* und *Du* eine Irrlehre, ein bloßer Begriff. Aber von *Dir* kannst *Du Dich* dann befreien, wenn *Du Dir* eingestehst, daß jemand *Deiner* eingedenk war, bevor *Du* es dachtest. Und so ist es, solange wir atmen. Der Geist greift weiter als unser eigener Atem.

Der Mensch ist weder Natur- noch Kulturwesen. Denn er greift auf Mächte zurück und vorwärts, die weder in seiner Natur noch in seiner Kultur sich finden. Er hat das Vermögen dazu eingeräumt erhalten, das Nietzsches Willen zur Macht weit hinter sich läßt, das aber auch den Verächtern der Macht das Konzept verdirbt. Wir sind weder blonde Bestien noch Idealisten, weder Bellizisten noch Pazifisten, wenn wir uns dem Wandlungsprozeß von der Geburt an so anvertrauen. Er fordert von uns, zu tun, was wir vermögen, um unserer selber und der Welt *mächtig* zu werden!

Die Portmannsche Beobachtung von der „verfrühten" Geburt und unsere Erkenntnis der grammatischen Struktur der Seele vereinigen sich, um zwischen Natur und Kultur den Lebensvorgang des Geschöpfes, das Schöpfer werden soll, freizulegen.

Dies Terrain ist Neuland. Denn der moderne Naturbegriff so gut wie sein Gegenstück „Kultur" sind zwar beide zu Tode gehetzt, aber wahrer sind sie davon beide nicht geworden. Auf uns Menschen sind sie beide zwar nicht unanwendbar. Aber sie lassen sich nur so verwenden wie die Garderobe, die wir uns Fastnacht ausleihen. Wir tragen diese Garderobe. Aber sind wir das vielleicht? Mit nichten. „Natur": die Schielaugen, der Hängebauch, die X-Beine, die blauen Augen, du lieber Gott: „So kann man blondes Haar und blaue Augen haben und doch so falsch sein wie ein Punier." Und die Kultur? Der Nobelpreisträger Curt von Ossietzki wurde zur Strafe dafür als Nr. 562 zu Tode getreten. Weshalb versagen Natur und Kultur angesichts des benannten Menschen beide?

Dies muß so sein. Sie müssen versagen, weil ihr Ansatz falsch ist. Die Humanisten haben mich immer gerührt, weil sie mit diesen ihren falschen Ansätzen alles Unheil erst angerichtet haben und nun mit noch mehr Humanismus, d. h. noch mehr Kultur und noch mehr Natur, dies selbe Unheil auszuräumen gedenken. Sie werden die Krankheit nur vermehren.

Denn Natur und Kultur sind beide sprachleer und sprachlos. Natur ist die Welt ohne Wort. Kultur aber ist das bewußte Leben. Sehen wir näher zu.

Die Welt als Natur ist deshalb ohne Wort, weil das Objekt dem denkenden Subjekt nicht ins Wort fallen kann. „Natürlich" kann ein Akademiker sogar Worte studieren. Aber das sind tote Worte. *Das* nur verdient den Namen des lebenden Wortes, das dem Sprecher in diesem Augenblick entgegengerufen wird.

Die Welt der Objekte, die Natur, bleibt daher das, was sie ohne ihr eigenes nächstes Wort bereits jetzt ist. Das befreiende Wort bleibt ihr mithin versagt.

Dies Verfahren — denn es ist dies eine Methode, alles zu objektivieren — verarmt auch die denkenden Subjekte. Und da der Inbegriff der humani-

stischen Subjekte zum Kulturbegriff der „Gebildeten Welt" gehört hat, so können wir hier gut sehen, was für armselige Worte „Kultur", „Zivilisation", „Gesellschaftsformen" usw. sind. Denn „Kultur" umschließt nur die bewußten geprägten Subjekte, die Kulturträger, abzüglich ihres zukünftigen Gehorsams, ihres Kultus. Kultur ist ja Kultusersatz. In Württemberg heißt der Herr Minister zwar noch Kultminister. Aber allenthalben gibt's nur noch Kulturminister. Und weil die Objekte den Subjekten nicht ins Wort fallen dürfen, bleibt von den Herren Subjekten ihr künftiger Gehorsam ausgeschlossen. Aber der dringendste Gehorsam jedes bewußten Kulturträgers bestünde doch allemal darin, das Selbstbewußtsein zum Teufel zu jagen und der Kultur den Laufpaß zu geben: Im Kultus wird diese Notwendigkeit mir vor Augen gestellt und mir vernehmlich gepredigt. Läßt man mit dem säkularisierten Wörtlein Kultur diese leidige Gehorsamspflicht weg, dann bleibt das festgeprägte Kulturbewußtsein übrig, ohne Zukunft, ohne Bekehrung, ohne eine Chance der Neuschöpfung. Aus dem Hörer auf den künftigen Anruf Gottes wird das festgelegte, auf das eigene Bewußtsein festgelegte, pensionsberechtigte Wesen des Beamten, des Spezialisten, des Fachmanns, des „überzeugungsbüchenen Charakterkopfes", den Carl Spitteler ausgelacht hat. Das Allerweltswort „Kultur" ist eigens dazu erfunden worden, den Menschen mit dem Donnerwort der Ewigkeit zu verschonen. Vor dem Donnerwort des kommenden Aeon vergeht jede Kultur. Aber diese säkularisierten Herrlichkeiten benehmen sich immer so, als sei der Geist Gottes nicht mehr zu erwarten.

Offenbar könnten sich die Franzosen nur retten, wenn sie aufhörten, auf ihr Französisch-sein zu pochen, auf die Kultur von Paris. Das Geschöpf „Mensch" ist vor beiden Irrtümern zu schützen: Ihm ist weder in der Natur noch in der Kultur beizukommen. Der wirkliche Mensch ist ansprechbar; daher ist er nicht natürlich. Er ist gläubig und liebenswert. Daher ist er nicht selbstbewußt. Also paßt weder der Natur- noch der Kulturbegriff auf ihn.

*

Das Geschöpf Mensch öffnet sich der geschaffenen Welt und dem Schöpfer dieser Welt, beiden, bei seiner Geburt.

Jeder Wurf Katzen verlangt eine fast identische Umwelt. Sonst sterben die Katzen aus. Aber der Entwurf „Mensch" nimmt es mit jeder Umwelt auf. Darin besteht seine Vernunft.

Aus dem Entwurf muß die vernünftige Vollendung herausgebildet werden. Dazu tritt der Geist aller Zeiten an das Neugeborene heran durch die Sprache. Das Kind ist kein Katzenwurf, denn statt der Katzenmutter nimmt die Mutter das Kind und hebt es seinem Vater entgegen. Dadurch, daß der Vater es gesetzlich, ehelich aufnimmt als auch sein Kind, durch den Vaternamen nämlich, wird dies Neugeborene zum Geschöpf der gesamten Vatersprache, „wo ein Wort tausend Verbindungen schlägt". Die Sprache zaubert mit ihren Sätzen in jedem Augenblick die entferntesten Zeiten und Räume herbei. Die Sprache

entbindet alle Mächte der Geschichte. Die Sprache beschwört den längst gestorbenen Heros herauf. Einem Macaulay, der mit zwei Jahren die fünf Bücher Mosis auswendig konnte, sind Abraham und Joseph genau so gegenwärtige Zeitgenossen gewesen wie die englischen Könige seiner Zeit, Georg III. oder Georg IV. Die Philologen und die Theologen haben sich nie dazu aufgerafft, zu erklären, daß Sprache heraufbeschwört. Aber genau das tut sie, damit wir nicht wie Katze und Hund „Individuen" zu bleiben haben. Sprache ist also ein *Gegenzauber*. Verzaubert sind wir in unser bloßes Selbst hinein, so wie Goethe es einmal vom Schlänglein dem Doktor Falk darlegte: „Wie gern möchte dies Tier aus seiner Haut fahren", sagte er.

Sprache ist Gegenzauber, Entzauberung. Im Wort wird die Verzauberung unseres Schöpfungsanteils aufgehoben, und wir werden unserer selbst mächtig. Denn wir können uns dank des Sprachenschoßes dem leiblichen Mutterschoß gegenüberstellen wie kein anderes Wesen. Waisen haben in der überraschendsten Weise Mutter- und Elternlosigkeit „kompensiert" oder „sublimiert". Die Schwäche dieser beiden Ausdrücke ist nicht, daß sie falsch sind. Die Schwäche dieser Lehre des Kompensierens und Sublimierens lag vielmehr darin, daß der Psychologe diese Termini wie aus der Luft herbeizauberte. Er wies der leiblichen Zurüstung des Kompensierenden und Sublimierenden keine Rolle an, aus der sich diese Akte als selbstverständlich erklären ließen. So wirkten diese Ausdrücke wie eine Hieroglyphe oder ein Taschenspielertrick.

*

Wir erlösen aber diese Vorgänge nun aus ihrer Isolierung. Denn alles Sprechen, Hören, Denken, Vernehmen ist gar nichts anderes als Sublimieren und Kompensieren. Wir lernen sprechen, um nicht von den baufälligen Wänden unseres leiblichen Milieus erschlagen zu werden. Jedes Wort ist in gewissem Sinne lebensrettend. Denn wer nur eine leibliche Mutter oder Heimat hätte, ohne die Namen „Mutter" und „Heimat", dem könnten sie nie aus einer erweiterten oder erneuerten Welt wiedergeschenkt werden! Aber das Kind, das von seiner Mutter bei seinem besonderen Namen gerufen worden ist, gehört nun in den weiteren Sprachmantel, in die Matrix der Muttersprache, und so wird unter dem Kreuz der Mutter ein neuer Sohn geschenkt, um nur ja die volle Ernennungskraft des Logos, der Sprache, allen nach dieser Stunde Lebenden mitzuteilen. So kann also jedes Menschenkind sich seines bloß angeborenen Selbst bemächtigen, sobald es sich auf den Gott der Nennkraft und des Ernennungsvermögens einläßt und in seinen Schoß aus dem Mutterleib hinüberwechselt. Anders als den Tieren wird uns diese Einlassung durch die Verfrühung der leiblichen Geburt aufgezwungen. Oft hat es Staunen erregt, daß jeder Mensch sich selber gegenübertreten könne. Ich habe mit eigenen Ohren den bedeutenden Psychologen Köhler den heißen Wunsch äußern hören, die Zeit zu erleben, wo der Denker seine eigene Gehirnoperation bewußt beobachten könnte. So ganz will der Gelehrte das Objekt-werden

und zugleich Subjekt - bleiben voll auskosten. Der Köhlersche Wunsch ist einzig. Aber an diesem Grenzfall eines durchaus nicht wünschenswerten Wunsches wird der Einlassungszwang des Säuglings auf den Sprachenschoß deutlich. Nur dieser Schoß ermächtigt uns, mit unserer leiblichen Geburt „fertig zu werden". Denn er wirft uns vor unsere Geburt in alle schon gesprochene Sprache. Das gilt von jedem Menschen, jedem Adamskind. Dazu tritt seit dem zweiten Adam eine polare Sprachkraft der Neubenennung. Als bloße Schoßkinder der Sprache könnten wir nur wiederholen. Aber seit 1954 Jahren beanspruchen wir auch selber, Tod und Leben über unsere Umwelt zu verhängen. Wir urteilen und wir erschaffen die nächste und die nächste Umwelt mit dem guten Gewissen des um seine endgültige Bestimmung wissenden Geschöpfs. Den Neugeborenen empfängt also durchaus nicht nur die Hülle eines vergangenen Erbes oder eines heutigen Zeitgeistes. Nein, er wird auch durch den Namen der christlichen Zeitrechnung über sein leibliches Ende hinausgeworfen: er kann auch vom Ende aller Zeiten her sein heutiges Dasein umstimmen. Der erste Schöpfungstag und das Ende der Zeit sind beide zu seiner Verfügunng gestellt, weil der Logos nicht nur vom Schöpfer der Welt ererbt wird, sondern auch und ebenso dem erst noch kommenden Gott, dem Heiligen Geist, entspringt.

Denn die Sprache ist sogar für die selbstbewußtesten Heiden von heut, die Jünger, Heidegger, Rilke — ob sie das wissen oder leugnen oder zugeben macht da nur wenig aus —, die Sprache ist auch für den modernen Atheisten seine Befreiungskraft geworden, dank deren er die Matrix „Muttersprache" und das Geheiß seiner Väter durch die Sprache der Töchter des Zeus, der Musen, und das Vollwort der Söhne Gottes, der Brüder Christi, ergänzt. Künste und Politiken sind Tochtersprachen und Sohnessprachen, die mit dem ersten Wort bereits in die Neugeborenen hineinschallen. Was ist der Sinn der Taufe, der Namengebung, der Erziehung? Erziehen ist nicht ein Kneten oder eine Massage des „Individuums"; Erziehung macht das Kind seiner selber mächtig. Seiner selber mächtig wird es, wenn es sich vom ersten und vom letzten Tag der Schöpfung her sehen und zurechtrücken kann. Erziehen gibt Verfügungsmacht über das vor mir Getane und das nach mir zu Tuende! Sie hebt das Kind auf die Zeitebene, die ein bloß der eigenen Zeit Verfallener nie erreichen kann. Denn diese Zeitebene streicht über seine Fußsohlenebene als Scheitellinie. Dort, wo unser Sprachsinn sich ausbildet, werden wir auf die Geschichtsebene der Erziehung heraufgehoben. Damit erleuchtet sich das fremdartige Wort „sublimieren" erst ganz. Die Schwelle des Wortes muß überschritten werden, das inartikulierte Dasein muß durch die ausdrückliche sprachliche Erfassung überwältigt worden sein; dann überwinden wir die Gefahren des stummen Schmerzes. „Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt, gab mir ein Gott zu sagen, was ich leide", gilt für alle und nicht nur für den Einen.

Also, die Sprache wartet auf den Neugebornen, um neu das Weltgeheimnis in seine Umwelt hinein auszusprechen. Wortsohn, nicht Muttersöhnchen, ist der geheilte Mann. Wortbraut, nicht Kätchen oder Gretchen oder Lieschen, ist die heile Frau. Denn in der ungeheuren Weite des Sprechens von Adam und Eva her und auf den Jüngsten Tag hin wird jedes Kind darauf angewiesen, Sohn und Braut ins Gespräch zu bringen.

Hier erhellt sich ein letzter grober Unfug der Herren Rousseau und Kant: Sie meinen ja, der selbstbewußte und der natürliche Mensch sei die Einheit Mensch. Aber seltsam banal ist die Wahrheit; sprechen läßt sich nur zu zweien. Niemand „hat" Sprache. Auch Goethes Vers vom „Sagen, was ich leide" wurde mit des Deutschen Bundes allerhöchsten Privilegien gedruckt und gelesen. Wir können nur miteinander des Mutterschoßes Sprache mächtig werden! Der Embryo entwickelt sich „allein". Und der ganze Entwicklungsgötzendienst rührt von dieser Betonung der „eigenen" Entwicklung her. Aber der Säugling lernt nur zu zweien sprechen. Und er hat sich der Sprache erst dann bemächtigt, wenn am Ende seiner geistigen Geburt ihm jemand zuhört, ihn anhört und ihn erhört. Vorher ist sein Wort unbewährt. Seine Wahrheit steht also noch aus. Brautwort haben wir daher vorhin die erhörbare Sprache genannt, an der sich Sohneswort bewährt haben muß, um zukunftsträchtig zu sein.

Der Logos, der Wortsohn des Johannesevangeliums, bewährt sich in der bräutlichen Erhörung seiner apostolischen Kirche. Sonst wäre Jesus von Nazareth der von Goethe für die Kreuzigung empfohlene Schwärmer im dreißigsten Jahre geblieben.

Aber aus Wortsohn und Wortbraut wird unsere Zeitrechnung jedesmal, wenn die Affenliebe unserer Eltern und die Kinderfeigheit unserer selber durch die befreiende Macht der Sprache überwunden werden.

*

Diese wechselnden Verhältnisse zum Sprachgut erlauben uns, klar Stufen oder Lebensalter zu unterscheiden.

Erst muß dank der Vater- und Muttersprache, in Staat und Kirche, jeder Neugeborne seiner selber mächtig werden; essen statt fressen, trinken statt saufen, sprechen statt schreien, beten statt seufzen, zieht das Kind in die Freiheit von sich selber und seiner angeborenen Natur. Sobald die Jugend verblüht, wird derselbe Mensch ohnmächtig vor Todesfurcht und Angst, es sei denn, er werde an die Sprache vom Ende her angeseilt. Geschieht diese neue, endgültige Anseilung, und hält die Sprache seines ersten Adam ihn von der Geburt her, so lebt er gestrafft: Er hängt im Seil. Er ist *eingekreuzt* in den Sprachenschoß, in dem zukünftige Verheißung und gestrige Überlieferung zugleich wirken.

Daß er selber dieses eingekreuzte Geschöpf ist, das auf seinen Namen hört und sich einen Namen macht, das weiß jeder, der geliebt hat und geliebt

worden ist. Denn dieser Einkreuzung verdankt er alle seine Macht über sich selber und seine Umwelt.

Nämlich der ganzen Welt, der ganzen Schöpfung, wird der mächtig, der mit Überzeugung das Tote bespricht, die Lebenden anspricht. Der ist so geliebt worden, daß er nun selber dem Leben Liebe, neues Leben also, einhaucht.

Das Lebensalter der Weltherrschaft des Menschen ist also das Alter. Das Lebensalter, in dem ich mich erst einmal meiner selber bemächtige, ist die Jugend. Dazwischen nun, nachdem ich *compos mentis*, Herr meiner selber bin, und bevor ich mich der Welt bemächtige, bin ich Jüngling, Student, Grieche, Philosoph oder, abgekürzt, „selbstbewußt".

Die vorübergehende Erscheinung des betonten „Selbstbewußtseins" zwischen Jugend und Alter wird seit über zweitausend Jahren von den Parmenidessen, den Sokratessen, den Tübinger Stiftlern, den Homo-sexuellen, durch André Gide, zur Normalzeit des Lebens gestempelt. Ist die akademische, platonische, kritische, idealistische Haltung so „normal"? Wir alle durchlaufen eine Zeit des Selbstbewußtseins, nachdem unsere Eltern sich an uns zu Ende geliebt haben und bevor wir uns der Welt zu bemächtigen vermögen und das Brautwort sich mit unserer Sohneswerbung gekreuzt hat. Da wird der arme Kerl, Herz - Kopf - Lebensrute, Nieren - Arme - Beine, nicht mehr mit sich selber fertig und hat doch noch weder Weib noch Welt. Das Selbstbewußtsein tritt da in die Lücke. Es ist ein Ausnahmezustand. Da steht allerdings ein auf sich selbst zurückgeworfenes Selbst der ganzen Welt gegenüber: Das Selbst ist für diesen unseligen Moment das Subjekt-Ich, die Welt ist für diesen gefährlichen Nullpunkt das Nicht-Ich, das Objekt.

Schelling hat sich selber in dieser Lage als „Hans Widerborst" besungen. Dies mit gesträubtem Haar aller Vorwelt entlaufene, dies mit Trotz alle Nachwelt herausfordernde Selbstbewußtsein ist der Kern des deutschen Idealismus der deutschen Pfarrerssöhne, es ist aber auch der der Lockes und der Descartes. Denn bewußt, zweifelnd, kritisch, individuell ist dieser Ich sagende Menschenjüngling, der auf seine Selbständigkeit pocht. Von Hans Widerborst, von Schelling wurde das große Weltgedicht erwartet. Aber das Weltgedicht wurde nie geschrieben, und Schelling blieb nicht Hans Widerborst. Heut wissen es sogar die Philosophieprofessoren — 1914 war das noch unbekannt —, daß der alte Schelling der eigentliche Schelling gewesen ist. Seine „Weltalter" sind weiser als sein Weltgedicht. Denn er hatte in der Liebe Karolines erfahren, daß die Widerborstigkeit am Polterabend ihr Ende nimmt. Da wird das Selbstbewußtsein als Wahn entlarvt, als der notwendige Wahn des Freiers, bevor sein Wort erhört wird.

Die Jünglingswende bleibt uns geehrt als die Einkehr in das eigene Selbst kraft Selbstbewußtseins. Aber ohnmächtig ist dies Selbstbewußtsein, und es ist vorübergehend. Es muß vorübergehen; denn sonst könnte sich kein Mensch der Welt ehrenhaft bemächtigen. Wir sollen aber die Welt beherrschen! Macht pre-

digt uns die wirkliche Erschaffung der Menschen als ihre Verheißung und ihre Bestimmung!

„Anfänglich unserer selber mächtig werdend, am Ende weltüberwindend, dazwischen selbstbewußt" —, so lauten die drei entscheidenden Züge unseres Lebensverlaufes nacheinander (beileibe nicht alle!).

*

Sobald wir mündig werden, stutzen wir. Daran zeigt sich, daß wir ausgelernt haben. Nun, selbstbewußt, suchen wir, ob wir nicht selber auch etwas zu sagen haben. Erst nachdem *„Du"* deiner selber in sprachoffenem Gehorsam mächtig geworden bist, erst nachdem *„ich"* selbstbewußt und zweifelnd der bisherigen Sprachwelt entsagt habe, können wir die Welt neu schaffen, in unserer Stunde. Nun aber tritt eine vierte Stufe des Beerdigens hervor. Denn wenn diese Stunde der uns eingeräumten Wiedergeburt und Neuschaffung der Welt ausgeschlagen hat, dann ist es Zeit, diesen einzelnen Aeon Gottes, aus *Du, Ich, Wir* gebildet, ad acta zu legen. Denn Gott ist derselbe in jedem Aeon. Und es gibt viele Aeonen! Die falschen Übersetzungen des „eis aiones tôn aionon", der Zyklen der Zeiten, in der englischen, französischen und lutherischen Bibel, während der Zeit von Luther bis Goodspeed, verraten die falsche Logoslehre dieser vierhundert Jahre. Von 1500 bis 1900 hat sich ein armes Lichtstümpfchen, *„Ich"* genannt, kraft Selbstbewußtseins durch die Welt bewegen sollen. Das mußte in Weltkriegen enden. Denn diese selbstbewußten Individuen mußten notwendig verlernen, Frieden zu schließen. Man predigte ihnen nicht umsonst ein natürliches Leben. Leider ist der Friede nie natürlich. Denn er beruht auf Friedensschluß. Es gibt nur ausdrücklichen Frieden! Die Natur kennt den Frieden nicht. Aber der Mensch tritt bei seiner leiblichen Geburt in den Zeitenschoß der gesamten Sprache und empfängt in ihm die zweite Geburt. Der aus dem Mutterleib in die Muttersprache hinüberwechselnde Säugling erfährt in Zuchtwahl den universalen Frieden — „die Eintracht und den Frieden der göttlichen Natur" hat Hölderlin dies goldene Zeitalter des Säuglings exakt beschrieben. Die Darwinsche „natürliche Zuchtwahl" ist ja ein Märchen. Aber die geschöpfliche Zuchtwahl der Kinder des Logos ist kein Märchen; sie ist nüchterne, bei jedem Gebornen wieder eintretende Friedensschöpfung und Friedenserfahrung. Hitler hatte diese Friedenswunder seines *Dich* nie erfahren. So konnte er nie Frieden schließen.

Die nächste Folgerung hieraus ist, daß die Lehren von der Prälogik der Primitiven und Kinder nun ihren echten und bleibenden Platz im Bilde der Menschenfamilie erhalten. „Prä-logisch" ist ja wie „unterbewußt", „international" oder „asozial" eine kraftlose Denkfigur. Diese Worte versagen sich das Recht, jene innere Notwendigkeit auszusprechen, die dem Prälogischen, Unterbewußten, Internationalen und Asozialen innewohnt. Sie gehen beflissen von Logik, Bewußtsein, national, sozial aus, um sie als Normen zu überwerten und ihnen nur eine Konzession zuzumuten. Gewisse Voraussetzungen sollen sie halb-wider-

willig anerkennen. Das Kind ist aber nicht „prälogisch". *Du* hast kein „Unterbewußtsein", die Kirche ist nicht „international", der Künstler ist nicht „asozial".

Das Kind, *Du* selber, die Mutter Kirche und der Künstler repräsentieren eine Form in der Grammatik der Geschöpfe, dank derer diese ihrer selber mächtig werden! Die *Dichform* ist die Ermächtigungsform des Lebens, ohne die niemandes Logik, niemandes Bewußtsein, niemandes Nationalismus und niemandes Werke etwas taugen. Hitler hatte keine Kindheit, Descartes nur Verachtung für sein Unterbewußtsein, Clémenceau keine Kirche und Friedrich Wilhelm III. keinen Funken künstlerischen Sinnes. Deshalb war Hitler sinnlos konsequent in seiner Logik, das Prälogische war verkümmert. Descartes verwechselte Bewußtsein und Seele, Clémenceau verwechselte Frankreich, die Nation, mit dem menschlichen Geschlechte. Friedrich Wilhelm III. wagte eigenmächtig eine neue Liturgie seinen Untertanen aufzuzwingen.

Alle diese mißbildeten Geschöpfe übten verbotene Eigenmacht. Sie waren eines vollen Selbst nicht wirksam mächtig geworden. Ihr mißbildetes Selbstbewußtsein trotzte daher als *Ich* der Welt, statt erst einmal liebend zu vernehmen, was diese ihnen mitzuteilen hatte, und dann aus der vernommenen Ewigkeit nächste Ewigkeit heraufzubeschwören. Was passiert denn, wo *Du* prälogisch, Kunst asozial, Kirche international, Seele Unterbewußtsein benannt werden? Prälogik: Aus 4000 Jahren, die Hitler 1934 am 1. Mai beschwor, werden bei Fehlen des Gehorsams die grauenvollen zwölf Jahre 1933 bis 1945. Unterbewußtsein: Aus den Kreisen der lebendigen Aeonen wird bei Descartes die Zeit zu einer sinnlos und unaufhörlich wiederholten „Sekunde". International: Aus der Völkerfamilie wird bei Clémenceau eine Verhöhnung der Solidarität mit den Besiegten. „Asozial": Der Dichter Verlaine ermordet seinen Schwiegervater, um — wie mir ein Aesthet versichert hat — „um" ein schönes Gedicht darüber zu schreiben. Das ist aber im Privaten dasselbe, was Friedrich Wilhelm III. 1825 tat: Er kriegte seine „schöne" Liturgie, aber tötete die lebende Gemeinde. Die wurde „altlutherisch"!

Eine weitere Folgerung erklärt das Problem der Macht. Die Frage der Macht tritt nun in ein neues Licht, weil wir jetzt die nach außen wirkende Macht mit der Eigenen Macht zusammensehen können. Die Diskussionen und Bücher über „Macht", „Machtergreifung", „Machtmißbrauch" behandeln die Macht als einen Zusatz zu uns selber. Hier steht der Mensch: dort gelüstet's ihn nach Macht.

Die biblische Grammatik widerlegt diesen Unsinn. Wir werden geboren, um unserer mächtig zu werden. In diesem Satz wird der Umfang unserer Macht genau beschrieben. Alles dessen, was zu unserem Selbst gehört, *sollen wir* mächtig werden. In jeder Generation wechselt der Weltanteil des Selbst. „Selbst" ist ja unsere Weltteilhaftigkeit. Das Kind lernt Sauberkeit, es lernt das elektrische Licht andrehen. Es lernt radfahren: es bemächtigt sich der Welt. Die Wasserspülung, das Kraftwerk, das Fahrrad werden entsprechend von selbst-

bewußten Erfindern erfunden, von weltmächtigen Industriellen produziert und von politischen Machthabern durchgesetzt.

Das Vermögen des Geschöpfes und die Macht über sich selber und die Welt sind also von vorneherein drei Seiten derselben Ermächtigung und Vollmacht.

So aber wie heut über die Macht geredet und geschrieben wird, ist sie ihr Widersinn, nämlich bloße Eigenmacht, also Abfall von der Ermächtigung, des Seiner-selber-mächtig-werdens und der Vollmachten.

So wie den Freud, Darwin, Marx und Nietzsche *„der"* Mensch unter den Händen zerronnen ist, weil sie das anfangende *Dich* durch den Naturbegriff eines einzelnen Menschen ersetzten, so zerrinnt dem bloßen Machthaber und Machtergreifer die Macht, weil wir nur *das* vermögen, wozu wir ermächtigt werden.

„Macht" kommt nicht vom „Können"! Man „kann" 6 Millionen Juden töten, man kann die Welt erobern, man kann sich selber zum Christus ernennen. Aber man „ver-mag" es nicht. Denn die Vollmacht des Logos empfängt den Neugeborenen auf der Schwelle des Lebens und beruft *Dich* erst zum Geschöpf des Vaters und dann zum Wiedererschaffer seiner Welt.

Die angeblich zweite Form der Schulgrammatik, *„Du, Deiner, Dir, Dich"*, ist in Wahrheit die Erste Person der Grammatik der Erfahrung. Und als Grammatik der Erfahrung, als empirische Grammatik, vermag uns die neue Lehre gegen alle Zeitmoden zu schützen.

III. Die Zeit ist für uns wesentlicher als der Raum

RAUMZEIT ODER ZEITRAUM?

Während sich die Theologen und die Nihilisten über den lieben Gott streiten, sind wir bescheideneren Sterblichen darauf angewiesen, unsere eigenen Lebenswege in den Himmel oder in die Hölle zu richten. Und die bescheidenste, aber auch entschiedenste Entscheidung betrifft die Richtung, die wir den Räumen unseres Daseins geben.

Schon da wird mancher Leser stutzen. Denn der uns von den Physikern vorexerzierte Raum hat ja keine Richtung. Richtung hat die Zeit aus gestern gegen morgen hin. Zeiträume haben Richtung. Aber die Wohnmaschinen Corbusiers, die sphärische Projektion des Erdballs, sie sind richtungslos. Geopolitik hat zwar meistens Machtmittelpunktlern dienen müssen. Aber diese Mittelpunkte der Macht waren höchst einfach Punkte menschlicher Macht innerhalb des toten Weltenraums. Es menschelte da also in Richtung und in Hinsicht auf eine Gruppe, die mit dem Raum selber nichts zu tun hatte.

Die heutigen Wohnungsplaner, Gegend- und Landesplaner werden mir gram sein; aber ich muß es doch aussprechen, daß die Menschheit bis 1870 gewußt hat, es wohne den Räumen keine Richtung bei. Es könne also eine in sich selber autonome Raumgestaltung weder in Haus noch Garten, weder in Stadt noch Land geben. Bevor ihr Raum-Gelehrte mich steinigt, erlaubt mir, diesen Gedanken zu Ende zu bringen.

Der bloße Raum ist dem Menschen unerträglich; wir stürzen in fessellose Panik und Entsetzen, sobald wir uns einem wirklich *bloßen* Raume überantwortet wissen. Architektur ist der Kampf gegen die von bloßem Raum verursachte Panik. Denn Architektur vor Gropius und Corbusier war die Anerkennung der Herrschaft der Zeit über den Raum. Tektur mag wie ein Regenschirm nur Schutzdächer, Wärme usw. geben. Mit Architektur hat aber die Nützlichkeit des Kälte- oder Nässeschutzes nichts gemein, und zum *Bauen* ist es nicht gekommen, weil Menschenkörper Schutz suchten.

Architektur ist eingefangene und wiederholbare Bewegung durch den Raum. Weil das Jahr 365 Tage hatte, deshalb hatte der Tempel Salomos 365 Säulen. Weil die Welt sechs Weltalter hat, deshalb hat die Kathedrale sechs Abschnitte. Weil der Fürst mit Gefolge einziehen muß, deshalb hat Schloß Brühl seine herrliche Treppe.

Paraden, Prozessionen sind die einfachsten architektonischen Demiurgen. Architektonische Räume sind wiederholbare Zeiträume. Die Räume stehen also im Dienst der Zeit. Und es sind die heut uns als Physiker beherrschenden Hexenmeister, welche die Welt der Lebendigen auf den Kopf stellen und uns einreden wollen, der Raum habe den Vorrang vor der Zeit und die Zeit sei ein fünftes Rad am Wagen oder eine sinnlose vierte Dimension. Es ist vielmehr umgekehrt. Zu den drei Dimensionen der Zeit: Morgen, Gestern, Heut, tritt

dank der herrlichen Raumkunst des Gestaltens der Raum als die vierte Dimension, dank deren Morgen, Gestern und Heut sich ineinanderverknüpfen lassen. Unser gesamter Vorortverkehr, unsere Autobahnen sind gebahnte, und das heißt wiederholbar gemachte, ertastbar und begreifbar gemachte Zeiträume. Erst aber müssen die sie benützenden Menschen ihre eigene Richtung kennen und bejahen, bevor sich diese Räume den Zeiten der Menschen einordnen lassen.

Als man vor fünfzig Jahren einen Philosophen fragte, ob er sich über den Raum äußern wolle, da doch alles so leichthin von *Zeit* und *Raum* daherrede, da sagte er ehrlich: „Ich halte nicht viel vom Raume." Die letzten 400 Jahre haben den mechanischen Raum isoliert und ihm selber seinen Sinn zu entnehmen versucht. Das ist nicht möglich. Der Tod hat keine Richtung. Nur das Leben hat Richtung, und aus ihr schafft es sich Gegenwarten.

Der Raum ist die unter dem Konflikt von Zukunft und Vergangenheit ausgestaltete Gegenwart. Dem Konflikt entnimmt der Raum seine Orientierung. Für den großdeutschen Raum zum Beispiel war zwischen der britischen Adelsrevolution der Parlamente und den nationalen Ideen der Franzosen von 1789 ein Konflikt gegeben, welcher die Gebilde Österreich-Ungarn und Preußen hervorrief. Solange die französischen Ideen von der Einzelnation noch im Kommen waren, noch *Zukunft* hatten, also bis 1919, sprach sich der Druck des Konflikts in den beiden zentraleuropäischen Großmächten aus. Wien und Potsdam waren vornationales siebzehntes Jahrhundert. Budapest war parlamentarisch wie Westminster, Berlin national wie Paris.

Heute gibt es weder Preußen noch Österreich-Ungarn. Denn Mitteleuropa liegt nicht mehr zwischen 1688 und 1789, sondern zwischen 1789 und 1917; also wird die Welt des Handels heute durch die Vereinigten Staaten und Westdeutschland repräsentiert und die Welt der Industrie durch Sowjetrußland und Ostdeutschlands Verknechtung.

Die Zeiten haben hier die Räume umgekrempelt. Und kein Raumgestalter oder Geopolitiker hat dabei irgend etwas dreinzureden gehabt.

Wem diese Räume zur groß erscheinen, um seinen Hexenglauben von „dem leeren Raum an und für sich" abzulegen, den will ich nun in die berühmte kleinste Hütte führen und ihm dort dasselbe Gesetz am Werke zeigen, daß nämlich Zeiten Räume bauen, oder aber der Raum bleibt gestaltlos.

Und am Ende will ich noch eine mittlere, durch den technischen Fortschritt bedingte Größenordnung der Räume erwähnen, um auch hier die Rangordnung *Zeiten über Räume* festzulegen.

In der kleinsten Hütte wird heut der Normalfamilie 45 Quadratfuß Todesraum zugeteilt. Diese Konservenbüchsenidee ist aber immerhin durch den höflicheren Ausdruck Wohnraum etikettiert, und bei Wohnraum denkt man schon unwillkürlich an Lebensraum. Inwiefern ist aber die moderne Normalwohnkiste *Lebensraum? Es ist die Bedingung des Lebendigen, seine Gestalt wechseln zu können.* Das, was immer so ist, wie es ist, ist tot. Wenn es aber ein Klosett,

ein Bad, eine Schlafstube und ein Wohnzimmer gibt oder gäbe, so könnte sich der Wandel des Lebens entfalten. Ein- und Ausatmen, Essen und Verdauen, Wachen und Schlafen drängen auf verschiedene Räume, weil sie selber ja *Zeiträume* sind.

Nun sind aber Essenszeit und Schlafenszeit keineswegs nur verschiedene Zeiträume. Sondern das volle Lebensgeheimnis geht weiter; jenseits der Trennung von Essenszeit und Schlafenszeit erhebt sich die Basis aller großen Architektur und großartigen Raumgestaltung: die verschiedenen Zeiten sind nicht verschiedene Zeiträume, sondern sie sind erst und vor allem Zeiten, in denen die Zeit selbst einen verschiedenen Aggregatzustand hat, so wie Wasser, Eis und Dampf ja verschiedene Aggregatzustände desselben Elementes H_2O sind.

Die Liebenden, die sich zur Ruhe begeben und entspannt ausstrecken, und die Sitzenden, die ihr tägliches Brot gemeinsam niedersitzend verzehren, bezeugen mit Liegen und Sitzen, daß ihnen die Zeit ganz anders in beiden Fällen vorkommt. Und der Schreitende, die Treppen Hinaufsteigende befindet sich in einem wiederum ganz anderen Verhältnis zur Zeit. Ich habe dieses Zeitenspektrum ausführlich in einem besonderen Buche beschrieben*). Grade der Lebendigkeit unterscheiden sich in unserer täglichen Hinundherwendung von Politik zu Liebe, zu Arbeit, zu Essen und Schlafen, zu Turnen und Baden.

Die Küche repräsentiert ein organisches chemisches, stoffwechselndes Verhalten zur Zeit, die Schlafzimmer aber künden von Liebe, Friede, Freundschaft. Politik, Gerechtigkeit, Andacht gehören in ein Wohnzimmer. Das wäre ja nun für unsere Raumgestaltung eine wertlose und rein theoretische Einsicht, wenn nicht jeder Grad unseres Zeiterlebnisses auch die in den entsprechenden Zeitraum eingesenkten Inhalte abwandelte.

Das ist am unbekanntesten und doch am wichtigsten. Die Analogie mit den Wellenlängen auf dem Rundfunkband mag das Verständnis erleichtern. Denn jedermann findet sich damit ab, daß es Kurz- und Langwellen gibt, mittlere Wellen und extralange Wellen usw. Nun, auch die Wellen der Zeit durchspülen unser Leben mit verschiedenen Längen. In der Küche handelt es sich um des Tages Atzung. Die Güter des Essens und der Verdauung vollziehen sich im Rhythmus der Tage und Nächte. Im Liebesleben gilt die Generation. Da ist alles dem Menschenalter untergeordnet. Kinder, Liebende, Greise hängen im Netz des Geschlechtserlebens in unterscheidbarer Ordnung. Und die Schlafzimmer sollten dem klar Rechnung tragen. Odysseus zimmerte seiner Penelope ein in das Gemach unverrückbar eingelassenes Ehebett; und von ihm können wir auch heut lernen, daß ein Schlafzimmer die entgegengesetzte Bildung von der Küche haben sollte. In der Küche sollten wir radikal technisieren. Da ist Anlaß, mit den modernsten Formen der Fabrikation zu konkurrieren. Denn es handelt sich um die Herstellung vergänglicher Güter; und nur Narren werden

*) Heilkraft und Wahrheit 1952.

da auf altfränkischen Töpfen und Pfannen bestehen. Das ist albern. Aber es ist nicht albern, das Ehebett auf dreißig Jahre zu zimmern. Es ist nicht albern, dem Wohnzimmer den Charakter des ganzen Jahrhunderts mitzuteilen. Denn im Geist leben wir immer in wenigstens einem ganzen Jahrhundert, wir mögen das wissen oder nicht. Die Sprache einer Epoche ist immer über hundert Jahre lang. Also auch das reine Weltkind, das nur Freud und Darwin und Marx gelten ließe, kann in seinem Wohnzimmer nicht umhin, das ganze neunzehnte Jahrhundert auch im Möbelstil an sich heranzulassen. Darwin wurde 1809, Freud 1856 geboren.

Auch der Fromme umgekehrt sollte nicht in eine angeblich zeitlose Ewigkeit mit Goldaltar und Heiligenbildern in seinem Wohnzimmer hineinspringen. Denn die besondere Epoche des eigenen Jahrhunderts der Welt läßt sich nicht auslassen oder überspringen. Soll eine Kapelle das Haus in die Ewigkeit entführen, so wird doch die Schwellstufe der eigenen besonderen Zeit erst davorgeschaltet werden müssen, bevor man in die Kapelle gelangt. Das mag in unserer armen Zeit eine müßige Anmerkung sein. Indessen habe ich falsche Andachtsraumgestaltung in den Häusern der Frommen zu oft gesehen, um nicht an dieser Unterscheidung von Wohnraum und Andachtsraum das Zeitenspektrum zu erläutern.

Im Wohnzimmer begrüßen wir unsere Zeitgenossen, unsre Gäste. Die Festtafel wird also den Sinn der Zeit in der Wortverbindung „Zeitgenosse" auszusprechen trachten. Da wird es offenbar, daß Zeit in dieser Wortbildung auch wieder die besondere Epoche einer politischen Ordnung meint, etwa fünfzehn Jahre. In jedem deutschen Haus galt 1913, 1924, 1938 und 1954 jemand ganz anders als Zeitgenosse. Das ist immer so gewesen. Giuseppe Ferrari hat diese bestürzende Umschichtung unserer *Zeitgenossenschaft* schon vor einem Jahrhundert genial aufgedeckt. Schiller spricht davon in der Maria Stuart: „Ich sehe diese edlen Lords von Engelland unter vier Regierungen ihren Glauben viermal wechseln."

Natürlich ist die Nutzanwendung daraus, daß die alle Halbgeneration sich verändernde *„Zeit"* nur ein Spektralband unseres Daseins zu bilden vermag. Da unsere Zeitgenossen alle fünfzehn Jahre wechseln, müssen in einem Einfamilienhaus die Eltern das Herauswachsen ihrer Kinder aus der *Zeit*-Genossenschaft in Rechnung stellen. Entweder werden die Eltern nach dem Heranwachsen der Kinder ein anderes Haus zu beziehen haben, oder sie werden es umorganisieren müssen. Noch besser wäre es freilich, wenn diese Eltern zusammen mit ihren Raumgestaltern gleich von Anfang an gewußt hätten, daß ein wirklicher *Wohnsitz* die veränderlichen bloßen Zeitgenossenschaften von je fünfzehn oder zehn Jahren sollte überstehen können. Nie sollte der Architekt die Schlafzimmer der Kinder, Dienstboten und das Schlafzimmer der Eheleute mit denselben Etiketten belegen. Die Raumplaner sollten auch in ihrem eigenen Innern die Räume verschieden bezeichnen und geradezu entgegengesetzt ausgestalten.

Wenn ein Haus und eine Wohnung ihre Bewohner in die ewig ursprünglichen, ewig urspringenden Zeiten des Spektrums hineinordnen: Tag, Jahr, Jahrzehnt, Generation, Jahrhundert, Ewigkeit, dann ist dies Haus aus den Forderungen unserer Zeitlichkeit heraus gestaltet. Dann geht der Bewohner froh aus einer Verwirklichung in die andere hin und her. Und das ist die adlige Natur des Menschen, den Augenblick und den Zeitraum, die Zeitspanne und die Ewigkeit abwechseln zu lassen und unbeschädigt aus einem in den anderen Aspekt unserer Zeitlichkeit hinüberzuwechseln. Draußen liegen aber bleibe die (physikalisch) tote Wüste der physikalisch gemeisterten Raumzeit. Die ist für Experimente am Leichnam der Zeit, für den Abwurf von Bomben, für Schallmeßtrupps und ähnliche Praktiken; sie ist nichts für unsere Meisterung des Raumes kraft unserer zeitweiligen Herrlichkeit als Vertreter des Schöpfers auf Erden.

Diese sorgfältige Unterscheidung zwischen Raumzeit einerseits, Zeitspanne, Weile-verweile doch, Du bist so schön —, Zeitraum andererseits hilft nun auch angesichts der stärksten Bedrohung unserer Lebendigkeit durch den eisernen Mann. Die Technik ist eine unausgesetzte Infragestellung unserer Rhythmen und unseres Kalenders. Denn die Maschine, jede neue Maschine, ändert unsere zeitlichen Beziehungen. Dies Gesetz der Technik habe ich bei dem Zweiten Darmstädter Gespräch als Ergebnis der Tagung dogmatisch formulieren dürfen. Es ist dies Gesetz so gültig wie der erste oder zweite Satz der Thermodynamik.

Jeder technische Fortschritt, so habe ich es in Darmstadt formuliert, kürzt die Zeit, längt die Räume, zerschlägt eine Gruppe.

Die Zisterne am Haus versorgt mich allein; also ist der Raum um mein Haus gegen die Nachbarn und ihre Zisternen abgegrenzt. Eine städtische Wasserleitung aber greift über mein Land hinaus, und mein Haus steht nun wenigstens hinsichtlich des Wasserbezuges im Gemeindeganzen unbegrenzbar mittendrin. Dasselbe geschieht, sobald ich statt der im eigenen Hause fabrizierten Unschlittkerzen Gas oder Elektrizität einführe. Die Masten der Hochspannungsleitung und die Masten der Telephon- und Lichtdrähte, die, von allen heiliggehalten, die Erde umspannen, sind überzeugende Raum-umordner. Was aber tut jede solche Erfindung der Zeit? Es verkürzt sie. Ich habe alles viel schneller, weil ich besser organisiert, besser in weitere Raumzusammenhänge eingesenkt lebe. Dazu wird ja erfunden, oder, genauer, dazu haben wir das technische Erfinden selber erfunden und organisiert, damit wir Zeit sparen. Soviel Zeit gespart wird, so viel umfassender muß freilich der Raum uns in große Zusammenhänge einorganisieren. Uranium, Öl, Elektrizität erzwingen eine aller alten Raumgrenzen spottende Raumbemeisterung. Das Fliegen hat mit unglaublicher Rücksichtslosigkeit alle Eigentumsvorstellungen an Grund und Boden über den Haufen gerannt. Die Kerls fliegen über meine Ländereien und Dächer und lachen, wenn ich den Luftraum über meinem Haus beanspruchen möchte.

Nun hat aber diese umgekehrte Proportion von Raum und Zeit, dies Größer-

werden der mich umklammernden Raumwelt, dies Kürzerwerden meiner Arbeitszeit eine verheerende Wirkung auf die Arbeits- und Nachbargruppe, in der ich bisher lebte. Die Zisterne konnte ich selber flicken, oder meine Nachbarn oder der Handwerker im Ort wurde dazu gebeten. Die städtische Wasserleitung, den Mast des Kraftstroms, da darf ich selber beileibe nichts reparieren. Das tun entfernte Verwaltungen. Einen Nachbarn vermag ich als Nachbarn zu überreden, sich mit mir gutzustellen. Von den großen Kraftverwaltungen hingegen sehe ich bestenfalls ab und zu einen schattenhaften „Vertreter".

Schon früher hat die Technik nach ihrem Gesetz meine alte Gruppe zerschlagen. Als ich Holz aus meinem eigenen Waldstück verfeuerte — und ich heize noch heut einen offenen Feuerplatz im Haus mit solchem Hol_ —, da brauchte ich nur die Unterstützung eines einzigen Nachbarn für die Anfuhr. Bei der Kohlenfeuerung, also für die überwiegende Zahl der Privatwohnungen, stützen wir uns auf die Eisenbahn. Aber schon kommt das Erdöl in Tankern über die Ozeane der Welt aus Venezuela oder Kuweit. Damit ist die Gruppe, auf die ich angewiesen werde, unendlich erweitert.

Umgekehrt wird die Zeit unbegreiflich beschleunigt: ein Druck auf den Lichtschalter, auf die Schalthebel des Automobils, ein Abheben des Hörers genügen da.

Damit erst enthüllt sich die neue Pflicht oder die neue Schwierigkeit für die Raumgestalter. Wir haben mehr Zeit.

Also müssen wir mehr spielen. Denn der Spielraum umgibt die ernsten Entscheidungen. Und diese füllen nun wenige Minuten. Aber noch ein Zweites und Drittes sind die Folgen: da die leibhaftigen Gruppen durch weithin verteilte ersetzt werden, so müssen wir mehr und mehr mit *Repräsentanten* leben. Diese Vertreter müssen die sinnlich nicht mehr wahrzunehmenden Raumzusammenhänge in ihrer Person präsent machen. Repräsentanz verkörpert *übermenschliche* Arbeitseinheiten. Der Meister oder Lehrling nebenan waren Nachbarn, und sie waren sie selber. *Es gibt keine „Selbste" mehr.* Aber wir gehen zu den Länderwettkämpfen; wenn das die Kirchenbaumeister und die Liturgen und die Ferienheimerbauer nur bald von den Sportlern lernten. Dann würden an den Festtafeln und in den Kirchenschiffen unsere Pflichten gegen die Aufnahme und Begrüßung von *Vertretern* sich geschmackvoller prägen lassen. Fünfzig Gäste wohnten dem Gottesdienst einer Neusiedlung bei. Niemand begrüßte sie. Sie saßen „nirgendwo".

Die Zeit wird verkürzt, die Räume werden erweitert, die bisherigen Gruppen zerschlagen, wenn immer eine neue technische Erfindung sich durchsetzt.

Darum muß sich die Seele dessen annehmen, was dabei geraubt und weggenommen wird. Es ist aber dreierlei, was durch Raumgestaltung ersetzt werden muß, weil eben Kunst wiedergutmachen soll, was bloße Natur, bloße Physik, bloße Technik an Wunden schlagen. Erstens werden uns die kleinen intimen Räume weggenommen, die früher trotz der schreienden ökonomischen Not sogar noch die Heimarbeit adelten. Das Atelier und die Werkstatt und das

Studienzimmer gehen verloren. Zweitens geht verloren der Rhythmus der Zeiten, wie sogar Holzhacken, Sägen, Botengänge, Ritte, Fuhren ihn in sich trugen und womit sie ihre Träger erfüllen konnten. Drittens gehen uns verloren die unvertretbaren, unersetzlichen, auf gegenseitiges Vertrauen gebauten, verbindlichen Gruppen.

Die Technik zerstört den kleinen Raum, die großen Zeitspannen, die verbindliche Gruppe.

Unsere Leiden unter diesem Gesetz der Technik haben zu dem merkwürdigen neuen Wort „Freizeit" Anlaß gegeben. Freizeit? Unsere Vorfahren hätten dies Wort nicht verstanden, oder wenn sie es verstanden hätten, dann hätten sie sich vor ihm dreimal bekreuzigt. Denn sie wußten noch, daß Zeit nie anders als rhythmisch erlebt werden dürfe. Da ist keine Zeit, die nicht die nächste hervorriefe. Dies ist nur deshalb jetzt, weil jenes vorher kam und etwas Drittes nachher folgen soll. Freizeit hingegen erscheint als etwas an und für sich. Aber es kreisen die Alltage und die Feiertage, die Jahreszeiten, Tageszeiten, Lebenszeiten, Festzeiten als Krieg und Frieden in ewigem Wechsel. Die Freizeit ist eine auf Belebung, Rhythmisierung und Verräumlichung wartende Zeit. Sie wartet auf Verkörperung. Sie ist ein Augenblick vor der Erschaffung der Welt, die für uns Menschen doch der Ausdruck unserer Bestimmung und unseres Sinnes werden soll.

Der heutige Raumgestalter, der Automobilstraßen, Kinos, Freilichttheater und Siedlungen plant, sollte erst einmal heidenmäßig erschrecken vor der Leere seines Schlachtfeldes. Die Freizeit zu gestalten — wie's gemacht werden kann, das hat ja „Macht für mich durch Freude für die anderen", das hat ja die in allen Ländern heut aufstrebende Organisierung des Glücks bereits gezeigt. Der französische Marxist Jean Guesde überraschte Zola schon 1880 mit der Prophezeiung, daß man fortan die Menschen zwingen werde, glücklich zu sein.

In der Freizeit also bietet sich das Neuland dar, das ebensogut Hölle wie Himmel wie Fegefeuer werden kann, je nach der Zeitraumplanung und je nach der Raumgestaltung unserer Wohnheime und Sportplätze und Verkehrswege.

Jede Epoche hat immer beides aus den der Zeit untergebenen Räumen herausgeholt: Hölle und Himmel. Die mittelalterliche Stadt hat sicher nicht ideale Wohnräume geschaffen. Romantik ist ganz fern zu halten. Das Leben auf Erden ist heut härter geworden als je, und die Versuchung, den Raum in Konservenbüchsen aufzuteilen und so aus der Botmäßigkeit unter die rhythmische Lebenszeit unseres Geschlechts zu entrinnen, ist heut da wie immer. Aber es ist kein Grund anzunehmen, daß wir nicht aus dem Aberglauben der Raumzeit herausbrechen können.

Was aber gehört dazu? Nun, das Äußerste, was von Menschen verlangt werden kann, und zugleich das Leichteste. Was ist das schwerste und das leichteste zugleich? Es ist das schwerste und das leichteste, unsern Stolz, unser Selbstgefühl, unsere Gebietshoheit aufzugeben.

Räume, die nicht unter der Botmäßigkeit von Gottes buntem Zeitenspektrum stehen, die bieten den Raumplanern, Architekten, Siedlungsspezialisten einen idealen Tummelplatz für ihre eigene Willkür. So wie ja etwa unsere Ärzte sich am liebsten als Gebieter unserer Leiber um 1890 gefühlt hatten. Denn was der Raum dem Architekten, das ist der Leib dem Arzt.

Nun aber untersteht der Leib der Seele des Patienten, und nur unter dieser Bedingung wird der Arzt an den Leib des Patienten herangelassen. Und es unterstehen die Besitztümer der Räume den Zeitrythmen ihrer Besitzer, und nur deshalb darf es Raumgestalter geben.

Daran ändert die Tatsache nichts, daß die heutigen Patienten oft auf ihre Seele gern verzichten und daß die heutigen Besitzer von Raum oft glauben, keine Zeit zu haben. Das gibt weder Arzt noch Baumeistern das Recht, den Teufel zu spielen und dem Patienten oder den Besitzern auch noch ihren Rest an Seele oder Zeit wegzunehmen.

Seelsorge wird heute ein Element aller Spezialisten. Oder sie dienen dem Teufel. Denn die Seele soll sich verkörpern. Und sie verkörpert sich in rhythmischer Zeit, übersehbaren Räumen, verbindlichen Gruppen.

Sie verkörpert sich im Wandel durch die Zeit. Deshalb sind die Räume die vierten Dimensionen jedes einzelnen Zeitraums. Zu jedem Zeitraum gehört Zukunft, Vergangenheit und ein Jetzt, und dank der vierten Dimension des Raumes erweitert sich der Augenblick des Jetzt zu einer fröhlichen Gegenwart.

Es sei die Würde des Raumes, die vierte Dimension der Zeit zu werden. Nie ist der abstrakt bloß gedachte Raum der Physik gegeben, aber der Dienst des Geschöpfes Raum im Gehorsam gegen die zeitlichen Statthalter dessen, der die Räume uns Zeitwesen als Vollstreckern seines Willens untergeben hat.

DIE ZEIT IM RAUM

I. Vom Häuptlingsbanner zum Exodus

In den Dramatischen Texten von Edfu in Oberägypten sehen die „Uferanlieger", die Ripuarier, wie wir diese Fellachen nennen mögen, den Gott Horus, also ihren Priester Kaiser Pharao, den Reisigen, aufgehen „wie Sopdit am Neujahrstag und wie der Mond in einer milden Nacht".

Das erlaubt uns, die Geschichte Ägyptens einmal von den Uferanliegern aus zu sehen, d. h. mit den Augen derer, denen alles in entgegensetzter Reihenfolge erschien, wie es dem Herrscher und seinem Hause deuchte. Ich möchte den Leser in den Stand setzen, von der *anderen* Seite an die ägyptische Geschichte heranzutreten. Denn dann werden die Vorgänge dieser Geschichte als das Ringen zwischen Niltalherrscher und Niltalbewohnern plötzlich einfach und klar.

Der Sohn des großen Heinrich Brugsch, Emil Brugsch, erschien vor 80 Jahren auf einer Regierungspinasse in Luxor, wo im Königstal 19 Pharaonenmumien aufgestöbert worden waren. Er hatte Befehl, sie alle von Theben nach Kairo zu schaffen. Aber die Uferanlieger, Männer und Weiber gleichermaßen, standen an den Ufern des Stromes und lamentierten, stießen Verwünschungen aus, drohten. Auch hier wie bei der Liturgie in Edfu waren die Uferanlieger Zuschauer eines Schauspiels, in das sie nicht eingreifen konnten. In beiden Scenen trat die kosmische und die historische Richtung Ägyptens in erstaunlichen Gegensatz. Verstehen werden wir den Gegensatz nur, wenn wir ihn sehr ernst nehmen.

Uferanliegern zerteilt der Nil ihre Ländereien, ihre Bewegungen, ihr tägliches Leben, in einen östlichen und einen westlichen Teil. Aber das, was der Nil trennt, wird stärker zusamengepreßt durch die Wüsten auf beiden Seiten. Daher wirkt der Fluß nicht als Barriere innerhalb des schmalen Streifens Fruchtland. Er bleibt eine Fahrstraße. Er bildet eine Brücke. Immerfort bringen die Boote die Leute herüber und hinüber. Wie die Sonne von Ost nach West geht, wie Mond und Sterne, so finden sich die Siedler im Niltal in einer permanenten Bewegung von Ufer zu Ufer. Und ihr alltäglicher Verkehr verläuft immer in den beiden Richtungen von Ost nach West oder von Westen nach Osten.

Der Sonne nachts eine West-Ost-Bewegung nachzusagen, ist eine natürliche „Projektion" dessen, was den Uferbewohnern selber widerfährt. Dieselbe wiegende Bewegung Ost-West, West-Ost wiegt ihn in Kairo und Assuan, in Abydos und Theben. Sie ist überall und sie ist unabhängig von Geschichte, von einer Zentralregierung oder von politischen und religiösen Institutionen. Sie hängt nicht ab vom Dasein eines einheitlichen Glaubens oder ein und derselben Sprache oder Schrift. Die Ost-West- und die West-Ost-Passage auf dem Nil ist vielmehr die eigene Erfahrung im Kosmos, die auch dem ungeschichtlichen Menschen widerfährt, den der Raum des Niltals einbezieht, sei es 7000 vor oder 1900 nach Christi Geburt.

Die Erfahrung verdient also prähistorisch zu heißen nicht nur im Sinne prähistorischer Grabungen. Nein, sie ist vor aller Geschichte für jedes Menschenkind, das auf ägyptischem Boden ins Leben tritt, heute so gut wie vorgestern. Doch ist das Wort prähistorisch von soviel Wissenschaft beschwert, und ahistorisch ist vielleicht zu farblos. Daher sollte das, was den Fellachen durchfährt, vielleicht nur schlicht seine eigene Erfahrung heißen. Denn der dort seßhafte Mensch macht diese Erfahrung, ohne daß jemand anderes sie ihm vorher zu erläutern hätte, ohne daß er für sie einer Theorie bedarf und schließlich — sehr beachtlich —, ohne daß er seinerseits sie anderen zu erklären hätte.

Millionen haben von dieser ungestörten Erfahrung des Nils gelebt, ohne je ihre Heimat zu verlassen, trotzdem aber in den Verkehr hin und her über den Fluß eingewöhnt. Diese Millionen haben vielleicht nicht ein einziges Mal in ihrem Leben den Fluß mehr als zwanzig Meilen abwärts oder aufwärts erblickt. Nur für ein seltenes Fest könnten sie flußabwärts oder flußaufwärts schiffen, aber täglich setzen sie über den Fluß.

Mithin werden die Ripuarier, ob nun 2780 oder 1321 vor oder 139 nach Christi Geburt, zwischen Ost und West, Aufgang und Niedergang gewiegt.

Aber ein ganz anderes Schauspiel spielt sich vor ihrem Blick auf demselben Strom ab. Das, was sie da sehen, sprengt ihre Erfahrung. Jedes Regiment von Cairo aus oder die Vereinigung der beiden Länder von Memphis her kann nur erfahren werden durch Vorgänge, die den Ripuariern selbst als seßhaften Bauern nur aus zweiter Hand verständlich werden.

Die Namen selber, Memphis, Cairo, Großes Haus, Vereinigung, ja für „Land" selber müssen erst gehört und vorexerziert werden, bevor irgend einer Seele der Sinn des Verkehrs auf dem Strom abwärts oder aufwärts verdolmetscht werden kann. Hier also haben wir keine Empirie aus erster Hand, die prä- oder a-historisch wäre.

Weil die Uferbewohner die Flußfahrtboote nicht selber bemannen, so spalten sich in Ägypten Regierung und Regierte in einzigartiger Weise auf dem Strome selber. Beide benutzen Nilboote. Aber welche Kluft trennt die Regierungsschiffer von den Ansässigen! Es ist, wie wenn heut der Kapitän eines Japandampfers und der Ferge von der Heidelberger Stiftsmühle sich begegnen: Sie gehören derselben Welt an, haben aber entgegengesetzte Gesichtspunkte. Die Interpretation unserer Quellen vereinfacht sich, wenn wir das bedenken. Der göttliche Horus und der Pascha Brugsch aus der Residenz lassen sich nur verstehen, wenn ihre Fahrt im Ganzen des Reichs ausdrücklich erklärt wird und zwar jedem lebenden Geschlecht der Ripuarier aufs neue! Sie muß namentlich vorgestellt werden, während der Ost-West-Verkehr sich von selbst versteht.

Alle Erklärung dessen, was von Süden nach Norden oder umgekehrt vor sich geht, reißt nämlich den Hörer heraus aus seinen fünf Sinnen, die schon bei der nächsten der hunderttausend Windungen des Strombettes enden. Die Erklärungen verschleppen ihn in einen Raum hinein, der abstrakt ist, auf Fahrten, die

Veränderungen androhen wie eben jener die Jahrtausende aufscheuchende Raub der heiligen Mumien durch den Pascha, und in Ereignisse, die weder alle Tage noch für alle gelten. Die Nöte flußauf oder flußab mußten den Ripuariern *vermittelt* werden. Dazu aber bedurfte es der Autorität, der Namen und Tage, der Zeichen und Bräuche. Horus, Horit, Sopdit, Sopdu, Isis, Osiris waren astropolitische Begriffe, so wie der Leib des ja ganz unsinnlichen Riesenreiches selber. Für sie alle mußte das Reden dem Erfahren vorausgehen, während das Erfahren des Uferverkehrs der Rede vorauslag.

Daher wurde der Aufblick zur Sonne täglich stillschweigend durch jedermanns schweigende und persönliche Akte gefördert. „Sonne" und „Tag" schrieb daher der Ägypter mit ein und demselben Zeichen. Aber die großen Jahresbewegungen von Kaiser und Reich, von Obeliskentransport und Nilschwelle bedurften gewaltigerer Auszeichnung. Der Sonne hätte niemand Pyramiden zu bauen gehabt. Aber die Vereinigung von Süden und Norden war jeweils die Fron einer Pyramide wert. Hier also entsprang die politische Utopie des einzelnen Ägypters: „Gib mir möglichst viel Sonnentage und Mondnächte. Verschone mich hingegen mit den Pyramiden!" Die harte Wirklichkeit aber lautete genau umgekehrt: „Ohne Vereinigung von Nord und Süd und aller Nilbewohner in einem Tausendfuß, also ohne die schrecklichen Opfer für die Pyramiden, bist Du in Deinem Gärtchen am Strom unfähig, die Flut zu überleben." So erschollen die Stimme und Gegenstimme bereits in der Rede Ipu des Edlen beim Zusammenbruch des ersten Pyramidenreichs nach dem Tode des Phiops. Bis auf den heutigen Tag hängt aber der Sinn des Namens Ägypten an den Nord-Süd-Prozessen. Diese sind nie „von selbst" gesichert. Sie können ausbleiben. Die Einheit könnte zerstört werden. Der Streit mit Nubien um das Nilwasser, die Debatten über den Assuandamm verkünden das bis heute. Nubien oder das Delta könnten abgeschnitten werden. Das brächte den Begriff Ägypten zum Erliegen. Nur wer das Nilwasser weise auch über magere Jahre mit niederer Flut „ökonomisierte", war Meister des Niltals.

So war von jeher etwas doppeltes zu leisten: 1. Von Assuan bis zum Delta war eine und dieselbe Erfahrung künstlich allen nahezubringen, gegen ihre fünf Sinne. 2. Dieser gemeinschaftliche Sinn von Süd und Nord, der den fünf Sinnen widersprach, mußte mit dem, was der Anrainer im Himmel und auf dem Nil zwischen Ost und West erfuhr, unaufhörlich ausgeglichen werden. Das Unsichtbare, die Nord-Süd-Achse, mußte mit Hilfe der sichtbaren Ost-West-Achse popularisiert werden!

Alles was die Sonne in Ägypten betrifft, ist deshalb ein demokratisierendes, sekundäres Hilfsmittel, um die Herrschaft des Falken, seiner Mutter und seines Vaters zu rechtfertigen. Der Stern der Jahres-Nilschwelle, Sirius, und gerade nicht der Stern des Tages, Helios, hat Ägypten aus dem Zufall emporgehoben in ein Ereignis. Aber Horus und Sopdit konnten den gemeinen Mann nie ansprechen. Sie konnte er nur an ihren Früchten erkennen. Für seinen Individualver-

stand mußten sie sich vor ihm immer neu auf die Herren seines Alltags, Sonne und Mond, berufen, auf den Weg der Sonne und auf den des Segels, mit dem er den Nil überkreuzt. Durchdringen mußten sich zwei entgegengesetzte Ideologien, die des regierenden Hauses von Horus und Seth und die der Ripuarier. Dank der einen Ideologie setzte ein Frauenzimmer die im Himmel unmögliche Vereinigung von Nordpolarstern und Südhimmel auf Erden in Kraft. Dank der anderen verklärte sich diese Tat den Uferanliegern zur Garantie ihres eigenen Rhythmus zwischen den 8 Monaten auf ihrem Eigentum unter Sonne und Mond und den 4 Monaten Frondienst auf dem Flusse von Nubien bis zum Delta für die Bauten des Horus. Beide „Ideologien" wurden von *einem* Horizont, *einem* Gesichtskreis begrenzt, der jedem der Beteiligten seinen Gesichtspunkt auf diesem Kreis freigab. Wir dringen hier über die unhaltbar simplifizierende Rede von der Ideologie hinaus, mit der die Schulmeister der Marxisten oder Hegelianer die wirkliche Gedankenflut lebender Völker zu beschreiben wagen. Den Horizont oder Gesichtskreis nennt der Ägypter Achet, und wir haben nun zu zeigen, daß die Ägypter nicht auf die plumpe Ideologie eines Standpunktes ihr Reich gegründet haben, sondern auf die widerspruchsvolle Fülle des „Achet", des Horizonts, in dem sich mehrere Ideologien ausleben konnten. Da erst fängt Politik an!

Im Achet vereinigten sich Sonne und Sopdit, Horus und Sonne, Helios und Luna, Isis-Osiris und Mond, Sopdu und Sopdit, Orion und Sirius, der jeweils die Isis ersetzende Zehntagedekan und Helios usw. usw. Der Achet hielt die Ripuarier und die Politiker zusammen und verankerte in den Begriffen der Alltagskinder die feiertägliche Vereinigung der Länder durch Horus.

Im „Horizont" trafen sich Natur und Gesellschaft. Denn er war ja kosmisch und politisch zugleich, weil ein sterblicher Landesherr kosmische Ordnung vollzog und dadurch alle Landesbewohner vergottete. Darum läßt sich Achet weder rein astronomisch deuten, noch ist er dem Falkenflug eines Clantotem entnommen. Auch der Ausdruck „Skyworld", Himmelswelt der Anthropologen, der in suggestiver Weise geprägt worden ist, soll deshalb hier nicht benutzt werden, weil die Quellen ihn nicht kennen.

Astronomie, Totemismus, Skyworld sind moderne Hilfskonstruktionen: und sie waren vorübergehend alle nützlich, denn sie haben unser Vermögen gesteigert, in den Ägyptern unsere eigene Not wieder anzuerkennen. Diese Not aber besagt: kein politischer Verband kann auf einer einzigen Ideologie ausruhen!

Dieser — immer wahre, aber seit der Aufklärung verleugnete — Satz wird für die ägyptische Ökonomie zum Schlüssel. Aber alle Wirtschaftsweisheit, welche Geschichte nicht als Museum behandelt, kann diesen Schlüssel gut brauchen, nämlich das Axiom, daß erst die Aussöhnung widerstreitender Ideologien das Leben jedes politischen Verbandes ausmacht.

Auch wir selber, einschließlich der Ägyptologen, zerfallen in examinierende „Mandarinen" und examinierte „Adepten", in vereinsamte Großmütter und

umworbene Mädchen, in Manager und Arbeitskräfte usw. usw., in Regierungen und Soldaten. Auch wir haben mithin viele Gegensatzpaare der Ideologie, *von denen keine an sich recht hat,* mit einander auszusöhnen.

Sobald wir diese doppelte Brechung der Wirklichkeit zugestehen, gliedert sich Ägyptens Gesichtskreis in vier Aspekte. In jedem Aspekt wird derselbe gesamte Kreis mit einer Verschiebung von 90° sozusagen von je einem Punkt auf der Peripherie her bestrichen. Immer wird der ganze Kreis zu deuten behauptet, aber jedesmal von einer anderen Exzentrik her.

1. Die Geschichte beginnt dank des Anrufs des Horus, der Sonne und Mond auf seinen Flügeln von Syene bis Pelusium trägt und das große Gebot verkündet: *ein* Himmel entrollt sich über alle Gaue. Werdet seßhaft! Dank dieses Himmels treffen sich nun alle eure Anmarschwege innerhalb unseres neuen Himmelreiches auf Erden. Der Hunger der nahrungsuchenden Nomaden ist zu Ende für den, der seßhaft wird!

In dieser heroischen Zeit Ägyptens gründet sich aus dem Gefolge des Horus das Große Haus seiner Delegierten auf Erden; es bestellt die Delegierten des Neujahrssternes Sopdit, alle zehn Tage einen anderen Lieutenant, eine andere Statthalterin dieser Sopdit, und es stellt Priester auf, in jedem Gau der Länder den einen Himmel zu beobachten. Sie setzt über hunderttausende Morgen Ackerlandes eine einzige Schrift zur Abmarkung des Eigentums der Götter und der Einwohner des Göttergeschenks, des Ackerbodens. Sie läßt die mystische Hochzeit ergehen, mystisch und pervers, in der die Göttin den Gott samenkräftig macht, den in die Fetzen des Landes zerstückten Leichnam des Osiris. Isis, die Sitzende, setzt sich auf Osiris. Hathor, die Himmelskuh, entläßt Horus aus ihrem Schoß, damit er die Erdländer hindurch Sonne und Mond aus dem Himmel trage und so ihren Himmel auf die Erde bringe.

Insgeheim steigt Osiris auf in die Isis; offen fliegt Horus hinab aus der Hathor. Ein und dieselbe Himmlische hält einmal geduldig stand dem Zerfall des Dschungels unten; mit ihrer Träne schwillt sie die Samenflut, so daß aus Bodenfetzen in der Überschwemmung Erdreich werden kann. Und zum anderen gebiert dieselbe Himmlische den ungeheuren Zauber, der Horus ermächtigt, auf Erden das zu tun, was im Himmel nicht geschieht (also gerade umgekehrt wie im Vaterunser!), die Gestirne und den eigenen Speer gegen Seth, gegen Mitternacht, gegen den großen Schenkel im Nordhimmel zu tragen. Gewiß, Seth bleibt übrig, denn die Sterne um den Nordpol widerstehen. Sie spotten der Observanzen und Theorien der Sterndeuter: denn sie gehen nie unter wie alle anderen Sterne. Daher bedarf es der unauslöschlichen Fehde des Horus gegen den Seth, und Pharao muß auch Seth ehren. Denn unerschütterlich ist auch Seth; die Dürre außerhalb der Überschwemmung beweist auf Erden Seths Vordringen bis tief in den Süden des Landes. Die Unbesiegbarkeit der Zirkumpolarsterne beweist seine endlose Anwesenheit im Himmel. Die Schwester des Horus schaut daher nächstens auch Seth. Pharaos Weib heißt deshalb notwendig: die den

Horus und Seth schaut, denn sonst gründeten sie ja nicht das Haus der gesamten Himmelsmächte, wie doch ihre Verheißung lautet.

Ohne Horus und Seth und die Flügel des Falken, die Sonne und Mond tragen, kein „Erdreich". Daher müssen beider Götter Einflußsphären in der Vereinigung der Länder mit einer Stimme organisiert werden. Dem Titel der Pharaonin „Die den Horus und Seth schaut" entsprach das Einsetzen des Einen „Sprachrohrs" — was wir höchst kümmerlich Luftröhre nennen — in die zwei Gebotseinheiten Ober- und Unterägypten. Auch Byblos, weit im Norden, nach dem unsere „Bibel" heißt, wurde in den Schöpfungsakt der ersten Dynastie einbezogen. Also bis beinahe Kleinasien reichte der Eine Himmel. Denn dies Reich war auf Vollständigkeit gegründet. Die Vereinigung der zwei Länder wurde an jedem Doppelthron, den ein Pharao oder eine Pharaonin bestieg, abgebildet, als das an diese armseligen Erdschollen ergehende Zaubergebot: Vereinigt Euch. Im Märchen werden die Glieder eines Menschen zerstückt in den Kessel geworfen, und die Hexe beschwört den Toten, eines Leibes zu genesen; genau so wirkt der Zauber der einen Stimme über Ägypten, die Horus aus dem Himmel über die zerstückten Glieder der Erde ruft, wenn die Sterne am Himmel richtig scheinen, wenn die Flut steigt und der Phallus des Osiris sich zu allen seinen Prachten erhebt und an der Nilschwelle am Nilmesser sein gewaltiges Ellenmaß sich vielleicht zuerst an dem Dedpfeiler ermaß.

Alles dies ist schon unlösliche Einheitsprache der heroischen Stifterzeit des Anfangs. Vorher gab es Ägypten nicht. Nun war es da; ob der erste Pharao Menes hieß oder nicht, spielt dabei nur eine sekundäre Rolle.

2. Epoche zwei: Die Wohltaten reichlicher Nahrung, die aus der Siedlung in Permanenz stammten, waren nun von den überwältigten Gaubewohnern lang genug eingeheimst. Sie war man gewohnt. Aber die Lasten für die Zentralregierung an Tempelbauten durch Fronden während der Flutzeit schienen nach wie vor ungewohnt. Die Hunderttausende, die jeden Juli ihre Gärten verließen, um zu mauern und zu bauen, verlangten eine sie einbeziehende verbindliche Erklärung. Das Tagesgestirn Ra — wir wollen ihn des Geschlechtsunterschiedes wegen wie in Schillers Vers:

„Die Sonne, Helios der Griechen"

Helios nennen — stellte diese Verbindung her. Der Horizont und des Horus Horizont trafen sich in Helios Horachte. In diesem Titel stehen Helios und Horus in einem und demselben Achet; wie das sich vollzog, wird uns noch beschäftigen. Für das Volk kam zuerst das Ergebnis, daß es sich vollzog. Helios wurde aus seinen 24 Stunden heraufgezaubert in die ewige Kosmogonie einer Entstehung von Himmel, Luftraum und Erde. Die Neungötter von On, der Heliosstadt, umrahmten nun Ra, so daß von dem alltäglichen politisch bedeutungslosen Sonnenball Universalgeschichte gefabelt werden konnte. Aus dieser Neunheit blieb das Staatsgeheimnis, blieb Pharao Horus draußen. Aber der

großen Titulatur des Herrschers wird nun zugesetzt: „Sohn des Ra", was die Griechen übrigens nicht mit „heliosenstammt", sondern mit „Zeusgeboren" übersetzt haben, Diogenes. Helios hatte also nun eine kosmogonische Stammesgenealogie von Ahnen erworben. Und er trat dank dieser in das Große Haus des Pharao, der Kaiserin, des Seth, der Sopdit, Isis, Nephthys ein, denn die hatten schon immer weltweite Bögen über Nord und Süd gespannt. Ra begann vorsichtig mit Osiris zu wetteifern, der ja der Vater des Horus war. Der Brückenschlag aus Reichsliturgie hinüber in Alltagserfahrung war also — und blieb! — durchaus zweideutig und unvollkommen. Entsprechend haben die Griechen den Helios mit Zeus, Horus aber mit dem Fernhintreffer Apollo gleichgesetzt. In Hellas ist die Rechnung zwischen dem großen Gott Apollo und dem höchst bescheidenen Helios nie ineinander aufgegangen. Aber dort gab es ganz andere dringendere Widersprüche. Hingegen ist der Widerspruch von Ra und Osiris als Vater des Horus zum Schicksal Ägyptens geworden. Zunächst wurde dem Helios der Bruder der Sopdit, Sopdu, geopfert. Sopdits Vereinigung mit Ra auf der Spitze der seit der Dritten Dynastie angestrebten und hernach vollendeten Pyramiden war die liturgische Meistertat, die ihre kosmische Vereinigung mit ihrem gleich zu erörternden anfänglichen Brudergatten Sopdu am Himmel ersetzte. Sie mußte sie ersetzen, denn auf Erden gibt es naturgemäß das Pyramidenlicht des Sopdu nicht. Seitdem also Imhotep Wege fand, Sopdus Phänomen aus dem Himmel auf die Erde in Gestalt eines Bauwerks zu verpflanzen, da ließ sich diese „Projektion" nur noch auf Sirius und Helios, auf Sopdit und Ra beziehen.

Aber wer war denn der „verschwundene" Sopdu, den sein Name zu Sopdit stellt, und den die Pyramidentexte noch mit ihr parallel schalten? Ihn hat nicht nur Brugsch, sondern auch Bissing als „Urgott" reklamiert.

Etwa an dreihundert Tagen des Jahres ist auf der Breite von Memphis, bei 30°, über das Erdenrund eine Silberlichtfläche sichtbar, ein gewaltiges, oben abgestumpftes Dreieck. Über Hatschepsuts Tempel in Deir-el-Bahri habe ich seine Spitze selber bei der Sopdit, das ist dem Sirius, erblickt und an zwei Abenden und einem Morgen gesehen, wie seine Basis in den Horizont einmündet. Dies Dreieck bedeckt etwa ein Zwölftel der über der Wüste sich breitenden ungeheuren Halbkugel des Firmaments. Alexander von Humboldt beschrieb es in Arizona als „pyramidenförmigen" Lichtschein. Weil man es über Europa nur ausnahmsweise erblickt, empfing es 1611 bei seiner Wiederentdeckung den nichtssagenden Namen „Zodiakallicht". Dieser abstruse Name wiederum verhinderte seine Wahrnehmung durch die Philologen als Grundelement des Niltalhimmels. Als Heinrich Brugsch 1894 kurz vor seinem Tod die Relation Sopdit-Sopdu erkannte, verhallte seine Stimme gegen den Lärm der damals sich erhebenden Erman-Schule, die nur Unsinn in dem alten „Aberglauben" fand. Brugsch hat damals wehklagend ausgerufen, es bedeute das Ende der Ägyptologie, was diesen Grammatikern der Anfang schien. Aber in Sachen Sopdu sind die Ermania-

ner sagar gegen ihre geheiligsten eigenen Grundsätze mit Sopdu verfahren. Hier war ein Gott Sopdu, der neben Sopdit gehören muß. Beider Namen werden mit dem spitzen Dreieck determiniert, d. h. mit einer primitiven Vorform der Pyramide, nämlich mit der am Himmel geschauten Form des Pyramidenlichts, die ja auf Jahrhunderte nach diesem Schriftzeichen her erst noch auf die Erde zu bringen blieb.

Das zweite determinierende Bild der Sopdit ist der Stern, aber für Sopdu ist es ein kauernder Horusfalke. Wie sinngemäß! Zum Unterschied von allen anderen Himmelszeichen rückt und rührt sich das Zodiakallicht nicht von der Stelle. Während also der Flügelfalke Sonne und Mond von Süden nach Norden trägt, bedeckt Sopdu ewig die gleiche Himmelsfläche. Diesen großen Urgott Sopdu, durch Sopdit klärlich in das Allerheiligste der Reichswelt gebettet, hat die Ermanschule zu einem „Gaugott" geniedert und ihn ferner für ausgeborgt aus dem Semitischen erklärt. Die Anbetung des Pyramidenlichts in seinem Tempel im Ostgau hat Günter Röder wegexpliziert: die Lichtstrahlen kämen von einem Kohlenbecken! Nun haben doch die Sterndeuter Pharaos jedes Sternbild katalogisiert, jeden Planeten, die 36 Dekane, die Tierkreisbilder. Aber man leugnet, daß sie das Pyramidallicht wahrgenommen hätten, das ungeheuere Flächen bedeckt, mit der Ausrede, daß es nicht täglich, sondern nur an 300 von 365 Tagen zu sehen sei. Nie haben Reichsgründer „die Sonne" oder „Lokalgötter" verehrt; denn beide eignen sich nur für die Tagesordnung, nicht aber für ein ewiges Reich. Aber die modernen Aufklärer haben die eigene Beobachtung, die Sprache, die Schrift, das System, wie sie es selber lehren, in diesem Falle verleugnet. Sopdus Verehrung blieb, wurde aber zurückgedrängt, weil die Pyramide auf Erden ja auch im Licht des Helios stand.

Es verlor das nur nächtliche Pyramidenlicht Sopdu seinen Rang neben der Sopdit an Ra, sobald eine Pyramide auf Erden gelungen war. Diese Pyramide im Tageslichte sprach ja den gemeinen Mann an. Die zweite Epoche, die von Heliopolis, versuchte aus der Sonnen- und Monderfahrung der „Ripuarier" die Liturgie zu unterbauen. Aber eines blieb unabdingbar: die Gotteskraft des Horus im Horizonte über das ganze Land. Daher mußte Horus sowohl Ra wie seinem Vater Osiris überlegen bleiben, und Osiris dankt erst dem von Horus ihm verliehenen Auge des Horus seine Vollmacht im Jenseits. Aber der 24-Stundentag wird nun in die Sonnenbahnstationen geteilt. Ein Riesengebirge im Norden wird jetzt vermutet, hinter dem Helios durch die Mitte der Nacht von Westen nach Osten unbemerkt zurückfährt. Diese Periode der Übertragung der Horus und Seth-Monarchie in die Sonnendemokratie führte zu fast sklavischer Imitation der Horusriten durch den Sonnenritus der Theologen. Z. B. war des Horus jährliche oder zweijährliche Fahrt in der Prunkbarke den Nil hinunter begleitet von den ihn bedrohenden Speeren des Seth und der Sethanhänger, Gau um Gau. Das war liturgischer Ernst. Nunmehr wurde auch der Sonne, d. h. dem Ra, ein Boot, freilich nur ein Tagesboot zugeschrieben. Das war Legende, er-

baulich und allegorisch. Naturgemäß konnte von dieser Barke aus Horus nicht den Seth angreifen. Wie half man sich? Ra nahm nun den Seth an Bord, den Gott der Dürre, damit er seinerseits die Ungeheuer des Himmelsstroms vom Schiff aus attackiere! Dies eine Beispiel der Übertragung mag eine Vorstellung von der ägyptischen Stufe geben, die etwa dem davidisch-salomonischen Tempelbau für die Israeliten entspricht. Aus sich selber heraus war dieser Kampf des Seth gegen den Apophis, der die Sonnenbarke angreife, sinnlos. Aber der Untertanen Gott Helios sollte in das Reich eingebaut werden. In dem Dilemma zwischen Fellachen und Pharaonen wird der Wahrspruch für diese Lösung nicht auf „sinnlos" lauten. Diese Sonnenkultphase steht freilich zu sehr im Vordergrund aller heutigen Vorstellungen über Ägypten. Die Ägypter selber wurden umso mehr getrieben, diese Phase auf das Universum auszudehnen, seitdem das Wissen um die weiten Grenzen der wirklichen Welt Rücksicht forderte. Horus reiste nur vom ersten Katarakt bis zum Meere und höchstens bis Byblos. Aber die Sonne schien auch außerhalb des Niltals. Dadurch wurde der Himmel und die Erde, die Horus vereinte und die politisch die Grundlage der Herrschaft blieben, kleiner als der Himmel des Ra und die Erde, die er beschien.

Als siebzig einzelne Pyramiden gebaut waren, Fremdherrscher im Namen des Seth regiert hatten, ermattete die Pyramidenleidenschaft, und man sparte nun die Frohnden der Untertanen für diese Riesenbauten, indem der Westberg über Theben ein für allemal als Gabe des Ra-Amon, des Gottes des Äthers, zum Ersatz der vielen Pyramiden ward und am Fuß dieser Bergwand zwei Dutzend Pharaonen beheimaten konnte. Wir wollen aber hier auf die Ammonsphase nicht weiter eingehen. Sie steht in den meisten Kunstgeschichten ohnehin im Vordergrunde des Interesses. Uns interessiert hier mehr die weitere Stufe, mit der sich das Reich von seiner ersten, der Horusstufe am weitesten entfernt hat.

3. Die höchste Aufgipflung des Kampfes gegen Horus fand mit der Gründung Tell Amarnas statt. Tell Amarna war nämlich der Versuch, die Dynamik des Horus, der die Sonne trägt, durch das still stehende magische Quadrat zu ersetzen, in das Pharao die Sonne ein für alle mal zu bannen hoffte. Wohin baute man Tell Amarna? Niemand scheint diese Frage aller Fragen gefragt zu haben. Ich habe mir die Mühe gemacht, den wirklichen Lauf des Nils auszumessen, eine Mühe, die sich niemand bisher genommen zu haben scheint. Indem wir uns fragen, wie die Errichtung Tell Amarnas dem Achet, dem Gesichtskreis aller Ägypter helfen sollte, werden wir in die Epoche hineingeführt, in der Ägypten seinen bisherigen guten Glauben aufs Spiel setzte und verlor! Wir hoffen damit den Achet Ägyptens sowohl nach vorwärts gegen Israel wie nach rückwärts gegen die Stämme neu abzugrenzen. Vermöchten wir das, dann wäre unsere Universalgeschichte aus echten Notwendigkeiten getürmt. Wir wollen wegen dieser schweren Verantwortung erst einmal rückwärts schreiten, nämlich von Moses' Auszug aus Ägypten um 1280 zur ersten Feier des Großen Jahres 1320 und dann von der Regierung Horemhabs 1350 zur Erbauung Tell Amarnas durch Echnaton

1358. Von da aber wird Licht fallen auf die Revolutionen der älteren Zeit, am Ende der 6. Dynastie, bei Erbauung der Pyramiden, ja bei der Stiftung von Memphis. Nach dem Jahre 1320 verließ der Professor der ägyptischen Göttergelehrtheit Moses trotz seines gut ägyptischen Namens seine Heimat und seine „Universität" in Ägypten. Über den Himmel griff er (Juden und Christen verehren Gott als „supercaelestis"). Denn diesen Moses hatte der Gott ergriffen, der seine Kinder in Himmel und Erde hineinschafft. Dieser Glaube kostete den Moses seine Heimat. Ägypten aber, indem es den Moses verlor, verlor seine freie Zukunft auf mehr als ein anderes Großes Jahr. Das erste große Jahr von 1460 Sonnenjahren hat Moses 1320 mitgefeiert. Es kam also damals derselbe Sonnen- und Sternenstand am Himmel zurück, der 2780 „unter Menes" zu sehen war, als Sopdit und die Nilschwelle zuerst Himmel und Erde ihr Gesetz enthüllten. Dieser wirkliche Eintritt des sogenannten Annus Magnus wird Moses an einer freien Zukunft in Ägypten haben verzweifeln machen. So ging er außer Landes. Denn seit Horemhab, der General mit dem Horus im Namen, die Reformen des Echnaton beseitigt hatte, waren nur die alten Wege des Horus über Ägyptenland willkommen. Ein unausweichliches Durchfahren derselben Geleise auf wieder 1460 Jahre drohte. Mit Entsetzen rückte man von dem kurz vorher unternommenen Versuch ab, sich zu erneuern und ein ägyptisches Reich ohne Horus zu regieren. Gerade das hatte Echnaton versucht, vielleicht gerade in Erwartung des Magnus Annus. Nicht nur blieb er selber nicht mehr Horus; sogar das Kompromiß zwischen Ra und Horus, im Titel Re-Horachte, zerschliß er. Aus „Horus im Horizonte" machte Echnaton „Der Herr der beiden Horizonte" und ließ Horus fort.

Damit führt uns der Rückblick auf die Kernsprache Ägyptens zurück. Der Leser muß nicht glauben, daß sich Echnatons Reform in der Ausrottung des Horushorizonts erschöpfte. Im Gegenteil: einen ganz neuen Horizont zur Lösung des Reichsdilemmas von Sonnentag und Niljahr glaubte er zu entdecken. So werden wir erst Echnatons eigenen Horizont besichtigen. Durch ihn aber werden wir auf die Tage des Cheops, des Snofri und Djoser zurückverwiesen, und schließlich werden uns die Augen für den Gesichtskreis der Urzeit Ahas und Narmers geöffnet werden.

Echnaton hat nämlich eine Horizontstadt erbaut. Die Herrscher der dritten, vierten und fünften Dynastie haben Pyramiden als Horizonte errichtet. Aber bereits die Banner, die um die ersten Pharaonen flatterten, bevor sie in Stein bauten, umwehten den Reichshorizont. Banner, Pyramiden, Tell Amarna — alle drei werden hervorgetrieben von dem Ringen um den Achet, den Gesichtskreis.

Ich will übrigens zufrieden sein, wenn meine Frage nach dem Gestaltenwandel des Achet von den Ägyptologen einmal ernst genommen wird. Ich halte ihre Fragen für weniger wichtig als meine. Aber ich schreibe ihnen gern das bessere Recht zu, meine Frage zu beantworten. Bisher hat die alle Epochen Ägyptens durchziehende Einheit des Achet auf die Gelehrsamkeit keinen Eindruck gemacht.

1. Die Banner, die Pyramiden, die Stadt werden getrennt behandelt. Diese Aufdröselung verbarg den Sinn der drei einzelnen Lösungsversuche. Die Banner Frühägyptens mußten als „lokale" Götterzeichen, Gauembleme, zu den afrikanischen Negertotems hingerückt werden, und das tat man den Zeichen an, mit denen sich zuerst ein seßhaftes Reich gegen Nomaden heraushob.

2. Die Pyramiden mußten „aus sich selbst heraus" erklärt werden. Die Schwachsinnigen und die Tiefsinnigen lasen der Welt Geheimnisse in sie hinein. Die Aufgeklärten wußten nichts über sie zu sagen außer, sie seien Verschwendung, oder, so die pragmatischen Zyniker: „Der Primitive" wollte einen Berg errichten.

3. Indem man Echnatons Stadt isoliert betrachtete, wurde ihr Kunststil vor allem wichtig genommen. Ihr „Horizont" wurde irgendwo in einer Anmerkung erwähnt und verlor seinen Zusammenhang. Wir aber wissen schon, daß eine vierte Gestalt des Achet in dem ersten Satz der Fünf Bücher Moses sich Luft gemacht hat. So wie Jesus aus Israel kam oder Marx aus dem Hegelianismus, so stammte das Denken des Moses aus Ägypten. Also verknüpft gerade der Achet die Sondergeschichte Ägyptens mit der Universalgeschichte. Wie wenn er einst auch von den Fellachen und Beduinen die eigene Welt Ägyptens abhob? Fellachen und Beduinen hatten keinen Achet, Israel durchbrach ihn. Was war er?

Heinrich Schäfer hat auf einen Text hingewiesen, der ihn herrlich verdichtet: da wird dem Helios nachgerühmt: „Du durchfährst die Breite der Länge des Himmels." Damit wird dem Ra höflich aber deutlich gesagt: „Die Länge der Länge des Himmels durchfährst Du nicht." Das mußte nämlich der Mann-Gott Pharao tun. Denn das konnte Helios nicht!

Der erste Manngott, den wir dieserhalb befragen wollen, ist Echnaton (gest. 1358). Wir befragen ihn; denn mehr als jeder andere hat er die Sonne geehrt. Ihre Strahlen endeten auf seinen Malereien und Skulpturen in seinen Fingern. Aton, die Sonnenscheibe, tauschte er ein gegen Ammon. Die Bücher sagen, er sei Monotheist geworden im Kult einzig der Sonnenscheibe. Er verzichtete auf seine Zukunft im Jenseits als Osiris, und sein Grab sollte nicht auf der Westseite des Tals bei den Toten liegen, sondern bei der aufgehenden Sonne am Ostrande. Daß er Horus ausradierte, habe ich schon berichtet.

Nun sogar dieser Echnaton hat sich nicht einfach vor der Sonne niedergeworfen. Auch er hat statt der Sonne dem Achet gehuldigt. Er baute eine Heilige Stadt von 14 Kilometern im Quadrat. Und er gab ihr den Namen: Achet, Horizont! Er leistete einen Schwur, niemals diesen Horizont zu überschreiten. Er wiederholte diesen Schwur. Mithin bannte er seinen Gott Aton hinein in diesen Achet. Dieser Himmelshorizont, in den er, ein lebender Leichnam, sich einmauerte, hatte als Breite seiner Länge den Abstand von Fels zu Fels auf beiden Ufern des Nils. Der König versicherte auf seinen Grenzsteinen, daß er die Länge der Länge — also die Nord-Süd-Linie — ebenso gemacht habe. Eine moderne Nachprüfung durch die britischen Geodäten hat ergeben, daß Echnaton recht

hat: der Fehler in der Quadratmessung auf 4 mal 14,000 Meter beträgt weniger als ein Tausendstel, obwohl das Gelände höchst gebirgig und irregulär ist. Man war eben im Jahre 1360 beinahe am Ende des ersten Großen Jahres und meisterte allerdings den Raum. Jeder Glaube kommt an sein Ziel; so auch der der Ägypter, Echnaton übertrieb noch die Präzision der Pyramidenbauer.

Wir tun aber recht daran, beide zu vergleichen. Denn seine Stadt sollte alles bisherige, die Pyramiden und die thebanische Nekropole, übertreffen.

Echnatons Bezirk übernahm die Funktion dieser und aller anderen Pyramiden ein für alle mal. Anstatt einer Basis von 768 Quadratfuß für die Cheopspyramide maß sein heiliger Bezirk 196 Quadratkilometer. Die Pyramide des Snofru hieß Achet. Wir dürfen hinzulesen „Snofrus Achet". Der Bezirk des Echnaton, des Lieblings des Aton, aber nennen wir leider El Amarna und versperren uns damit den Zugang zu seinem Sinn. Echnaton nannte seine Stadt Achetaton, Horizont des Aton. Wo Snofru nur seines eigenen Horizontes Meisterschaft erwies, warf Echnaton den Gesichtskreis um Aton den Ewigen.

Der Name Achet-Aton zwingt uns, die Gründung des Pharao Echnaton in die Achets aller Pharaonen hineinzurücken. Damit wird aber erst die dringendste Frage: Wo hat der unselige König sein Horizontschloß hingebaut? Arthur Weigall, Leiter des ägyptischen Grabungsdienstes, schrieb munter: 160 Meilen südlich Kairo. Bonnet schrieb: irgendwohin, wo noch kein anderer Gott Tempel besaß. Ist das alles? Die geodätische Zauberkunst, die 196 Quadratkilometer mit $^1/_{1000}$ Irrtum vermaß, sollte uns stutzig machen. W. H. Gardiner hat neulich an Sethes Satz gemahnt, daß der Gau von Elephantine in die heiligen Grenzen Ägyptens vielleicht nicht hineinrechnete; denn sein Name bedeute „nubisches Land". Sethe hielt dafür, das eigentliche Ägypten sei vom Tempel des Horus Behedit in Edfu an berechnet worden, nicht aber vom ersten Katarakt ab. In diesem Zusammenhang erwähne ich den nie ausgewerteten Kopfstein der Khenzerpyramide aus der XII. Dynastie. Auf ihm erscheint nämlich gerade Horus der Behedite zweimal auf jeder Seite, also achtmal im Ganzen. Darin spricht sich aus, daß er dem Pharao den Horizont verschaffe, in dem er ruhen wollte. Dieser Horus trug ja Sonne und Mond durch sein Reich von Behedet bis Behedet. Dies führt auf die Lösung der Ortswahl Achetatons. Vielleicht mußte Echnaton sein Reich bestimmen nach dem nördlichsten und südlichsten Punkt seiner Herrschaft, so wie sie Horus der Behedite erflog in seinem „Progressus" alle zwei Jahre, wenn er den Einen Himmel über allen Gauen entrollte. Denn in der Tat, von dem Bezirk Achet-Aton zu der Stadt des Behedit am Mittelmeer ist die Entfernung in Flußkilometern 500 bis 521; und von Echnatons Bezirk nach Süden bis zu Horus dem Behediten in Edfu sind es 514,5 bis 528,5 Flußkilometer. Die Schwankungen gehen auf Varianten im Flußlauf des Nils zurück und auf die 14 Kilometer im Bezirke selber. Man wird also sagen müssen, daß Altägypten von Behedit bis Behedit, wie es Alan Gardiner vor uns hingestellt hat, seine genaue Mitte im Horizont des Aton besaß, und wir werden

weiter sagen müssen, daß diese genaue Ermessung des Niltals auf über eintausend Kilometer eine Leistung war, die erst in dieser reifen Endzeit des ersten Großjahres gelingen konnte. Mit anderen Worten: in der Vermessung des Reichsmittelpunktes Achetaton hat kein Schwärmer sich etwas ausgedacht. Nein, die Raumleistungen von 1400 Jahren drängten nach ihrer Krönung. An die Stelle jährlicher Erkämpfung und nur annähernder Bemühung durch Horus sollte der ruhige Besitz von dem nun endlich gefundenen und nachgewiesenen Lichtmittelpunkte her treten. Die Horusdiener hatten in der Errichtung des Achet ihre Schuldigkeit getan. Nun lag das Land im Strahlenglanze, und die Ordnung konnte endgültig werden. So kam es zu dem wahnsinnigen Eid, sich in diesen endgültigen Horizont einzumauern und hier zu leben und zu sterben. Die Großreiche, die den Himmel auf die Erde bringen, verfallen der „Übermacht der Räume". Den Echnaton hat diese Übermacht wahnsinnig gemacht. Es war ein Wahnsinn des Hochmuts und der Demut in einem Atem, aber ich bestehe darauf, daß, was Wahnsinn war, doch Methode hatte. Hätte Echnaton vor Wiederkehr des Magnus Annus nicht aufbegehrt, hätte niemand in 1460 Jahren den Versuch gemacht, das Dasein neu zu gewinnen, und sich der wirklichen Welt anzuschließen, dann wären die Ägypter keine Menschen, die uns angingen! Auch das Mittel des Echnaton, das Wegwerfen seiner Horusmaske, also die eigene Entgöttlichung zu Gunsten der Sonne, war wie alle Demut ein großartiges Mittel. Daß er sich lebend in den Raum einschloß, statt wie Moses aus dem Raum in die freie Zeit auszubrechen, war sein Los als Pharao, als das Große Haus, als das Mitglied der Götterfamilie. Nur das Haus, also die Raumherrschaft gab ihm ja die regierende Stimme. Sogar noch Konstantin mußte von Rom fort, um „die Götter des Landes" los zu werden, und das war 1690 Jahre nach Echnaton!

Erfolglos ist nicht sinnlos; und deshalb wiederhole ich, daß Echnaton und Moses zusammengehören und daß ohne Echnaton die Zauberer des Pharao nicht meine Mitmenschen wären.

Natürlich mag man die Gleichheit des Kilometerstandes gen Norden und gen Süden für Zufall erklären. Da Tell Amarna leider meistens von Spezialkennern des Neuen Reiches betreut wird, so werden sie meine Einheitsstruktur des Achet durch alle Jahrhunderte unbewiesen finden und weiter von dem arabischen Amarna statt von dem originalen Achetaton schreiben. Amarna liegt eben für sie irgendwo zwischen Alexandria und Assuan. Aber Achetaton liegt halbwegs zwischen Behedit und Behedit des siegreichen Falken Horus, 514 Kilometer in beiden Richtungen. „Menes" einte in Memphis zwei sichtbarlich verschiedene Landschaften, Delta und Flußtal, an dem Punkte, wo diese konträren Landschaften aufeinander stoßen. Echnaton wurde nicht von der leiblichen Erfahrung der Landschaften angespornt. Er ließ die Entfernungen berechnen, wie die Landmesser Bompard und Alexander von Humboldt die Erdmeridiane um 1800 berechnet haben. Echnaton gebrauchte den „itro" und fand abstrakt die Länge des Nils. Aber obgleich Echnatons Schau abstrakt war und die des Menes sin-

nenhaft, so stimmten beide darin überein, daß ihnen weder die Sonne noch sonstige kosmische Kräfte zuerst kamen. Sondern Menes und Echnaton blickten auf die historische Vereinigung von Mittagsägypten und Mitternachtsägypten, die vom Gang der Sonne von Ost nach West weder gefördert noch verhindert wird. Kein Sonnenhorizont konnte mithin dem Echnaton die Auslese seines Achetaton lehren. Die lernte er nur durch seinen Respekt für die historische Erschaffung Ägyptens vom einen zum andern Horus Behedit. Nur dieser Respekt brachte die Meisterleistung an Raumpolitik hervor, welche die Bewunderung des britischen Landmesserdienstes hervorrief und die, meine ich, mit ihrem Maße von zweimal 514 Kilometern auch meinen Lesern merkwürdig erscheinen wird.

Denn ist nicht in der Tat dieser Horizontstadt des Echnaton ein letztes gelungen: der ewige Friede zwischen Kosmos und Politik? Die Vermessenheit lag auch hier in der Übermacht des Raumes: Der lebendige Horus-Pharao hätte unermeßlich bleiben müssen. Weil Echnaton sich unter den Pylonen seiner Landmesser begrub, ist Ägypten nach ihm nie mehr gutgläubig gewesen. Die Fremdherrschaft hat alsbald auf Ägypten gelastet. Noch das letzte Königsgeschlecht waren Albanesen. Nasser ist zwar Ägypter, der erste eingeborene Herrscher in Jahrtausenden, aber eine eigene Geschichte gibt es für das Reich zwischen Behedit und Behedit niemals mehr. Soviel ist hier für die ganze übrige Menschheit vorgeleistet worden, daß diese Leistungen uns umso mehr angehen, als wir zu Nomaden zu werden drohen und daher dieses gute Erdreich umso liebevoller festhalten möchten.

Deshalb verlohnt es sich, in die Horizonte noch einmal einzutreten, die Echnaton ersetzen zu können hoffte.

Jede Pyramide ist ein Horizont, so habe ich schon gesagt; „Priester des Horizonts des ‚Chufu'" bildeten ein Kollegium an der Cheopspyramide. Oft hat man gesehen, daß der Eintritt der Pyramide im Norden liegt. Vielleicht sollten wir richtiger sagen, daß sich dort ihr Ausgang befinde. Denn die Erbauer mögen an den Eingang viel weniger gedacht haben als an die Freiheit des Erbauers, nach Norden zu stürmen. Jeder Krönungsstein einer Pyramide, das „Pyramidion", ist in dieser Hinsicht beredt. Wegen der Sonnendogmen der Modernen sind die Inschriften dieser Schlußsteine der Pyramide wenig beachtet worden. Den Mystagogen mit ihren wilden Spekulationen sind sie zu einfach. Die Technischen Sachverständigen Lauer, Edwards, Grinsell, Janßen verschwenden keine Silbe an sie.

Ich finde die Inschriften lehrreich. Aus ihnen spricht der Horizont. Das halte ich für interessant. Horus im Horizont sagt zunächst zu dem Erbauer: „Ich gebe Dir den guten Horizont." Hernach aber gewinnt dieser Horizont selber Sprache und spricht zu Pharao: Du bist nun frei, in irgendeiner Richtung von der Spitze der Pyramide loszugehen: So hoch wie Orion (der sich bei Sonnenuntergang oft dem Zenit nahe findet), so weit nach Norden wie die Zirkumpolarsterne, und nach Osten, Süden, Westen, soweit die Sonne fährt.

Ferner ist es auf diesen Pyramidions niemand anderes denn „Horus im Achet", der die Götterreigen eröffnet all der Götter, die an der Bildung des Achet mitwirken. Mr. Kuntz hat 1921 zu zeigen versucht, daß Horus vom Osthorizont herkam, und es ist wahr, daß Horakthis den Reigen auf der Ostseite eröffnet. Aber wir haben nie in Abrede gestellt, daß die Heliossohnschaft dem Horus auch die Ost-West-Bahn seines „Vaters" öffnete. Gerade darin lag ja der Ausgleich der Horuszeit und der Razeit. Hingegen müssen wir etwas näher bestimmen, was Achet in dem Horusnamen Horachte sagt. Darauf führt uns der schon erwähnte Umstand, daß auf mehreren Pyramiden Horus der Behedit nicht weniger als achtmal erscheint. Dies ist aber der Horus mit den aufgespannten Flügeln, der am nördlichsten und südlichsten Ende des Reiches. Er garantiert mithin den Pyramiden Horizont. Weil die Ägyptologen ein Jahrhundert lang dem Helios die Flügel zuschrieben und also den Ra selbsttätig von Süden nach Norden fliegen ließen, haben sie das Hauptwunder des Horus übersehen und seinen Platz im Zentrum des Reichs nicht begriffen. Als unbegriffen wurde „der" Himmel der Sonne überlassen, während die vielen zerstückten Himmel nur dank des Horus ein Himmel werden konnten und nie durch die Sonne in die ägyptische Politik gekommen wären.

Dem Helios hat kein Astrolog je den ganzen Himmel unterstellt. Neugebauer hat gezeigt, daß Nut nicht die Göttin des ganzen Himmels war, sondern nur der Teil des Himmels in ihr vergottet wurde, den Helios auf seiner Fahrt durchmißt. Damit ist gesagt, daß der Himmel des Horus umfassender war als der des Ra. Da nämlich Helios nur in das Band der Tierkreiszeichen eingezaubert marschiert, ist er nie Herr des ganzen Himmels. Riesige Teile des Firmaments, der ganze Norden, bleiben ihm vorenthalten. Horus aber wirft seine Lanze gegen den Oberschenkel im Wahren Norden. Wie schwach ist Ra dagegen! Horus also verknüpft die Fragmente des Himmels, die weder Sonne noch Mond in Reih und Glied beordern. Deshalb ist er der größte Gott. Er kann, was weder Sonne noch Mond können: nach Norden eilen! Er kann auch ein anderes. Seltsamerweise hat einem christlichen Reichsherrn sein Hofdichter das beigelegt, was auch für Pharao-Horus einleuchtet: Von Karl dem Großen singt Angilbert, Karl sei wie die Sonne seines Reiches. Und er sei doch viel mehr als die Sonne. Denn die Sonne sinke unabänderlich in die Nacht. Der Kaiser aber wache über das Wohl des Reiches ohne Unterlaß!

H. Schäfer hat vor langer Zeit nachgewiesen, daß die zwei Flügel des Horus die Einheit des Himmels bezeichneten auch da, wo der Sonnenball noch gar nicht auf ihnen aufruhte. Die Horus-Gleichheit des Pharao allein bezwang die „Ripuarier", von deren Eindruck wir ausgegangen sind. Die Pyramidia verkünden dies auf drei Wegen: Erstens werden die Sonnenballflügel nicht dem Ra, sondern dem Horus zugeschrieben. Zweitens: Unter diese Flügel, die „Einheit oder Vereinigung der Himmel" besagen, werden Sonne und Mond gestellt. Und erst unter diese beiden Zeichen wurde der Tagessonnenball mit sei-

nem ausdrücklichen Punkt für „Tag" geritzt. Horus umfaßt hier die Mächte des Tages wie der Nacht, und den Alltag beherrscht er als die Ewigkeit.

An diesem Punkt kehren wir zu dem Achet des unseligen Echnaton zurück. Denn die Sonnenball-beladenen Flügel auf dem Pyramidion und die flügellose Sonnenscheibe des Aton reden auf einander ein. Des Horus Flügel trugen über 1050 Kilometer, solange Pharao beweglich blieb. Wollte ein Pharao sich von des Horus Flügeln trennen, mußte er sozusagen automatisch immobil werden. Die sonderbare Entscheidung Echnatons war also nicht so sonderbar. Sondern das eine war die Bedingung für das andere. Denn konnten Pharao und Ra und Thot (der Mond) an einem, dem richtigen Ort unfehlbarer Wahl versammelt werden, dann konnten der Sonnenball und sein Reichsträger beide zur Ruhe kommen! Daher hob Echnaton den Kult des Horus der beiden Horizonte nicht auf bis zu dem Augenblick, in dem er seine ewige Residenz in der Mitte seines Universums bezogen hatte. Genau dieses Beziehen der ewigen Residenz haben 1000 Jahre später die Kaiser von China als Söhne des Himmels in Peipings Tempel verwirklicht. Sie hatten in ihrem Zweistromreich die Loslösung von einem Stromlauf zu vollziehen, blieben aber im übrigen Söhne des Himmels wie Pharao.

Schön sagt ein Text: Horus gibt Ra sein tägliches Leben. Ein alter Text könnte nicht versichern, Horus verdanke Ra sein jährliches Leben. Denn das Leben des Ra ist nur ein tägliches Leben. Aber die Zeiten des Horus sind 1460 Jahre und ein Tag; dagegen die Tage des Helios sind wie Minuten dieser Großtage. Wir übertreiben nicht. Den Ägyptern waren tausend Jahre wie ein Tag, so wie noch heut in den kanonischen Horen eines einzigen Tages alle sechs Weltzeitalter durchmessen werden.

Gehen wir nun vor die Pyramidenzeit zurück zu dem Ursprung des Reiches, bevor ein Herrscher Sohn des Ra betitelt wurde und bevor eine Pyramide stand. Damals muß Horus in großer Kraft die noch ungeschehene Bildung von Himmel, Horizont, Einheit verheißen haben. So finden wir's. Keine 1100 Kilometer waren da vermessen. Keine Sterne über Jahrhunderte hinweg von den Priestern auf den Tempeldächern anvisiert. An den Planeten und dem Tierkreis nahm man 2800 v. Christi kein Interesse. Das wären reine Luxusartikel gewesen. Aber die Einheit eines einzigen Himmels brauchte der Geist, der sich später den Körper der Pyramide baute, von Anfang an! Schon der erste Pharao mußte den Achet, die Breite der Länge und die Länge der Länge des Himmels vereinen. Sonst wird die Erde nicht zum Himmelreich und Sterbliche den Göttern gleich. Genau das aber mußte geleistet werden, um Siedlungen zur Gottesstadt zu erheben. Es ist geleistet worden. Pharao Narmer der ersten Dynastie wird von vier Standartenträgern umringt. Anubis für den Westen, Sedshed für den Osten, „die beiden Horus" (euphemistisch steht Horus oft zweimal für Horus und den bösen Seth) für Norden und Süden, ganz wie wir es erwarten müssen*). Denn Horus ist der neue Doppelstern — er geht zwei-

mal auf! —, dessen Namen seine irdische Mutter nicht kennt. So muß er in sein Herrscheramt von der Mutter weg zum Stern umgeboren werden. Und im Niltal leistet die Zauberhieroglyphe ja eben diese Umgeburt. „Seshed" ist nämlich das factitivum von Shed und bedeutet den shed machen, den Herrscher in die Rolle eines neuen Sterns, eines neugeborenen Babys verwandeln. Dieses seshed, also diese zweite Geburt, wurde sehr plastisch und sehr drastisch durch eine Placenta geschrieben. Das hat den Anthropologen zu einem Festtag verholfen. Sie fanden diese Placenta bei einigen heutigen Negerstämmen, und flugs schrieben sie die Sterngeburt Pharaos als Negerritual auf, das in Ägypten eingedrungen sei. Es ist ein schönes Beispiel anthropologischen Übereifers. Bei den Negern ist die Placenta gesunkenes Kulturgut, so wie die Hoftrachten von 1600 heute „Dirndls" geworden sind. Dem Pharao Narmer aber hat die Placenta-Standarte längst vor der Stein-Architektur den Sternenhorizont verliehen. Daher steht sie im Osten, der Gegend von Aufgang und Geburt.

Der Gräber- und Mumiengott des Wüstensandes, der Schakal Anubis, gibt den Westen dem Herrscher. Auch da weht also die Standarte nicht als Stammeszeichen, sondern als Himmelsrichtung.

Indem Narmer sich in die Mitte zwischen diese vier Banner stellt, wurde er Meister des Horizonts. Wen das nicht überzeugt, der blicke auf König Djosers Grabrelief. Er ist der Erbauer der Stufenpyramide. Dem Pharao vorauf trägt eine riesige Standarte das Wep-wawet-Zeichen des Schakalgottes von Siut. Da Wep-wawet und Anubis dieselben Tiere vertreten, so folgt, daß Wep-wawets Banner das Anubiszeichen und die Seshed Placenta kombiniert. Hinter Djoser sind beide Flügel des Horus gespreitet. Behedite ist über sie geschrieben, die keine Sonne tragen. Die Wep-wawet-Standarte und die Horusflügel gewähren mithin dem toten Djoser dasselbe wie die vier Standarten dem lebenden Narmer zusicherten: Er wird Herr des Horizonts, Himmelsmeister! Wie sinnvoll, daß aus der Standartenperiode die Horizontbildung mittels Bannern noch auf der ersten Pyramide mitgeführt wird.

Als Horus, Gott des Horizonts, konnten Narmer und Djoser zufrieden sein. Die vier Häuser des Himmels, wie Maspéro sie genannt hat, waren damit erreicht. Damit wird auch die Bestimmung des Achet möglich: Achet ist nicht einfach der Horizont. Achet ist der errichtete Horizont! Der Naturalismus redet uns ein, wir seien nicht aus dem Wort, sondern von Natur. Aber wir sind alles nur ausdrücklich. Ägypten wurde evoziert; es wurde errichtet, jahraus, jahrein. Der Versuch, es auf ewig richtig zu stellen, ist deshalb dem Echnaton mißlungen, weil er Pharao nur im Namen des Horus geworden war, der die Sonne nach Norden tragen kann. Die Errichtung der Harmonien, die den getrennten Weltfetzen bei Tag und Nacht abgehen, durch Menschentat, wird in einem Achet vollzogen. „Ein errichteter Horizont" geht nicht über unsere Texte hinaus, aber adoptiert den Kern des Gedankens einer zauberhaft erschaffenen Himmelswelt und entfaltet ihn nur.

Achet ist nicht ein factum, sondern ein actum; deshalb dürfen auch Osten, Westen, Süden, Norden nicht als tote Raumbrocken verstanden werden, sondern als bewegte Pfade, die einer nach dem anderen begangen werden sollen. Um den Protest gegen das Faktische auf sie auszudehnen: auch die Himmelsrichtungen waren nicht in situ, sondern in actu. Noch 1916 mußte der Träger der Stefanskrone sein Schwert in die vier Himmelsrichtungen schwingen, um sich als Erbe des Reichs bei der Krönung auszuweisen. Damit tat er, was weder Sonne noch Mond können. Er beherrschte den Achet. Deshalb öffnete jede Pyramide nach Norden!

4. Uns bleibt ein letzter Gedankenschritt zu vollziehen. Sonst bleiben Horus und sein Gefolge als Übermenschen zu künstlich gegen die Ripuarier abgesetzt. Gegen dies Übermenschentum hat sich schon die sogenannte siebente Dynastie empört. Sie war vermutlich ein revolutionäres Komitee, das die geheimen Zaubertexte ins Volk gab und jeden Mann im Tode zum Osiris werden ließ.

Mir kommt es darauf an, den Ripuarier im Horus selber zu entdecken. Es war sehr schön und gut, die Regierenden zu Göttern und Geistern zu erhöhen. Aber niemand ist Gott. Denn er muß sterben. Der Tod machte auch aus dem Nordbezwinger Horus das Alltagskind. Wenn ein Pharao starb, so verfiel auch er dem Ost-Westzwang der anderen Ripuarier, die wie die Sonne im Osten lebten und im Westen bestattet wurden. Als Sterblicher mußte auch der tote Pharao erst einmal von Memphis nach Sakkara ost-west schiffen. So stehen Kosmos (Ost-West) und Geschichte (Süd-Nord) nicht nur im Widerspruch. Sondern es bestand auch eine Reihenfolge. Pharao erreichte seinen von ihm zu Lebzeiten errichteten Achet, indem er auf einer „Faluka" von Ost nach West über den Strom Ägyptens gesetzt wurde. Dann erst wurde seiner Statue der Mund geöffnet für ihr ewiges Leben. Und dann erst wies er auf immer nach Norden. Dr. N. A. Shoukry hat nachgewiesen, daß alle Statuen der Herrscher ursprünglich gegen Norden geblickt haben. Hier verfiel also auch der tote Herrscher dem Ost-West-Zwang.

So war kein Widerspruch übrig. Von Osten begann die Fahrt des zu Verklärenden und trug ihn nach Westen. Dort aber betrat er den Tempel, in dem die Süd-Nord-Richtung ihm zuwuchs. Alle Richtungen des Himmels kamen so in Einklang, keine war über Gebühr bevorzugt. Im Achet stehen alle Richtungen nicht nur im Einklang. Abwechselnd darf in jeder zuerst geschritten werden. Die *geleistete* Vereinigung der Himmel und der Erde verlief von Süden nach Norden. Die hinzukomponierte irdische Hälfte der Bestattung brachte die Ost-West-Richtung nachträglich hinzu. Aber das Geheimnis der Reflektion im Geiste, das wir Reflektierenden leicht vergessen, drehte die Reihenfolge um, so daß am Ende der tote Pharao von Osten über Westen nach Süden und nach Norden zu fahren und den Himmel zu ersteigen schien. Deshalb durften die Pyramidia im Osten beginnen. Denn sie beschrieben nicht den lebenden Horus, sondern den toten Stein.

So haben wir die Banner des Narmer und Djoser, die Pyramiden und Achetaton alle drei auf den einen Reichsgrund, die Errichtung eines Achet bezogen. Bis Moses kam, bestand alle „Zivilisation" in der Errichtung von Achets, weil ohne das kein wehrhafter Krieger die Wanderschuhe abzulegen sich getraute. Der Achet schuf die zweite Erde, die Erde nach der Sintflut. Denn er zeigte, daß sich die Harmonie der Himmel und Erde durch den Gottkaiser erfliegen lasse.

II. Horit

Das Geheimnis der Empfängnis wurde von der Forschung nie zum Ausgangspunkt der Osiris-Isis-Horus-Einheit genommen. Die Fälkin wurde vom Falken und von dem toten Osiris getrennt, wenn man ihr ihren ersten Namen „Horit" nicht ließ, mit dem sie neben Horus bleibt, und indem man ihren ersten Akt verschwieg, den Akt der übernatürlichen Begattung, den nur die Fälkin vollziehen konnte. In dem dramatischen Text aus dem größten Horustempel, dem in Edfu, hat sogar Étienne Drioton Horus mit Horus, aber Horit mit „Fälkin" übersetzen müssen, um verstanden zu werden. Damit aber zerstört die Übersetzung die Einheit. Wie im Falle Sopdu-Sopdit wird die Urordnung unverständlich, sobald Horus und Horit nicht beieinander bleiben. Wenn der Schoß des Horus, Hathor, nicht auch als die auf die Leiche des Osiris flatternde Horit deutlich bleibt, dann hört der Mittelpunkt des ägyptischen Glaubens auf, als Mittelpunkt zu erscheinen. Dann wird Osiris von Isis, Isis von Hathor, Horus von Osiris getrennt. Scharffs Schilderung des Osiris behandelt ihn sozusagen „an und für sich". Andere erwähnen die Begattung nebenbei als eine Nebensache. Oder es heißt: Isis empfing Horus. Liturgisch ist dem nicht so. Kultisch empfing Horit! Unser Verständnis des Glaubens an Osiris hängt an der Anerkennung der Horit in seinem Kult. Sobald sie ausgelassen wird, beginnt das Gerede von einer Horusreligion und einer Osirisreligion. Wenn die Fälkin ausgelassen wird, heißt es alsbald: Osiris ist ein Vegetationsgott; er ist ein populärer Gott, ein prädynastischer Gott usw. usw. Oder es heißt ebenso einseitig: Horus ist ein Staatsgott, politischer und dynastischer Gott. Man dreht dann aber auch um und druckt: Osiris war ein König, Horus aber ist der Himmel usw. Es gibt schon Bücher, die eine Mehrzahl, „die Religionen Ägyptens", in ihren Titel setzen. Die Spaltungen setzen sich dann fort. Das ergibt dann den Urhorus, den Osiris-Horus, den Ra-Horus und den jugendlichen Horus, und wir sollen die alle für verschiedene Götter ansehen. Wird Horit an ihrer Stelle im Kult belassen, dann sind Horus und Osiris untrennbar. Denn das Horitritual ist das älteste aller ägyptischen Kultüberlieferung. Sie ist ja nur die Fälkin, weil sie die weibliche Erscheinung des Horus ist. Und sie ist nur im Kult, weil dank ihrer Osiris fruchtbar werden kann.

Ich trete alle den „Religionen" entgegen, die sich von den Quellen entfernen. Es ist da wie mit dem Achet. Der Horizont ist bereits in den Bannern der ersten Dynastie laut lesbar. Aber die Positivisten haben ihn weder im

Ziegel und Sandstein der Pyramiden anerkannt noch die Stadt des Echnaton als Horizont des Aton ernst genommen. Genau so verfuhren sie mit den Tatsachen hinsichtlich des Osiris und der Isis. Sie wurden für späte Götter ausgegeben; aber „Sohn der Isis" findet sich in der ersten Dynastie. Vom Osiris empfängt die Fälkin in der ersten Dynastie. Horit auf der Lebensrute des Osiris fand sich in Helhuan als Kultzeichen der ersten Dynastie (Royal Excavation, 1947, Fig. 15, p. 167). Indessen so tief war das Vorurteil, daß Junker 1949 in seinem Buch über ägyptische Religion dies Hauptsymbol des Reiches der Pharaonen dem Phalluskult des Min zuwies. Wir haben bereits fünf Belegstücke des großen Reichsmysteriums aus der ersten Dynastie, das — ohne jeden Beweis — ausschließlich nach Abydos verwiesen worden ist. Angesichts dieser fünf Belege ist die Teilung in Osirisreligion und Horusreligion Willkür und Vorurteil. Es gibt keine zwei Horusse. Keine einzige Zeit hat es gegeben, in der Horus nicht auch der „Verleiher" des Osiris hieß. Ich glaube aber die Ursache zu wissen, die so ausgezeichnete Forscher wie Scharff, Junker, Sethe, Breasted Irrlichtern nachjagen ließ. Die Ursache liegt außerhalb ihres ägyptologischen Feldes. Ähnlich wie uns der erste Satz der Bibel das Verständnis des Achet, des Horizonts Echnatons erleichtert hat, so ist es der Blick auf die Stammesmasken, der uns gegen die innere Zersetzung des Horus-Isis-Osiris-Kults schützen soll.

Schon Alan Gardiner hat in seiner Schrift über die Toten in Ägypten ausgerufen: „Die Ägypter hatten keine Angst vor ihren Toten; aber die Toten hatten maßlose Angst vor den Lebenden." Damit hat er die entscheidende Wendung unwissentlich bezeichnet, ohne doch zu sehen, daß diese Wendung eben getan, bewerkstelligt und drastisch vollzogen werden mußte! Sie „hatten" keine Angst. Die Toten „hatten" Angst. Wie einfach das klingt. Aber dies herbeizuführen, darauf war der ganze Reichskult aufgebaut. Wer nur Resultate sehen kann, wird nie sich die Mühe machen, zu begreifen, daß Ägyptens tägliche und ewige Existenz darin bestanden hat, den Sieg des gegenwärtigen Horus über den vergangenen Osiris zu bewerkstelligen. Denn die tägliche Erschaffung der Gegenwart im Gegensatz zur Ahnenmasken-beherrschten Vergangenheit erscheint dem modernen Menschen überflüssig. Dem Ägypter aber flossen der Taglauf und die Dekanaufstiege und das Jahr und die 30 und 120 und 360 und 1460 Jahresumläufe alle zusammen in dem einen Kampf gegen die Toten. Nur im Kreisen der Gegenwart ließen sich nämlich die Toten richten!

In dem herrlichen Spiel Rabinal aus Guatemala wird ein Stammeskrieger von seinen Feinden gefangen und zum Tode geführt. Was ruft er in seiner Todesstunde? „Die Augen meiner Ahnen blicken auf mich von ihrem Ahnenpfahl. Meine Enkel werden auf mein Auge schauen. Denn es wird auf dem Ahnenpfahl zunächst der Ahnen Augen eingeschnitten werden." Das ist der Trost, der ihn unter Martern jauchzen läßt.

Davon ist am Nil nicht mehr die Rede. Keines Ahnen Augen ruhen auf

Horus. Keine Vampyre saugen das Blut aus den Lebenden. Keine Befehle aus dem Grab beunruhigen den heutigen Tag. Der wüste Plunder an Literatur über das ägyptische Totenbuch verschweigt immer, daß nach diesem Buch nur die Toten noch Grund zur Furcht haben, nicht die Lebenden. Dies ist der Riesenfortschritt, den die Horizont-Errichter uns geschenkt haben: Unsere heutige Ewigkeit ist inspiriert aus der Himmelsewigkeit statt aus der Vergangenheit. Die ganze Welt hallte von diesem Siege wider. Ich will nur ein Beispiel geben, weil es von Fraser und Miss Murray und Robert Graves so fanatisch mißdeutet worden ist. Ihr Irrtum liegt ähnlich wie jener über die Placentastandarte, die den Herrscher zum Herrn des Ostens, der Geburtsseite und jedes Sternaufgangs erhob. Diese Placenta findet sich als gesunkenes Kulturgut bei afrikanischen Stämmen, und deshalb wird sie von den Anthropologen, die von dem Achet nichts wissen, als Aberglauben mißdeutet. Ähnlich nun steht es mit der Abtötung des Herrschers alle sieben oder alle acht Jahre im Haine von Nemi, diesem Paradestück Frasers. Miss Murray hat dasselbe für Ägypten behauptet. Der Priester des Anubis, der acht „Lebenszeichen" (Ankh) im Gürtel trug, habe seinen Herrscher als Anubis nach acht „Lebenszeiten" umgebracht. Anubis, der Gott des Einbalsamierens, war zu einem Morde unfähig. Hunde und Schakale ermorden nämlich keine Lebenden, sondern begeifern sich über Leichen. Es gehört der ganze Stolz der Anthropologen dazu, so tief auf die Ägypter hinunterzublicken, daß dort Schakale Pharaonen umbringen.

Aber etwas haben die Latiner, Afrikaner, Hellenen usw. gewiß von den Reichen gelernt: die von der Länge der Menschenleben unabhängigen Rhythmen der Zeit. Allerdings warf sich der Mut, der gegen die Toten anging, den Schutzschild der Jubiläen im Kosmos um. Die Jubiläen des Alten Testaments sind ein schwacher Nachhall der Inbrunst, mit der alle Reiche Jubiläen einhalten.

Dem Wiedereintritt des Neuen Jahrs opferte man fünf volle Feiertage. Noch in Alba Longa bestand das latinische Jahr aus 10 mal 36 plus 5 Tagen. Genau wie in Ägypten. Als die Stadt Rom gegründet wurde, feierte sie ebenfalls diese 5 Tage vom 24. Februar bis 1. März. Wie der Name Dezember, der zehnte Monat, zeigen mag und sein altes Schuldrecht, das die Obligation nach zehn Monaten fällig werden ließ, hat Rom ebenfalls am Anfang aus 360 plus 5 Tagen sein Jahr gebildet. Die Kirche schiebt deshalb den Schalttag noch immer am Matthiastag, dem 24. Februar, ein, und hält so an der Großtat des Jahresjubiläums der Pharaonen fest. Was dem einzelnen Jahr recht war, war allen größeren Zeiteinheiten billig. Alle vier, alle acht, alle 30 Jahre feierten die Ägypter, alle sieben Jahre die Babylonier. Jedes Sternes Wiederkehr wurde begangen, nicht um seiner selbst willen, sondern weil sich nur so die Aufgänge der Sterne über die Generationen der Ahnen hinaufheben ließen. Die Hauptfestlichkeit des Heb-sed-Festes ist in vielen Zeitabschnitten begangen worden, nicht etwa nur alle 30 Jahre; Sethe hat dies nachgewiesen. Die „Morde" an Häuptlingen sind dramatisierte Mißverständnisse der endlosen ägyptischen Jubiläen.

Ein unscheinbarer Zug sei dem Nachdenken der Leser empfohlen: der „Palermo Stein", die Reichskulttafel der 5. Dynastie, zeigt, daß kein Pharao kürzer als ein Sopditjahr Pharao sein durfte. Durch juristische Fiktion wurde das Jahr aufgerundet, sogar wenn er nur wenige Monate dieses Jahres herrschte. Bei der Unterscheidung von Horus und Ra wurden wir bereits von der Tatsache geleitet, daß Ra-Helios mit dem Zeichen für „Tag" signiert, Horus aber aus dem Jahrganzen seinen Kampf gegen Seth führt. Die juristische Fiktion bestätigt das schön. Horus kann nicht Horus sein unterhalb der Zeitschwelle „Jahr". Könnte der moderne Leser es über sich gewinnen, seine eigenen Jahre als Tage zu erleben, dann würde sich ihm das ägyptische „Firmament" leicht erschließen, denn es konfirmierte den Jahrestag, die Jahresvierer, Jahresachter, Jahresdreißiger usw., bis es sie im Jubiläum der 1460 Jahre vollendete. Das einzelne Jahr ist die kleinste Zelle der ägyptischen Ewigkeit.

Aus dieser Firmamentik des regierenden Herrschers erklärt sich das gesamte Osirisritual. Der Name Osiris, der Name des Sopdu und Sopdit gehören zusammen in eine und dieselbe Konfirmation der neuen Beziehung zwischen Lebenden und Toten. Der Name des Osiris wird mit den beiden Zeichen eines Auges und eines Sitzes geschrieben. Anfänglich stand das Auge vielleicht unter dem Sitz. Sethe erlaubte daher die Übersetzung „Sitz des Auges". Sethe selber aber neigte zu der sentimentalen Ausdeutung „Augenweide" für seinen Urkönig Osiris. Heut glaubt das niemand mehr. Aber niemand geht von der brutalen Tatsache aus, daß Horus sein eigenes Auge seinem blinden Vater verleihen muß, damit dieser sehen kann, und daß Horus seinem Vater den Sitz im Orion verleiht, oben im Sopdu, bei der Sopdit.

Dank des Horus' Jahresmeisterschaft und Sieg über den Seth kann er den Osiris an den Himmel versetzen und sehend machen. Der von Horus sehend und sitzend Gemachte ist Osiris. Genau das drücken seine Hieroglyphen aus, was jeder Pyramidentext ohne Unterlaß wiederholt. Der Name „Osiris" ist eben deshalb spät. Denn er ist die Quintessenz des gesamten Bestattungsrituals. Aber die Sache ist uralt. Ich habe nachgewiesen, daß im Rom der Königszeit neben der Juno regina noch Diovis rex angerufen worden ist; Jupiter Optimus Maximus aber wurde sein Kultname erst bei seiner Abtrennung von der Juno und dem rex sacrorum, als der Pontifex maximus ihm auf dem Kapitol und im Kriege diente. Spät mag daher die Hieroglyphe des Osiris aus der Gabe des Auges und des Sitzes zustande gekommen sein. Auch Horit und Hathor gingen ja der Isisschreibung lange voraus. Da über den Beinamen des Horus als „Rächer", Verteidiger, Schützer seines Vaters (Pyr. Texte 633; 1406) bis heut gestritten wird, so unterlasse ich es, seinen Namen Harendotes, Nediter, ausführlich zu erörtern. Ich möchte nur den Fachleuten die eine Tatsache ans Herz legen, daß ned beides heißt: Rang verleihen und schützen. Ist denn nicht beides hier wahr? Die ungeheuerlichen Bestattungsvorgänge überantworten erst den toten König dem Seth. Der weidet den Herrscher aus, die

Leiche wird zerstückelt, vernichtet. Die Demütigung ist vollkommen. Danach erst erbarmt sich der neue Pharao des zerfetzten Vaters. Und dem Sohn verdankt der Vater seine gesamte Wiederherstellung! Als Mumie, als Empfänger des Horusauges, als Besteiger des Himmelssitzes aus seinem Horizont. Die Trennung des *einen* Wortes Ned in angeblich zwei, eins „verleihen", das andere „rächen", ist grundlos.

Welche Umkehr aller Sitten! Die Mumifizierung war selber ein Akt, durch den der Tote unter die Lebenden gebeugt wurde. Darum kann der Vater dem Sohn nicht mehr erscheinen wie in den Träumen der Krieger. Dem Pharao erscheinen nur Götter in den uns erhaltenen Traumberichten; niemals erscheinen ihm Ahnen! Aber das Umgekehrte findet sich: Horus erscheint seinem toten Vorgänger und spricht: „Ich werde Dich zum Osiris machen, und als solcher wirst Du der Vater meines Gottestums werden!" Das ist doch eine ganz unerhörte Rede. Sie haben die Ägypter erfunden. Sethe hat die *geschichtliche* Rolle eines Königs namens Osiris aus solchen Texten erschlossen. Aber uns enthüllen sie die Aktionen des auf den Sitz-Erhebens und des mit-Augenlicht-Versehens, des Rang-Verleihens, aus denen erst das Substantiv Osiris gewonnen sein dürfte.

Indem der lebende Horus die Macht hatte, seinen Vater über Orion und an die Spitze der Sethsterne im unnahbaren Norden zu setzen, erwies er seine Vollmacht im Himmel wie auf Erden (die Bitte des Vaterunsers kam dabei auf den Kopf zu stehen!). Darum war es gefahrlos, diesen Tod und diese siegreiche Wiedereinsetzung des Vaters jährlich zu begehen. Die Nilflut war eben viel regelmäßiger, nämlich jährlich; des Horus' „Vater", sein leiblicher Vorgänger — der selten sein leiblicher Vater war — war, wie auch Ra, viel weniger sein Erschaffer. Dem Vorgänger und Ra gegenüber steht der Buhle seiner Mutter, steht Horus in Kraft. Denn in Ägypten ragt der lebendige Pharao empor über den Toten.

Wäre nicht das Bestattungsritual und der „Pyramidentext" mit anderen Augen zu lesen, wenn das Brechen aller Ahnentabus und das Einsetzen des Götterhaushalts des lebenden Horus darin zu Worte kommen?

III. Der Sinn des Kalenders in Rom

1. Der Sinn des Kalenders

Die angelsächsischen Maße und Gewichte halten sich auch heute noch trotz des Dezimalsystems. Das mag die Historiker der Wissenschaft gemahnen, daß Maße und Gewichte nichts Wissenschaftliches an sich haben. Die Gemeinschaft erkennt sich in ihnen, und sie lebt von Politik, notfalls von Astropolitik, niemals von Wissenschaft. Ein großer wissenschaftlicher Kopf, der Präsident der Vereinigten Staaten, John Quincy Adams, Verfechter des berühmten „Smithsonian Institute" und der ersten Sternwarten in den Vereinigten Staaten, hat diesen Konflikt in seinem Report on Measures erläutert. Dieser Bericht ging

1819 an den Senat, erlangte aber solchen Ruhm, daß die Europäer ihn 1846 neu druckten. Keiner der modernen Historiker der antiken Kalender scheint ihn gelesen zu haben. Sie haben eben den überwältigenden Wunsch, sich nur in Gesellschaft einwandfreier Forscher zu zeigen. Daher wünschen sie die heutige Wissenschaft aus ihren Eierschalen antiken Aberglaubens herauszuschälen und glauben ja, Entwickeln bedeute das Auswickeln aus einem Umschlag. Das ist dieser Forscher höchst unwissenschaftliches Vorurteil.

Die Methode, die von Ursache auf Wirkung denkt, ist nur eine der vernünftigen Anmarschwege zu einem Welträtsel. Die Antike dachte von dem Endziel zu seinen Vorbereitungen; das ist auch rational. Die Naturwissenschaft hat die aristotelische Zweckursache so lange verlacht, bis heute Atomphysiker in Klöster fliehen wegen der Bombe. Sie haben die Bombe vorbereitet. Da herrscht nicht die Relation von Ursache und Wirkung, sondern die Relation von Zweck und weiser Bestimmung gegenüber blindem Forschen. Freilich Zweck ist nicht Bestimmung. Der Bombe wird nur Herr, wer zwischen Zweck und Bestimmung zu scheiden lernt.

An der Bombe würde der Historiker der Naturwissenschaft die antike Sorge um die Zukunft ihrer polis, ihrer Staaten, besser ermessen als an seinen Vergleichen mit den modernen Zentimetermaßen. Nicht um des Wissens willen, sondern um friedlicher Regierung willen haben sie des Kalenders gewartet.

Eine alte Glosse aus dem 6. Jahrhundert unserer Zeitrechnung übersetzte Kalender mit dem Wort: die Arbeiten. Die Arbeiten der Gemeinde, nicht die Jahresdaten der Historiker, waren mithin das Anliegen der Kalenderbauer. Ginzels „Chronologie", die Handhabung solcher antiker Rätsel wie der „apokatastasis" und des Annus Magnus, das neue Buch von Kramer über römische Astrologie unter den Cäsaren — sie alle sind fanatischer in ihrer Mißachtung der Astropolitik der Antike als ein solcher Purist wie der Kirchenvater Tertullian. Dieser christliche Absolutist wußte doch zu sagen: „Astrologie war uns gestattet, bis zum Kommen Christi wenigstens." Daß Tertullian soviel zugestand, muß uns zu denken geben. Weshalb war sie erlaubt worden? Weshalb waren die vorkirchlichen Welträume nur so zu meistern? Läsen wir die antiken Kalender rückwärts, von ihrer offenbaren Bestimmung hinein in ihre Daten, dann würden wir ihnen entgegentreten wie John Quincy Adams dem angelsächsischen Oxhoft, Elle, Unze seiner New-England-Farmer entgegentrat. Eine Bestimmung, die rückwärts projiziert wird oder die man vorwärts vorbereitet, ist gegen wissenschaftliche Forderungen gleichgültig. Sie verantwortet ja nicht den korrekten Inhalt des Konversationslexikons, sondern den dauernden Bestand des politischen Gemeinwesens.

2. Das Zehnmonatsjahr in Rom

Die älteste juristische Überlieferung Roms bewahrt einen zehnmonatlichen Kalender. Die besten und ältesten Gewährsmänner über die „Fasti" erwähnen ein Jahr von zehn Monaten. Die Zeitdauer eines Waffenstillstandes wurde nach

Jahren von zehn Monaten Länge berechnet. Die Fristen für Trauer im Hause, für Rückgabe einer Aussteuer liefen in einem Jahr ab, das zehn Monate zählte. Ausdrücklich und juristisch wird hier das Jahr auf zehn Monate festgelegt. Auch wenn statt Barzahlung Kredit eingeräumt wird, dann wird dieser Kredit für zehn Monate gewährt. Dies Jahr ist älter als Numas Regiment mit seiner Kalenderreform.

Theodor Mommsen hat sich darüber so ausgesprochen: „Die Existenz eines Jahres von zehn Monaten läßt sich nicht bezweifeln. Denn die ehrwürdigsten und zähesten Erinnerungen sind mit ihm verknüpft." Dann kommt sein Kurzschluß: also glaubten die Römer an ein Jahr von 304 Tagen Länge. Diesen Schluß greife ich an. Er ist Aberglauben. Uns, wie Mommsen, schwebt beim Wort Monat das Wort Mond mit vor, und deshalb wähnen wir, ein lateinischer Monat müsse ungefähr eine Mondlänge gedauert haben. Durch diesen modernen Wortaberglauben ist die Mittelmeerweite des alten Kalenders uns fremd geblieben.

Die erste Tatsache aber ist, daß mensis, das lateinische Wort für Monat, nichts mit luna, Mond, zu tun hat. Mommsen hielt aber gerade diese Verbindung für naturgegeben. Wenn immer der Leser heut von „lunisolaren" Kalendern liest, möge er mißtrauisch sein. Zusammen mit den Worten „chthonisch" und „Sonnenkult" gehört es zu den meist strapazierten, wertlosesten Schlagworten der Wissenschaft. Wem die Antiken nicht ohne sie lebendig werden, der hat ihre Zeiten noch nicht betreten*), denn jene Zeiten rangen nicht mit dem chthon, sondern mit dem Raum, dem Lande, der chora; die Landesgötter, die epichorischen Götter mußten verehrt werden, um einen Raum arbeitsteilig aufgliedern zu dürfen. Deshalb brauchte man auch eine Himmelsmessung um der Erde willen, nicht aber den Luxus eines Ausgleichs von Sonne und Mond; den haben die spätesten alexandrinischen Gelehrten angestrebt. Mit seinen Sonntagen und Montagen war das lunisolare Jahr ein Luxus, ein von den Gelehrten nachträglich am Kalender angebrachter Zierat.

Wir wissen, daß sogar der Kalender, der König Numa nachgesagt wurde, weder den Jupiter noch die Juno erwähnte. Daraus folgt, daß damals weder der Neumond auf Juno noch der Vollmond auf Jupiter stand wie später.

Wie wäre es also, den nüchternen Namen mensis einmal wörtlich, also mondfrei, zu verstehen? Der 1. März begann des 10-Monats-Jahrs ersten Mensis. In Alba und Tusculum war dieser Märzmensis 36 Tage lang! So waren also auch die andern neun Monate. Dieser Mensis vertritt mithin ein Zehntel von 360 Tagen. Ein solches Zeitmaß war niemals an Mondumläufen interessiert.

Dem 1. März seinerseits gingen fünf Tage voraus, deren Fristenlauf am 24. Februar einsetzte. Am 24. Februar endete das Jahr (wie noch in Zacharias

*) So urteilte schon Oskar Goldberg in „Maß und Wert" II 1939.

Werners Schicksalstragödie „Der 24. Februar" und in der Kirchenrechnung, die den Schaltapostel „Matthias" nachträglich hinter den 24. Februar einfügte). In Altrom wurde am 24. Februar ein etwaiger Schaltmonat eingeschaltet. Mit anderen Worten, niemals überschritt der Monat Februar den 24. Februar, das Regifugium. Was aber war das Regifugium? Hier begann das Interregnum. Bis ans Ende Roms bekleidete ein jeder Interrex sein Amt 5 Tage lang. Wir sehen nun, daß diese Frist nicht eine abstrakte Größe war, auch wenn später im Senat jeder Interrex zu jeder Zeit sein Amt nach 5 Tagen an den nächsten Interrex weitergab. O nein, die Zahl fünf ergab sich aus der Teilung des Jahres in 36 mal zehn und einmal fünf Tage. Sobald wir die Grundzahl zehn, statt 36 oder 30, als Zeitteiler nehmen, werden die fünf Tage des Interrex als die fünf „auf das Jahr gelegten" (= Epagumenal) Tage des großen Neujahrs deutlich.

Zur Neujahrszeit, ob in Babylon oder Memphis, bricht die Ordnung des alten Jahres zusammen und muß neu erstehen. Worin aber besteht diese Ordnung? Darin, daß der König und die Königin als Sterne auf Erden wandeln und im langsamen Umfahren die Erde in den langsamen Gang der Gestirne nachziehen. An den fünf gewaltigen Tagen wird die Tenne reingefegt für das Wiederkommen, den Advent des Neujahrskönigs. So also gehört Regifugium und Neujahr zusammen. Anders ausgedrückt: In den 5 Tagen wird das Volk in die Not zurückgeworfen, welche der Herrscher wendet und die ihn daher rechtfertigt!

Ist uns dieses Zurücktauchen in die Not oder das Reinfegen der Tenne klar geworden, dann werden die Poplifugia des römischen Monats Juli uns in die nächste Nähe des Regifugium rücken. Die Republik, so werden wir vermuten, die des Rex Sacrorum Rolle beschnitt, mußte dem Populus Romanus mit der üblichen Dialektik der Revolutionen eine Rolle vindizieren, die das Regifugium aufwog. Im ersten Ansturm wird immer die Antithese errichtet. Später sind Poplifugia nicht mehr wichtig gewesen; die Republik hat sich positiver entfaltet. Aber so wenig wie das Regifugium am 24. Februar sind die Poplifugia aufgegeben worden. Denn eine einmal in den Festkalender eingegleiste, „indigierte" Liturgie konnte nie beseitigt werden*). Die Poplifugia konnten erst entstehen, als die Monate Januar und Februar den zehn Monaten zu je 36 Tagen abgewonnen wurden. Das war eine so einschneidende Maßnahme, daß sie gewiß nur mit Schaudern unternommen wurde. Nun begreift sich aber das Zeremoniell des Tages vortrefflich, wenn wir es nur genau an das Regifugium heranrücken. Die „feiernden" Bürger flohen nämlich in der Weise, daß sie ihre Geschlechtsnamen ablegten und an diesem Tage einander nur beim Vornamen „Karl" und „Fritz", Quintus und Sextus riefen. Man hat das

*) Daß indigitieren und prodigia die Extreme der entgleisten und noch draußen geisternden Ereignisse beschreiben, versucht meine Soziologie II wahrscheinlich zu machen.

ganz zu Unrecht unverständlich gefunden. Die Geschlechter der Republik mimten doch genau dieselbe Abdankung wie der König! Der große Königsname, der den Herrscher ermächtigt, wurde hier von den großen Namen der Gentes verkörpert. Wer seinen Namen ablegt, verliert seinen Amtskörper. Der Zauber aber, der zu Ende ging und der erneuert zu werden hatte, war ein und derselbe Jahreszauber, der Himmel auf Erde brachte, Erde an Himmel schmiedete.

Das Regifugium und das Poplifugium muten unseren Schreibtischseelen zu, daß wir die tödliche Gefahr jeden neuen Jahres nachfühlen, weil es den Anschluß verpassen kann! Der Zusammenhang von Regifugium und Neujahr war unseren Quellen nie zweifelhaft. An ihnen treten Himmel und Erde auseinander. Auch das wurde wörtlich genommen. Noch bei Notker dem Deutschen waren die Angeln des Firmaments Stifte, die man so einsteckte (shedarstefta), daß dem Firmament nichts übrig blieb, als sich über die Erde zu wölben.

Die Summe all dieser Daten ist, daß in Rom einst ein Jahr galt, das aus 36 mal 10 Perioden bestand, plus 5 Neujahrstagen. Später im Rückblick aus dem 12-Monats-Jahr auf die alte Zeit nannte man sie die des 10-Monatsstils, und man verstand schließlich das Brauchtum weder der Poplifugia noch des Regifugium als Abdankung von Machtnamen und Amtstitel. Aber man hat die durchaus einst sinnvollen Riten weiter beobachtet und auch uns noch mitgeteilt.

Numa führte das 12-Monats-Jahr ein, und er versuchte, Sonne und Mond in den Kalender zu bringen. Davon berichten Censorinus, Polemius, Silvius, Solin, Macrobius, Ovid, Servius, Gellius und Plutarch. Diese Wolke von Zeugen hat man abgewiesen, weil man den Vor-Numamonat mit der Länge von 30 oder 31 Tagen ausrüstete. Aber die 36 Täge werden für die Hauptstädte Latiums klar bezeugt. Die Poplifugia Roms im neu eingeführten 12-Monats-Jahr werden ausdrücklich als Abwehr gegen die Latiner gefeiert.

Ein alter Glaube oder Aberglaube hat bei Numas Monatsreform mitgespielt. 36 mal 10 bevorzugte die Ordinalzahlen. Der Mond aber ist ja unregelmäßig: 29 Tage währt sein Lauf. Numa muß darauf aus gewesen sein, den ungeraden Zahlen im Kalender Raum zu schaffen*). Seine Monate machte er nämlich 31 oder 29 Tage lang. Er brach also mit einem Tabu. Sogar sein Februar wurde 23 Tage lang. Der 24., 25., 26., 27., 28. Februar bilden ja das Interregnum zwischen Regifugium und 1. März. Es ist seltsam, daß kein moderner Schriftsteller dabei verweilt, daß weder 28 noch 30 Tage einen Mondlauf ergeben. Die unwirkliche Behandlung der antiken Kalenderprobleme scheint mir u. a. hierin zu wurzeln.

Verstehen wir aber das Vordringen der Mondrechnung — der Islam hat sie ja später zum Triumph geführt — als ein nachträgliches, dann fällt auch auf den April Licht. Diesem Monat haftete die Gefahr der geraden Zahl 30 an.

*) Th. Mommsen, Römische Chronologie, 2. Aufl., S. 12.

So wurde sie exorziert: Ein besonderes Fest wurde dem geweiht, die Parilia; aparilis, „ungleich", wäre der Name des Aprilis. Solche Euphemismen machen ja den Kern beschwörender Glaubenssprache aus. Viel später erfand man einen Gott Pales und behauptete, irgendwann habe das Fest nicht Parilia, sondern Palilia geheißen. Das ist die typische Klitterung späterer Zeiten. Der Monat hieß immer Aprilis, das Fest Parilia. Der Ausdruck „parilitas" war das lateinische technische Wort für Gleichheit; und das a im Stamme „par" ist kurz. Nur im Nominativ, der parr hieß, hat das Verschwinden des zweiten r das a lang gemacht*).

Die drei Tatsachen, daß Numa die geraden Zahlen abschaffte, daß Aprilis mit parilitas und parilia verwandt sein wird, daß ein eigenes Ritual „Parilia" feiert, scheinen sich alle gegenseitig zu erläutern.

Die nächste Reform des römischen Kalenders kam etwa 509. Die Nobilität trieb einen Keil zwischen Juno regina und ihren Gatten Diospiter rex. Dieser hörte auf, als Rex angerufen zu werden, sondern hieß nun Optimus Maximus Juppiter auf dem Kapitol, zusammen mit Juno und Minerva. Von da an müssen Kalenden, Nonen, Iden ausgerufen worden sein. Diese Bewegung ging aber damals durch die ganze Welt, denn auch in Persien und Palästina stellte man nunmehr auf die wirkliche Beobachtung der Mondsichel ab. Das war ein Akt der Befreiung von der Priesterastrologie mit ihren abstrusen nie stimmenden Zahlen des Großen Jahres und eine Hinwendung zur direkten Naturbeobachtung der Himmelsvorgänge**).

Ende Dezember wurden in Rom die Saturnalien gefeiert, d. h. das Fest, an dem die Mäuse tanzten, weil die Katze fort war. Sklaven spielten da die Herren. Wenn man nun den Sinn des Regifugium anerkannt hat, dann drängt sich die Vermutung auf, daß einst Saturn, d. h. der Vor-Zeus-Chronos am Regifugium in Kraft trat. Als dem Dezember, dem zehnten Monat, zwei weitere Monate folgen sollten, da hat man nach dem Gesetz aller Glaubenswechsel gehandelt: Aus der veralteten Form wird nämlich das leichte Spiel, wie das die Pfänderspiele unserer Kinder, die Verwünschungen ihrer Abzählreime oder der Karneval der Erwachsenen bezeugen. Dem Regifugium des Februar widerfuhr eine Entlastung durch die Poplifugia auch in ernster Sache. Der für das Regifugium amtierende Priesterkönig hieß ja abwertend genug rex sacrificiolus oder sacrificulus. Aber ernst blieb die Verwaisung des Gotteskönigsthrons grundsätzlich; die übermütigen Saturnalien hingegen konnten aus diesem Ernst ganz und gar entlassen werden. Sie wurden bei der Änderung aus 360×10 in 12×30 auf den Dezember geschoben.

Die Zähigkeit jedes einmal gebahnten Lebensweges, ob es nun eine Abracadabraformel oder ein kultischer Akt ist, kann nie überschätzt werden. Rückt

*) Cuny hat auf die geheimnisvolle Bildung von Aprilis hingewiesen, aber ein sonst unbekanntes Urwort dafür hypostasiert.

**) Krister Hanell, Das eponyme altrömische Amt, Lund 1946, S. 104 ff.

man daher das Fortleben und zugleich Umschlagen der Saturnalien mit der Rechtsfrist der Zehnmonate zusammen, dann wird auch dies juristische Überbleibsel weniger verwunderlich. Namen sind eben immer im Gemeindeleben stärker als Sachen. In den Vereinigten Staaten wählen die 384 000 Bewohner meines Staates Vermont 2 Senatoren zum amerikanischen Senat in Washington. Und 15 Millionen Bewohner des Staates New York erwählen gleichfalls nur 2 Senatoren. Der heilige Name „State of Vermont" schützt die Vermonter, und da die 15 Millionen auch nicht mehr als den einen Namen New York chorsingen können, läßt sich ihr Anspruch auf mehr als zwei Senatoren einstweilen nicht „intonieren". Dieser Namensglaube ist also unter uns so gewichtig wie die Zähigkeit, mit der sich das Zehn-Monats-Jahr verhielt, als zwei neue Monate geschaffen wurden. Wenn ein Mann am 1. März Geld borgte, so hatte er es freilich am letzten Dezember zurückzuzahlen, da es ja ein Verlaub des Verkäufers war, ein bloßer Handelsbrauch und ein Entgegenkommen an den Erwerber. Im Völkerrecht konnte Numas Ordnung für Rom gleichfalls kein neues Recht schaffen.

Es muß der große Name Roms gewesen sein, der uns die römische Überlieferung der 10 Monate so wichtig, die lateinische der 12 Monate so unwichtig hat erscheinen lassen.

Vielleicht ist aber jetzt der Weg frei, in Latium eine höchst ehrwürdige Bindung zu erkennen, die im Kalender parallel dem Muttergöttinnen-Kult des ganzen Mittelmeers eine große vorrömische, ja vorgriechische Ordnung wieder hervortreten läßt. Wir haben ja eben gelernt, daß die römische Reform diesen internationalen Kalender nicht antasten konnte, wenn es um Waffenstillstände ging. Rom unterstand also einer universalen Ordnung.

3. Anna Perenna und das Große Jahr

Das Völkerrecht schützte den älteren Kalender. Damit aber erweist sich der für Alba Longa und Tusculum von Censorinus 22,6 bezeugte Kalender von 36 Tagen für jeden von 10 Menses als durchaus nicht lokalen Charakters. Mars, der Patron des Monats mit dem Geburtstag des Jahres an seiner Spitze, war der Gott der Latiner. Kein Wunder also, wenn im kultischen Mittelpunkt des Mars sein Kalender treu bewahrt blieb. Wer aber war Mars? 1940 wurde im Pauly-Wissowa sein Name erneut mit mas, maris, der Männliche, zusammengerückt. Man wird an des Lukretius' herrliche Einleitung erinnert, wo Venus über Mars gebeugt seine Liebe genießt. Jahn hat vermutet, daß diese seltene Haltung im Gedicht in der Kunst ihr Vorbild hatte. Ich vermute, daß Isis und Osiris hier gespiegelt werden. Das Regifugium beweist, daß im römischen Neujahr Kosmos und König beide neu potent werden müssen. Mars führt nicht nur den Anrufnamen Marspater, er ist auch im Kult der Vater des Romulus, also des Königs von Rom. Der Ruf „triumphe" ertönt im Arvallied auf Mars, und bei der Gotteinkörperung des siegreichen Feldherrn ertönt derselbe Ruf. So bilden also Gott Mars und König von Rom

jene enge Einheit, die unsere Namen Vater und Sohn nur in erhöhter, etwa kirchlicher Liturgik hervorrufen: die triumphierende Gottesmacht inkarniert.

Diesem Kult lag nichts an gelehrter Mondrechnung, denn es kam darauf an, das Gedeihen der blutigen Saat des Krieges und der Saaten der Flur zu sichern. Mars ist beider Gefahr und Retter in einem. Im Arvallied wird uns vor Augen gestellt, wie er sich bekehrt vom Zerstören zum Schützen. Freilich hat das Christentum so gründlich die Bekehrung von Gott in unser Herz verlegt, daß kaum einem Leser es heut nahe liegt, an eine Bekehrung der Götter zu denken. Aber gerade das ist der Kern des alten Kults: der Geist und die Götter sollen ihren Lauf ändern; sie sollen umkehren. Dies ist die älteste Schicht des Kalenders auch bei den Griechen. Dort wo wir auf pelasgische, d. h. vorgriechische Raumweihe stoßen, auf templa, caela, Stierkult, Landvermessung, da sind die Göttinnen und Götter zu finden — denn die Götterfamilie verkörperte einen den Kriegermarschordnungen und den Ahnengeistern sich widersetzenden Erdreichhaushalt. Für diese Schicht nun gibt es das seltsame Wort: die Vor-mondlichen, προσεληοί. Dieser Ausdruck — jede Sache in der klassischen Philologie erfreut sich mindestens sechs verschiedener Erklärungen — kann natürlich alles und jedes zu bedeuten gemacht werden. „Älter als der Mond." „So alt wie der Mond." „Leute, die, bevor der Mond das Land beschien, es schon bewohnten."

Censorinus sagt, proselenisch seien die Leute, deren Kalender sich um den Mond nicht kümmere. Ich bin natürlich auf Censorinus' Seite, weil ich — unter den Modernen wohl als erster — aus den gelehrten Illusionen erwache, es sei der Einschluß des Mondes und der Planeten mehr als ein gelehrter Luxus — außer in Israel, das unmittelbar den Neumond beobachten ließ. Gegen Censorinus spricht nur die blühende Phantasie, mit der Wissenschaftler von Sonne und Mond als den einzigen Kalenderstützen daherreden.

Für kurze Fristen im Kriegerdasein sind Vollmond und Neumond wichtig, weil Angriff und Verteidigung sowohl gegen Großwild wie gegen Feinde davon begünstigt oder geschädigt werden. Aber „bis zum dritten Vollmond", oder „am nächsten Neumond" ist eine sehr viel kürzere Zählung als die des Jahres. Sie wird von Jägern und Kriegern gepflegt. Auch brauchen diese noch nicht bodenständigen Gruppen Riten für das Einsegnen der Waffen im Frühjahr und für ihr Aussegnen im Herbst. Der lateinische Marskalender zerfiel so in die ungefähren Jahreshälften der Waffenweihe im März und der Waffenausweihe im „Oktoberroß". Die Walpurgisnacht um den 1. Mai und die Totenfeste um den 1. November finden sich für diese Halbjahrskalender über die gesamte Erde. Diesen Halbjahren gab der Stand der Plejaden am Himmel so direkt den Wegweiser, wie der Stand des Mondes ihn für Licht und Dunkel der Nächte abgab. Schon 1860 hat der Anthropologe Haliburton in dieser plejadischen Halbjahrsrechnung den ältesten Nomadenkalender gesehen und seine Verbreitung über die Erde nachgewiesen. Allerseelen, Rosaria

und Allerheiligen einerseits, Maifest und Walpernzug andererseits sind dieses Urkalenders Spuren. Bei ihm findet keinerlei weitreichende Berechnung statt. Weder Astrologie, noch schriftliche Listen, noch durchlaufende Beobachtungen eines Priesterstandes waren die Grundlage dieser Chronologie. Denn dieser Kalender schrieb sich in jedes Beobachters Auge direkt ein.

Das Austreiben des alten Mars (Mamurius Veturius genannt) in Rom mag noch in diese älteste Zeit zurückreichen. Denn dieser alte März wurde mehrere Wochen nach dem 1. März vertrieben, wie der Winterbär in deutschen Landen — beim Sechseläuten in Zürich z. B. unmittelbar vor dem 1. Mai. Mit der umständlichen und feierlichen 360-plus-5-Rechnung für das Jahr sollte dieser grobschlächtige Hildbrandslied-Kalender („30 Winter, 30 Sommer") nicht verwechselt werden. Denn bei ihm fehlt jede Beschwörung Himmels und der Erde. Sondern der Plejadenkalender will im Frühling für den Krieg und die Aussaat, im Herbst für den Eintritt in die Winterquartiere erziehen und muß daher diese mit den Geistern der Ahnen aussöhnen durch Aufpflanzen der Ahnenpfosten.

Der Regifugiumskalender hat höheren Ehrgeiz. In ihm segnet der Himmel ein auf Erden ihn spiegelndes Templum und tritt eine Himmelsmacht in den Priesterkönig ein, dessen Wandel auf Erden nun in der genauen Zeitfolge der Gestirne abzulaufen hat.

Diese großartige Vision entsprang nicht der alltäglichen oder auch nur der alljährlichen Erfahrung jedes Kriegers oder Jägers. Ganz im Gegenteil vermochte diese Vision nur durchzudringen, wo Jagen und Kriegführen einem Teil der Führung erspart blieb. Mit anderen Worten: des Jahres und der Jahre Wiederfluß erschloß sich nur denen, die für die Himmelsschau arbeitsteilig freigestellt wurden und die in Reihendienst (wir sagen „am Fließband") die ersten Observatorien, sei es auf Tempeldächern, sei es unter freiem Himmel in gleichmäßigem Klima pflegten. Die erste Schichtarbeit der Weltgeschichte ist nicht von Charlie Chaplins Robotern, sondern ist von Sterndeutern geleistet worden. Und nur in Memphis am Nil und in Mesopotamien war für diese unerhörte Observanz und Theorie ein zwingender Anlaß gegeben. Denn diese Länder standen ein Drittel des Jahres unter Wasser. Was bei uns das Feuer erzwingt, die tags und nachts bereite Feuerwehr, das erzwang dort das Wasser. Eine Wasserwehr waren die ältesten Priesterkasten. Die Hellenen scheinen alle die Völker, die Sintflut (pelasgos) meistern, als Pelasger zusammengeworfen zu haben. So imponierte ihnen die Kalenderkunst, die gerade die Überschwemmungsböden in Kornkammern verwandelte.

Die Römer haben diese fortlaufende Kunst einer Jahresrechnung in „anna perenna" verewigt, einem Fest des Märzes, das wir mit „Jahresperiode" übersetzen dürfen. Annus perennis steckt darin, also jene Großjahrperiode von entweder 4 mal 365 oder 1 mal 365 Jahren, in die bei Livius, bei Konstantin und noch bei den spätesten Ägyptern die Zeitrechnung sich gliederte: 754 vor

Christi Gründung Roms, 389 Galliereinbruch und erste Beratung über eine Verlegung der Stadt wegen Ablaufs ihrer Lebensdauer. Wiederum 24 v. Chr. die zweite Beratung hierüber unter Cäsar Augustus und entsprechende Färbung des Berichts über 389 bei dem Hofhistoriker Livius. 330 nach Christi dritte Beratung hierüber unter Konstantin und Verlegung des Reiches nach Byzanz. Anna Perenna war die Angehörigkeit des einzelnen Jahres zu dem großen Jahr. Der Name sagt das genau. Es ist daher kein Anlaß, ihn kopfschüttelnd als unverständliches Fossil zu bezeichnen, wie viele das tun. Rom hat von 754 bis 389 bis 24 v. Chr. gezählt. Als Konstantin Rom verließ, waren es nur noch ungefähr zehn Jahre bis zum vierten „Jahrestage" des 365jährigen Zyklus der Stadt. Ein Vergleich mit Ägypten lehrt, daß Echnaton, Amenophis IV., die Zeichen der Zeit 40 Jahre vorher las, bevor das Große Jahr über Ägypten sich zum erstenmal vollendete. Er gründete Achetaton (Tel Amarna) so zeitig, daß er hoffen konnte, für das zweite Große Jahr eine vom Horuszauber befreite Sonne über sein Reich leuchten zu sehen. Konstantin und der Kirche zusammen ist geglückt, worüber Pharao und Moses sich einst entzweit haben: Die Kirche hat Konstantin von dem Achet Roms befreit.

Konstantin und Sylvester waren im Sinn der Aufgabe, vor der sie standen, Zeitgenossen des Pharao der Bedrückung und des Moses. Dem Echnaton mißlang, weil er nur von oben reformieren konnte, was dem gläubigen Christenvolk zusammen mit dem Kaiser gelang. Dazwischen aber lag die Periode der Kinder Israels mit ihrem gesunden Auszug aus Ägypten und dem Protest ihrer Propheten gegen die „Anna Perenna" der Pharaonen.

Die Vorstellung von den 365 Jahren als Schicksal starb nur langsam. Noch Ende des 4. Jahrhunderts haben Filastrius von Brescia und Augustinus diese Rechnungsweise bekämpfen müssen. Sie läßt sich noch für 770 nach Christi Geburt in Spanien nachweisen (Sanders, Beatus in apocalypsim, 1930, S. 450). Hier wirkte also eine Vorstellung, die alle Völker der Antike besessen hält, auch z. B. die Perser, die Ägypter und die Griechen. Nur haben die Griechen und die Etrusker die Fristen statt aus 365 oder 1460 Sonnenjahren aus menschlichen Generationen zu summieren versucht (so Herakleitos von Ephesus). Aber die Behandlung all dieser Versuche in unserer Literatur leidet daran, daß diese Wiederkehrsfrage für eine bloße Metaphysik, auf deutsch eine Spielerei oder eine Philosophenmeinung, gilt. Das Hinaufheben des Einzeljahres in den Ring des Ewigen Jahres war aber für die Siedler kultisch unentbehrlich.

Manchen Lesern wird ein Vergleich helfen, um den Reif der Gleichgültigkeit zu durchbrechen, der die meisten klassich Gebildeten angesichts des antiken Kalenders gefangen hält. Der Kaiser Lothar hielt dem Papst den Steigbügel. Damit sollte Christus über die Welt erhöht werden, denn der Papst war der Stellvertreter des Christus als Weltenrichter und der Kaiser der Herr dieser Welt. Nun wohl, statt Kaiser und Papst setze der Leser Einzeljahr und Aeon oder Ewiges Jahr, und er empfängt dann einigermaßen den Maßstab

für das Gewicht des Kalenderkultes in der Antike. Erst dank einer Anna Perenna hing der einzelne Neujahrsbeginn als Kettenglied in der wahren Zeit des Aeons drinnen. Die Kluft zwischen dem Plejadenhalbjahr und dem römischen Neujahr vom 24. Februar bis 1. März war also viel größer, als der Unterschied zwischen 6 Monaten und 12 Monaten zu verstehen gibt. Das an Neujahr erschaffene Jahr galt nämlich als Teil einer Ewigkeit. Die Könige meisterten gar nicht nur 365 Tage, sondern die ewige Wiederkehr über Jahrhunderte, wenn sie als Sterne auf Erden auf ihrem Ochsenwagengespann das Erdreich unendlich langsam „firmamentierten", wie das Bringen des Himmels auf die Erde wohl heißen dürfte.

Den Latinern müssen wir daher danken, daß sie uns gestatten, den heutigen Irrlehren über die Kalender, die apokatastasis, das Säculum, das Große Jahr auszuweichen. Denn weder die Tierkreissternbilder, noch die Planeten, noch die Tag- und Nachtgleichen oder das Solstitum am kürzesten und längsten Tag eines Jahres waren die Urelemente jenes Jahres der Muttergöttin über dem Mittelmeerraum. Die Menses der Ägypter waren vielmehr die Dekane, die 36 Konstellationen, welche den weitaus hellsten Stern am Nachthimmel, den Sirius, alle zehn Tage ablösten. Diese Zehntagessterne hießen Leutnants, Platzhalter des Sirius. Und indem man ihnen je 10 Tage gab, dem Sirius selber aber fünf für ihn und seinen Götterhaushalt allein, gewann man das Jahre aus 360 plus 5 Tagen. Dies ist das älteste „Jahr der Ewigkeit", das heißt jenes Jahr, welches von vorneherein darauf ausging, mit der ewigen Wiederkehr aller Jahresläufe vorweg Schritt zu halten. Die Ägypter setzten das Große Jahr aus 4 mal 365 Jahren zusammen, und sie haben 1321/20 vor Christi und 139 nach Christi den Wiedereintritt des Aion gefeiert. Das gesamte Alte Testament ist gegen ihn, den Aion, geschrieben. Die Griechen haben 8 oder 4 Jahre aus dem Vorbild als ihren Festzyklus herausdestilliert, die Römer ein Viertel von 1460, nämlich 365, wie Camillus, Augustus und Konstantin beweisen.

Wer war Sirius? Wer war der Hauptstern, an dessen Erscheinen das verlorengegangene Altjahr zum Neujahr genas? In Ägypten war sie Sopdit, die Schwester des Sopdu, des „Pyramidenlichts" am Himmel (heut ganz abwegig von den Astronomen Zodiakallicht genannt). Sie steuerte zwischen dem trügerischen Mondumlauf und dem nichtssagenden tagaus tagein identischen Sonnenlauf die Sterblichen durch die Ewigkeit hindurch. Denn weder dem Tage noch dem Mondumlauf wies sie den Weg, sondern dem Jahr. Die Sopditperiode von 1460 Jahren heißt in der Literatur, mit dem griechischen Namen für Sopdit, die Sothisperiode. Sie war so epochemachend, weil man dank ihrer über Tag, d. h. Sonne, und Nacht, d. h. Mond, hinausschritt. Erst die vielleicht 1500 Jahre später als die Sopditperiode gelungene Festlegung der Aequinoctialschwankungen, also des Tierkreises, hat die Verbindung von Ewigkeit und Zehntagesternen gelöst. Mit Hilfe dieses Tierkreises konnte

man das Neujahr am Sonnenstand allein finden. Erst im berechneten Tierkreis gewann daher die Sonne einen mehr als tagesgestirnlichen Rang, und erst damit konnte die Verehrung des Sirius und seiner 1460-Jahr-Periode veralten.

Die Latiner und die Römer machten sich nicht die Mühe einer solchen eigenen Berechnung der Äquinoctien. Und ihr ältestes Jahr bestand daher aus den ägyptischen Zeiteinheiten 36 mal plus 5. Die Demeter der Pelasger — so hieß sie ausdrücklich an verschiedenen Stellen Griechenlands — und das Transponieren der Sintflut aus den Flußtälern nach den Inseln und Küstenebenen des Mittelmeers haben die Funde der weiblichen Göttinnenfiguren überall längst bezeugt. Ich nehme die Parallele der ältesten Kalenderschicht für das gleiche Zeugnis in Anspruch.

Die Chronologen des Altertums von Ideler bis Ginzel und Sidney Smith haben sich auf die Datierung der Ereignisse gestürzt, die Historiker der Naturwissenschaft (z. B. Zinn, Boll, Neugebauer) auf das Herausschälen objektiver mathematischer oder astronomischer Kenntnisse aus dem Wust des Aberglaubens. Für eine dritte Methode dürfte aber daneben Platz bleiben, wie sie Heinrich Brugsch vorgeschwebt hat. Sie erkennt in den Kalendern die astropolitische Leistung der Landnahme und des Verzichts auf die Wanderung an.

Unsere Geschichtsbücher sprechen heut wohl noch von der Völkerwanderung, so als sei dies ein Ereignis zwischen 300 und 700 unserer Ära. Die Geschichtsforscher wissen es längst besser. Wanderungen sind der Inhalt der Völkergeschichte aller Zeiten. Aber an den Ufern der Flüsse haben kühne, beherzte Männer zuerst das Wanderkleid abzulegen gewagt und, indem sie nach den Sternen griffen, den Boden unter ihren Füßen aus Unland in Erdreich verwandelt. Die gesamte „Kultur" beruht auf der Niederlassung im Rahmen von Ewigkeiten, saecula, Anna Perenna, Großen Jahren. Und daher ist es kein Wunder, daß im lateinischen Jahre diese Entdeckung des Aeon noch durchscheint. Sie entsprang, bevor Sonne und Mond die Ewigkeit wölben konnten, denn sie betraf den Sternenstand, und deshalb teilte sie das Jahr in 10 mal 36 plus 5 Tage.

Hingegen die detaillierte Mond- und Sonnenkenntnis war erst nach Jahrhunderten treuer Sternschau erworben. Sie wurde also der älteren Periode verdankt. Sobald aber diese Kenntnis vorlag, hat sie den Kalender so gründlich verändert, daß der 36tägige Monat, die Anna Perenna, Regifugium und Poplifugia und vieles andere nicht mehr verstanden zu werden brauchten und alsbald auch nicht mehr verstanden worden sind. Die neue Technik, aus der Tagessonne auch den Jahreslauf zu errechnen, hat die Unterteilung des Jahres umgestürzt. Aus den drei ägyptischen Jahreszeiten zu je 120 Tagen mit 12 mal 10 Dekanen = 360 wurde etwas völlig anderes, seit der Sonnenstand zur Zeit der Herbst- und Frühlingsgleiche und die Solstitien an Kalendersteinen festgelegt werden konnten. Denn nun galt es, die 365 Tage des Jahres aus

ihrer Vollzähligkeit heraus zu unterteilen. Seitdem also sind wir auf der Jagd nach den 12 oder 13 Monaten, die ja bis heut nicht geglückt ist. 365 läßt sich durch 12 nicht teilen. Sogar da, wo man die Monate radikal auf Mond und Sonne bezog, hat niemals ein Monat dem Mondumlauf entsprechen können. Das indogermanische Wort für Mond und Monat kam eben von der Wurzel für messen und ist auf den Monat und die Luna oder Selene erst nachträglich übertragen worden. „Der Mond als Zeitmesser der Indogermanen ist von Wurzel me = ‚messen' aus benannt"*).

Würde der Kalender im Mittelmeer von unserem heutigen Aberglauben gereinigt werden, es hätten Sonne oder Mond für den ältesten Kalender der Völker ausgereicht, dann würde die Einheit jener Welt und ihre geistigen Kämpfe beide uns lesbarer werden, als sie es jetzt sind. Der Monat Februar gemahnt uns an jene Einheit. Denn seine letzten Tage sind immer noch der Nachhall der fünf gewaltigen Tage aus der Epoche, als Pyramidenlicht und Sirius zusammen die frohe Botschaft kündeten, am Himmel herrsche die überall ersehnte, überall gleiche, alle Erdwirrsal überstrahlende wahre Einheit der Welt, und als zuerst Sterndeuter niedergesetzt wurden, um Tag und Nacht die Zeichen des Himmels zu lesen.

Durch diese Seiten haben wir eine bisher nie gestellte Vorfrage beantworten wollen: Was hat ein Volk bewegen mögen, die Läufe der Sonne oder des Mondes aufzuzeichnen über Jahrhunderte, längst bevor die Früchte solcher Observation und Theorie reifen konnten? Statt nach der Ernte des antiken Sternenglaubens haben wir nach den Glaubenskräften der Aussaat gefragt. Und wir haben ein Zwiegespräch zwischen Herrschenden und Beherrschten überhört, das der „Ideologie" den Rang zuweist, der ihr zukommt, dem einer Reflektion einer Teilgruppe gegen den Zwang einer notwendigen Ordnung.

*) A. Walde, Lateinisches Et. Wörterbuch II S. 477.

WIE LANGE NOCH WELTGESCHICHTE

I. Was darf Weltgeschichte heißen?

Die Welt, wie wir sie heut bewohnen, ist von vier Menschenarten uns zubereitet worden. Die Kreuzfahrer haben die ganze bis dahin schon miteinander verkehrende Welt neu in Verbindung gebracht. Entdecker haben die unbekannten Welten entdeckt von den Normannen, die Grünland und Weinland um das Jahr 1000 betraten, zu Magalhaes (1480—1521), der mit seiner Erdumseglung die ptolemäische Weltkarte vernichtete, zu den Forschern, die neue Planeten, die Elektrizität, den Bau des Atoms erforscht haben, zu den Erfindern, mit deren Hilfe heut zehnmal so viele Menschen auf der Erde leben können als vor 2000 Jahren.

Kreuzfahrer, Entdecker, Forscher, Erfinder haben also die Märtyrer, Väter, Mönche und frommen Könige des ersten Jahrtausends durch neue Wege in die Welt ergänzt. Nur langsam ist es ihnen selber deutlich geworden, daß sie eine neue Menschenart seien. Christoph Columbus hielt sich noch ein wenig für einen Kreuzfahrer. Magalhaes nannte die Straße im Süden von Amerika die Straße „de todos Santos", die Straße aller Heiligen; da wo wir heute auf die Karte setzen: Magalhaes-Straße.

Weltläufig zu werden haben sich also die einzelnen und noch viel mehr die Völker gescheut. Es hat dazu ungeheuerer Umwälzungen im Gehirn bedurft. Was Hegel nur von 1789 bemerkt hat, daß sich da buchstäblich die Welt auf den Kopf gestellt habe, ist schon von den Zeitgenossen Heinrichs IV. und Gregors VII. festgestellt worden. Wenn wir uns einbilden zu wissen, was weltlicher Staat sei, eine weltliche Literatur („das gilt uns weltlich", sagt ein Meistersinger), was der Weltverkehr sei und seine Mittel, dann ist uns das weniger eingebildet als eingebrannt und eingeätzt worden. Der Prozeß, in dem das geschehen ist, wäre deutlicher, wenn nicht das Wort dafür „Weltgeschichte" aus der Eitelkeit der Geschichtetreibenden heraus ganz über Gebühr hinaus auf alles und jedes je auf der Erde Passiertes angewendet würde. Es ist meine These, daß es eine Weltgeschichte nur von 998 bis 1945, oder (sagen wir das aus Höflichkeit für den Leser) bis 1960 hat geben können. Der Leser selber wird nämlich dazu beitragen können, daß dieses Kapitel der Geschichte, das echte Weltgeschichte gewesen ist, schleunigst abgeschlossen werde. Trägt er nicht dazu bei, so muß ja diese Welt in einen dritten Weltkrieg hineinschlittern. Und tut sie das, dann Gute Nacht mit aller Geschichte: Jonathan Edwards, Präsident von Princeton (gest. 1758), hat in seiner „Economy of Salvation" den Untergang der Welt durch Feuer als unvermeidlich angesehen. Er hat nur logisch die Konsequenzen aus einer bloßen Weltgeschichte gezogen, Konsequenzen, die in unseren Tagen von niemandem bezweifelt werden. Es ist daher sehr hoffnungsvoll, festzustellen, daß es einmal auch keine

Weltgeschichte gegeben hat. Denn was angefangen hat, das kann auch aufhören.

Die Weltgeschichte fängt erst da an, wo irgendwer vom Ganzen der Welt her Politik treibt. Das läßt sich aber ziemlich genau bestimmen. Vor dem Jahre Tausend hat niemand solche Absichten verfolgt. Vor 1192 gab es zum Beispiel in Rom kein Archiv, in dem auch nur die Namen aller Bistümer der Kirche verzeichnet gewesen wären. Die Kirche wollte nämlich vom Raum der Welt absichtlich so wenig wie möglich wissen. Den Raum der Welt ließ sie den Geistern der Welt und dem Kaiser, der sie in Schach halten sollte. Ebensowenig kümmerte sich die alte Kirche um die Heidenzeit und die Geschichten der Heiden der Vorwelt. Und die Heiden selber sonderten ihre eigene Geschichte geradezu eifersüchtig von allen fremden Völkergeschichten ab.

Die Weltgeschichte entstand, als der Abt Odilo von Cluny das Fest Allerseelen einrichtete, wovon meine Europäischen Revolutionen das Nötige berichtet haben. Denn damals wurden alle Seelen von Adam bis zur Gegenwart an einem einzigen Tage umworben. Die Zeit erwarb also eine unendliche Tiefe, und ein einziger liebender Blick durchdrang sie auf einmal. Diese Tiefe hat es vor dem Jahre 1000 nicht gegeben, und es ist das unsterbliche Verdienst Oswald Spenglers, durch seinen Namen des faustischen Jahrtausends diese Epoche gegen alles je vorher Dagewesene abzusetzen. Von ihm hatten Houston Stewart Chamberlain und vor allem Rudolf Sohm den Einschnitt zwischen erstem und zweitem Jahrtausend erkannt. Bevor ich Spengler kannte, nämlich 1916 und 1917, habe ich dieselbe Einteilung den „Europäischen Revolutionen" zugrunde gelegt.

Wie sah die Welt vor dieser Tiefe aus? Das Gerede wird ja so lange die große Epoche zerschwatzen, als nicht das, was vorher gefehlt hat, allen deutlich geworden ist. Daher gebe ich zwei Beispiele für das „vorsintflutliche", das noch nicht weltgeschichtliche Denken, das eine aus dem vierten, das andere aus dem 19. Jahrhundert.

Im Jahre 355 hatte der fromme Bischof von Poitiers in Gallien noch nichts über das Konzil von Nicaea gehört. Nun hatte dies Konzil den Trinitarischen Glauben im Jahre 325 durch die Erfindung eines neuen Terminus — Homoousios — der gesamten Kirche aus dem Munde vieler Hunderte von Bischöfen verkündet. Dreißig Jahre waren verstrichen, ohne daß dies grundlegende Ereignis Hilarius von Poitiers bekannt wurde. Das Bekanntwerden war also ganz offenbar nicht ein Anliegen in der Konstruktion der politischen Verfassung des vierten Jahrhunderts. Das Mittel blieb dem Zufall überlassen, und so wurden die Teile der Welt einander nicht mit-geteilt.

Das zweite Beispiel von 1815 bestätigt einen solchen Weltzustand vielleicht zum allerletzten Male. Die Brüder Chappe hatten seit 1803 eine Reihe optischer Telegraphen errichtet, einen auch zwischen Paris, Turin und Mailand. Als nun Mailand 1815 unter die Habsburger kam, beschloß Metternich, die

Telegraphenlinien abzureißen. Die Bankiers von Mailand baten ihn um Audienz und legten dar, wie vorteilhaft für ihre Geschäfte die rasche Mitteilung der politischen Ereignisse sei. Daraufhin der Fürst: „Die politischen Nachrichten können gar nicht langsam genug verbreitet werden."

Die Welt hatte also keine Synchronisation. Heut haben sogar Rußland, Amerika und China bereits ein gut Stück gemeinsame, „gleichzeitige" Zeit. Welt-werdung im faustischen Sinne ist aber genau dies, daß die auseinanderliegenden Fragmente der Erdteile ein gemeinsames Raumganzes auch im Sinne der Bewohner werden. Die Weltgeschichte von 998 bis 1950 oder bis 2000 ist dieser Prozeß. Es gibt also nicht eine Geschichte der Welt durch alle Zeiten, und es hat sie nicht geben können, weil die Weltteile in ganz verschiedenen Aeonen verstrickt waren. Das *Einheitlich-werden der Zeit für die gesamte Erde* ist der primäre und ich meine einzige Vorgang, auf den das Wort „Weltgeschichte" angewendet werden kann. Nun ist die Notwendigkeit zu dieser Weltwerdung, zu dieser Mitteilung einer und der gleichen Zeit an alle Teile der Erde, als Notwende-Akt zuerst den Männern aufgegangen, die für die Kirchengeschichte verantwortlich waren. Um der Kirche willen haben sie Welt vergleichzeitigt. Die heiligen Kaiser, die revolutionären Päpste und Kardinäle und Doktoren und Konzilien der Kirche sind zuerst gezwungen worden, zur Rettung der Kirche die Raumwelt zu einen. Die Unwissenheit des Hilarius von Poitiers im Jahre 355, genau diese Unwissenheit, hat das römische Papsttum seit 1059 erfolgreich bekämpft. Die erste Weltrevolution haben die Päpste gemacht, indem sie dem römischen Stuhl die Kuria Romana angliederten. Kurie hieß das Haus des heidnischen Rom, in dem der Senat tagte. Aber seit 1059 gibt es die römische Kurie für die Weltregierung des Bischofs von Rom.

Die ausführliche Fortpflanzung dieser Weltorganisation von den Päpsten zu den Königen, zu den Ständen, zu den Bürgern, zu den Proletariern kann nicht in einem Kapitel gegeben werden. Auf 600 Seiten habe ich die Stimme aller dieser Revolutionen sich selber aussprechen lassen. Denn nach einem großen Worte Franz Rosenzweigs braucht man nicht über die Völker kluge Bemerkungen zu machen; sondern sie selber schreiben ihre Geschichte in jenen erhöhten Augenblicken unseres Geschlechts, in denen die Seele, aufs äußerste getrieben, sich selbst schlicht und wahrhaftig ausspricht. Die großen Worte, die unsere Welt auf den Kopf gestellt haben und dank derer nun heut diese ganze Welt nicht als seelenloser Feuerball sich dreht, sondern uns, ihren Bewohnern, als Ganzes dienstbar zu werden vermöchte — diese großen Worte sind alle Revolutionsmanifeste, und sie umfassen den Diktatus Papae, die schmetternden Worte Gregors VII., die 95 Thesen Luthers, die Menschenrechte der französischen Revolution.

Sie umfassen aber auch die Deliberation de Statu Imperii des Papstes Innozenz III., die Great Remonstrance des englischen Parlaments und die bolschewistischen Funksprüche an ALLE.

Bei solcher Verschiedenheit wird es den Lesern seltsam klingen, daß sie von mir in einen Topf geworfen werden. Aber nicht ich erfinde ihre Zusammengehörigkeit. Vielmehr entspricht jedes dieser Dokumente dem vorhergehenden und dem nachfolgenden. Wieder will ich nur ein Beispiel geben. Luther will die Seele eines Christenmenschen vor der Gefahr retten, ihr Gewissen zu verwunden und waffnet die Fürsten mit den Mitteln, durch welche diese Verwundung unterbleibe.

Nun wohl, Papst Innozenz III. hatte 1202 die Macht, einen Kaiser des verwundeten Gewissens zu zeihen. 1517 war ein Papst selber dieser Sünde bloß und wurde von Luther bloßgestellt. Auch der erste Revolutionsruf war eine Antwort. Gregor VII. hat auf einen Übergriff geantwortet, als er im „Dictatus Papae" und in dem neuen „Jus poli", einem Welthimmelsrecht, sich des gesamten Weltraums unterwand. Die Kaiser aus sächsischem Hause hatten den Heiligen Geist in Dienst genommen — die Taube des Geistes wurde mit dem Kaiser auf Hostienschüsseln gesetzt.

Der Apostel Paulus, der dem Papste Sylvester I. zur Zeit Kaiser Konstantins zusammen mit Petrus erschienen war, erschien zu der Zeit Papst Sylvesters II. nicht etwa dem Papste, sondern dem Kaiser, der diesen Papst ernannte. Kein Stück der Kirche, das ums Jahr 1000 nicht von weltlichen Männern vergeben wurde. Darauf griff Gregor zur Posaune: Weltkaiser sei nicht der sogenannte Kaiser aus deutschem Hause; Weltkaiser sei der Nachfolger des Petrus, weil er der stellvertretende Vorläufer des Weltenrichters Christi beim Jüngsten Gericht sei. Der Papst wurde da zum Richter der vorläufigen Welt.

Seitdem ist die Weltgeschichte immer wieder zum Weltgericht erklärt worden. Eben darin besteht der revolutionäre Charakter des zweiten Jahrtausends.

II. Die Zirkumvolution der „Weltrevolutionen"

Zwischen 1517 und 1917 erhoben sich vier vorher unerhörte Regierungsweisen. Sie alle legten die Reproduktion der Ordnung in die Hände von Laien, von Weltleuten. Daher bestanden diese weltumwälzenden Vorgänge darauf, einer weltlichen Macht die Oberhoheit zu sichern. Weltliche Vernunft, weltlicher Geist, weltliche Meinung solle in ihnen entscheiden, denn sie wisse aus eigener Vollmacht, was gut und böse sei. Der Laie, die Gemeinen, das Individuum, die Arbeitskraft — also jedermann wird für diese vier Regierungsweisen sachverständig. Der Pfeil dieser geschichtlichen Formengeschichte weist so sehr in die Welt, daß die Kinder der Welt, die zuerst ganz schüchtern sich von den Priestern her Laien nannten, am Ende sich das Proletariat von Gottes Zorne unter uns nennen, nur um nicht das geringste Stäubchen von Nichtwelt, von Kirchenwesen auf ihrem Staatskleid sitzen zu lassen. Die Staatsgeheimnisse sind zu diesem Zwecke dem Publikum Schritt für Schritt offen gelegt worden.

In Deutschen, Briten, Franzosen, Russen und Amerikanern lebt eine und

dieselbe Leidenschaft: in ihren Staat soll der Papst nicht hineinregieren. Auf der anderen Seite haben sie kein gutes Wort für einander übrig. Briten haben den weltlichen Fürstenstaat durch die Enthauptung Karls I. gründlich aufs Haupt geschlagen. Franzosen haben die ganze englische Adelswirtschaft mit ihrem Systemmangel ausgerottet. Seit den Weltkriegen sind Amerikaner und Russen gezwungen, sich der Proletarierländer anzunehmen, welche von der Pariser Börse aus gesehen, nur als ein Kapitalproblem erschienen. Doppelte Gegnerschaft hat also diese Staatenwelt ausgefräst. In ihrem weltlichen Charakter stimmen sie alle einen Chorus gegen geistliche Herrschgewalt an. In ihrer Sonderrolle singen sie die wildesten Kampfarien gegeneinander: Lenin und Poincaré scheinen verschiedenen Jahrtausenden anzugehören. Es wundert uns, daß sie gleichzeitig — 1917—1923 — regiert haben sollen. So gegensätzliche und doch so einheitliche Gestalten liefern die beste vorhandene Material-Ordnung für die Materialien der Politik und entheben uns daher der Mühe, mit unseren eigenen abstrakten Definitionen aufzuwarten. Als Teile der Welt verstehen sich diese weltlichen Regierungen. Jede will ihre Ordnung als Miniaturausgabe oder vielleicht genauer als Vorentwurf der universalen Weltordnung verstanden wissen.

Da ein jeder von uns innerhalb einer dieser Vorentwürfe, eines Modells oder ihrer Nachahmungen ausgebildet wird, so ist er geneigt, die Welt für das Abbild seines in ihm eingeprägten Weltbildes zu halten. Er sei gewarnt. Andere Weltbilder sind seinen Nachbarn jenseits der Grenzen ebenso selbstverständlich wie ihm das seine. Jede sogenannte Weltanschauung ist ein Produkt. Es ergibt sich aus der Multiplikation der Einbildung eines Vorentwurfs in die Kinder dieser kleinen Welt hinein und der Projektion dieses in uns hineingeworfenen Bildes in das Universum hinaus.

Wenn sich z. B. ein Franzose oder Französling heut auf das Selbstbestimmungsrecht der Nationen beruft, dann hat er in Frankreich den Nationalstaat der Gleichheit vor dem Gesetz usw. vor Augen und sucht nun überall — in Kreta, Bolivia, Jemen —, ob der Tag des edlen Nationalstaats auch dort endlich komme. Denn das Weltgesetz: eine Nation = einen Staat erwartet er eben überall im Begriff sich durchzusetzen. Wo es fehlt, bedauert er die Rückschrittlichkeit, die Dummheit, die Bösartigkeit, die so gar nicht sich für die Weltordnung, wie sie nun einmal sein muß, einsetzen wollen.

Die „Welt" enthüllt sich mithin erst dann als die Vorstellung einer universalen Ordnung, nachdem ein Beispiel uns mit seiner Beispielhaftigkeit als Muster überwältigt hat. Es ist nicht nötig, daß diese Weltordnung bereits überall mit Händen zu greifen ist. Es genügt, wenn unser Kopf sie begreift. Denn alsbald regen sich geschäftige Hände und gründen — zum Beispiel — die „Gesellschaft der Nationen". Mithin hat jede Vorstellung von Welt Zwangscharakter. Sie zwingt uns, der Welt nachzuhelfen, und zwar genau in Richtung unserer Zwangsvorstellungen.

Es kann das nicht anders sein, weil die Welt ja in sich selber ohne Bewußtsein ist. Es gibt kein Weltgehirn. Die Bewohner der schon „entworfenen" Weltteile müssen also der Welt auf die Sprünge helfen. Deutsche, Briten, Franzosen, Weltmächte wie Amerika oder Rußland haben in die ganze Welt ihren Staat hineingesehen. Daher haben die Deutschen nach Albanien, Rumänien, Bulgarien, Griechenland, Rußland, Mexiko, England, Belgien, Holland, Spanien, Finnland usw. Fürsten zu exportieren angeboten, die Engländer haben sogar in Ghana eines ihrer Commonwealth oder Dominions gegründet, die Franzosen haben Europa balkanisieren müssen und können sich plötzlich vor Vietnams und Algiers Nationalisten nicht retten, und schließlich die Weltmächte basieren plötzlich ihre U-Boote, Flugplätze und Sputniks auf die Welt als Ganzes; ob sie in Berlin, am Nordpol oder in Abessinien oder Afghanistan auftauchen, das ist für diese Weltmächte längst keine Frage des „Rechts der Nationen" mehr.

Diese wenigen Sätze warnen uns, die komplizierte Maschinerie zu vergessen, die hingestellt werden muß, um eine „Welt" mit Hilfe von Teilwelten vorwegzunehmen, damit sich hernach die ganze Welt nach dem Muster dieser Teilwelten ordnen lasse. Kompliziert muß diese Maschinerie bis ans Ende der Tage bleiben, denn keiner der Vorentwürfe ist wertlos gewesen. Vielmehr hat jeder einzige einen Keim der Wahrheit entdeckt, entworfen und ausführlich ausgeführt. Die Welt würde also nicht die wirkliche Welt sein, käme nur das Weltbild der Weltmächte, oder der Nation oder der Engländer zur Durchführung.

Welches sind also diese teilweisen Wahrheiten, diese Züge der Welt, die für immer zur Welt gehören müssen, auch wenn der deutsche Michel und John Bull und die schöne Marianne und Uncle Sam heut in einem Völkerbrei zu vergehen scheinen?

Nun, die Namen, unter denen wir sie hier eben nannten, zeigen bereits an, daß jedes Weltbild Kinder seiner Welt erzeugt. Die in einer besonderen Weltordnung begriffenen und von ihr her sich selber begreifenden Kinder Adams werden besonders geprägt. Sag mir, was Du Dir unter der Welt vorstellst, und ich sage Dir, wie das auf Dich selber zurückwirkt.

Wir buchen also einen weiteren Gewinn unserer polynomistischen Weltvorstellung: die Menschen einer bestimmten Weltanschauung, Weltvorstellung, Weltempirie werden selber am Ende entsprechend ausschauen.

Weshalb die Deutschen Deutsche, die Briten Briten, die Spanier Spanier seien, das müßte mit ihrer Manipulation der Welt und ihren Zwangsvorstellungen von der Welt zusammenhängen, ja es müßte ein und derselbe Prozeß sein.

So ist es auch. Ich habe etwa 2000 Druckseiten darauf verwendet, in den großen Völkern biologische Produkte ihrer eigenen aufrichtigen Zwangsvorstellungen von der Welt, wie sie sein soll, anzuerkennen.

Die Historiker haben bis heute nicht einmal meine — schon von Friedrich

Schlegel vorgeschlagene — Frage verstanden. Wegen dieser Haltung will ich nur schrittweise den Leser an den Kern führen, dorthin, wo sich die Reproduktion einer Menschenart vollzieht, sozusagen in das Betriebsgeheimnis der Treibhäuser, die wir Staaten, Nationen, Mächte nennen.

Ich schlage vor, von außen nach innen zu gehen: ich will mit Schlagworten wie Kapitalismus, Kommunismus und dergleichen anfangen. Denn diese blassen Abstrakta sind ja das Gedankengerüst, auf dem wir täglich herumklettern. Ich will dann ähnliche Reihen daneben setzen, so daß jede dieser Reihen etwas eindringlicher klingt. Vielleicht hilft schon der Nachweis, daß es mehrere solcher Reihen gibt und geben muß, um von dem Gerüst der Gedanken ins Innere der Erfahrung zu treten.

Die erste Reihe bieten uns, wie gesagt, die Kommunisten an. Die eine reaktionäre Masse, gegen die sie fechten, sind die bourgeoisen kolonialen Ausbeuter des Kapitalismus. Interessant ist für sie mithin die Wirtschaftsordnung. Uninteressant sind Religion, Kunst, Recht, Philosophie; denn sie verdunkeln und lähmen die klare Klassenkampfideologie. Nun erkennen die Marxisten an, daß der Kapitalismus selber seinerzeit als Befreier eingetreten sei, und zwar vom Feudalismus. Dann erkennen die Marxisten eine Urzeit an, in der es noch keine Klassen gab. Ich habe in den Stämmen die klassenlosen Kriegergesellschaften und in den Reichen die klassische Arbeitsteilung beschrieben, und wir haben erkannt, daß die Letzten als die Ersten in der Welt Lauf hervorschnellen: Die große Sünderin wird die erste Christin, das Überschwemmungsland wird der erste Ackerboden, die Fronarbeiter Pharaos werden das erste Gottesvolk, die zersplitterten Fruchtländer gebären den griechischen Geist. Die Letzten sollen die Ersten sein. Weil oder obwohl diese Dialektik die des Neuen Testamentes ist, so hat sie sich auch gegen Karl Marx durchgesetzt. Weder er noch Lenin glaubten, eine kommunistische Revolution könne in dem industriell rückständigsten Lande, in Rußland, ausbrechen. Natürlich konnte sie nur da ausbrechen und ist sie gerade da ausgebrochen, wo es nicht genug Industrie und daher kaum ein Industrieproletariat gab. Dieses ist der Lauf der Welt immer gewesen. Nur wo die Zustände hoffnungslos verfahren sind, lassen sich die Völker zu den Scheusäligkeiten und Greueln einer Weltrevolution fortreißen. Dann kennt Not kein Gebot. Anderwärts gibt man sich um des lieben Friedens willen mit halben Maßregeln zufrieden. Deutsche, Österreicher und Italiener — trotz ihrer großen Not — sind nicht Kommunisten geworden, weil sie noch zuviel zu verlieren haben. Die einzigen Proletarier also, die wirklich nichts zu verlieren hatten als ihre Ketten, waren die Matrosen in Kronstadt; und die Soldaten aus ihrer Mitte waren bereits bis 1917, etwa acht Millionen, an der Front gegen Österreich-Ungarn und Deutschland gefallen oder gefangen. Doch wir schließen uns hier der Einfachheit halber zunächst der Sowjetsprache an und erkennen der Sowjetunion eine eigentümliche Wirtschaftsordnung zu, die von innen her gesehen sich auf dem Weg zum Kommunismus befinden soll.

Diese Wirtschaft soll am Ende grundsätzlich wenigstens ohne Arbeitslosigkeit, ohne Konkurrenz und ohne Profite funktionieren. Nach rückwärts entrollt sich dann für einen Nichtkommunisten ein Panorama von Wirtschaftsordnungen:

Kommunismus
Kapitalismus
Kolonialismus
Kamerialismus
Kurialismus
Feudalismus
Manorialismus

Mit dem Manorialismus sind wir etwa bei den Ottonen angelangt und unterscheiden ihn vom Feudalismus, weil dieser auf der Abschichtung der Burgmannschaft in Tausende neu ausgetaner Burgen von den großen Pfalzen sich aufbaute. Jede dieser Ökonomien hatte eine andere leitende Klasse, und jede schlug eine vorhergehende aus dem Felde; doch verschwand keine vollständig. Reste retteten sich in die nächste Ökonomie. So ist Deutschland bis heute von kameralistischen Ordnungen gespickt, trotzdem es in seiner kapitalistischen und sozialistischen Epoche sich befindet. Der Kolonialismus aber, in Frankreich, Spanien, Portugal, England, Holland reich entwickelt, fehlt in Deutschland fast ganz. Der Kapitalismus unterscheidet sich vom Kolonialismus dadurch, daß bei letzterem das Prinzip in den Kolonien entdeckt wird, das die Kapitalisten hernach bei sich zu Hause anwenden, nämlich daß die von den Märkten her erreichten Kunden, Konkurrenten, Rohstoffgebiete nicht zur politischen Verantwortung der Wirtschaft gehören sollen*). Fragte man nun einen patriotischen Deutschen oder „nationalistischen" Franzosen vor 1917 nach dieser Tabelle, so hätte er sie ebenso gut billigen oder ablehnen können, aber das entscheidende Merkmal war damals, daß man diese Liste nicht für sehr aufregend ansah. Denn andere Listen nahmen die Geister ein. Für diese anderen Listen erbitte ich jetzt die Teilnahme. Ein Franzose war präokkupiert mit dem Siegeszug der Demokratien durch eine noch immer nicht jeder Nation ihren Platz in der Welt gönnende Welt. Statt wie die Sowjets von der Welt der Wirtschaft und der Wirtschaft der Welt auszugehen, begann er mit der Natur des Menschen und dem Menschen in der Natur.

Daraus enthüllte sich ihm das Ancien Régime als Unnatur und unmenschlich. Seine Weltbühne hatte also folgende Kulissen:

Proszenium: Natur der Nation
Erste Kulisse: Unnatur des Ancien Regime, Stände, Privilegien
Zweite Kulisse: Überstaatliche Reichsgewalten (Papst und Kaiser)
Dritte Kulisse: Feudalismus
Vierte Kulisse: Kriegerische, herzogliche Stammesgewalten.

*) Näheres in „Die europäischen Revolutionen" S. 308 ff., 403 ff.

Einen Engländer hätte dies abstrakte Gerede von der Natur kalt gelassen. Ihn interessierte nicht die Natur, umso mehr aber das Recht. Legitim empfindet er sein birthright, seine Nativität, das eingeborene Herkommen jeder besonderen Gerechtsame, die endlose Mannigfalt des Gebrauchs. Und hinter sich hatte er uneingeborene Ordnungen. Das Recht sah er im Vordergrund der großen Arena des Welttheaters: Seine Liste also liest und las sich:

Periode	*Rechtsquelle*
Gegenwart	Parlamentarismus, Legitimität.
Letzte ägyptische Finsternis	Römisches Recht der Füsten und ihrer geheimen Räte
Vorletzte ägyptische Finsternis	Kanonisches Recht
Vorvorletzte ägyptische Finsternis	Normannen- und Eroberer-Recht

Den Deutschen mittlerweile hätte das Reden von der Natur und vom angeborenen Recht zwar vorübergehend ebenso interessiert wie die Arbeitslosen das „Kapital". Aber ins Feuer wäre er erst gekommen durch seine Weltanschauungskämpfe. Als Religionspartei, als Reformpartei stand er seinen Mann. Auf Grund des Schriftprinzips, denn die durfte er auslegen, auf sie berief er sich, zuerst auf die Heilige Schrift, in späteren Jahrhunderten auf wenige heilige Schriften. Aber Schriften mußten es sein. Als ein französischer Arbeiterführer sagte: „Marx? Ce n'est qu'un livre", da blieben seine deutschen Kollegen sprachlos. Der Satz stand nicht in ihrem Wörterbuch.

Ein Franzose und ein Deutscher werden beide einen Engländer kritisieren, aber der Franzose wegen Mangel an Ideen und der Deutsche wegen nicht erschöpfender Heranziehung aller schriftlichen Quellen. Es ist keinem nicht in deutschen Methoden Befangenen klar zu machen, weshalb eine erschöpfende Behandlung so viel höher steht als eine Behandlung, die weder den Brunnen noch uns erschöpft. Aber auch für mich steht sie am höchsten; so hab ich's eben gelernt. Nur frage ich mich heut, woher das kommt, und es kommt von den Hörnern und Zähnen, welche äußere Antworten auf Religionsgesprächen haben mußten. Da soll man auch die letzten Reserven des Gegners vor ihm und besser als er studiert haben.

Denn nur so kann eine Religionspartei an der Autorität von Papst und Konzilien vorbei an das Schriftprinzip gelangen. Der deutsche Geist der vollständigen Erschöpfung der Schrift blickt ja genau so auf seine Vergangenheit wie die Kommunisten auf den Kapitalismus. Er blickt mit Grauen auf die willkürliche Verwendung irgendwelcher loser Anspielungen, um die Gewalt des Nachfolger Petri, um die konstantinische Schenkung oder die Pseudoisidorischen Dekretalien oder den Pseudoareopagita in der päpstlichen Kanzlei auszubeuten. Daher ist es irrig, wenn unsere Schulbücher die Reformation nur damit erläutern, daß Luther vom Papst auf die Schrift zurückging. Der Papst hatte nie verfehlt, Schrifttexte zu zitieren. Aber sie waren oft gefälscht, und sie waren aus dem Zusammenhang gerissen. Deshalb muß der deutsche Quell seit 1517

sowohl rein wie erschöpfend fließen, und das gilt für deutsche Katholiken ebenso wie für deutsche Protestanten. „Rein" richtet sich gegen Fälschungen, „erschöpfend" gegen zwar echte aber aus dem Zusammenhang gerissene Zitate. Was besagen nun die vier Listen? Daß Kommunisten, Nationalisten, Engländer, Deutsche von vier verschiedenen Sprachen erfüllt sind; der eine redet technisch-ökonomisch, der andere natürlich, der dritte politisch und der vierte bibliothekarisch. Nimm dem Bolschewik sein Telephon von und nach Moskau, nimm dem Franzosen den Elan seiner eigenen Ideen, nimm dem Engländer seinen Tisch im Unterhaus und nimm dem Deutschen seine Bibliothek — so sind sie alle wie Fische aus dem Wasser.

Denn alle müssen in einer geistigen Flut schwimmen. Aber die Wasser dieser Fluten sind chemisch sehr verschieden, weil Techniker, Idealisten, Politiker und Professoren ihr Wasser anders salzen. Alle aber reden sie von der Welt. So anders jedes Wort klingt, so sitzt in allen europäischen Sprachen dies Wort Welt. Kommunismus, Nationalismus, Legitimismus und Protestantismus reden von Gott und der Welt so, daß sie ihren Gott anders, die Welt aber gleich benennen. Die Liste

Welt-revolution
Natur der Welt (Revue des Deux Mondes)
Western World
Welt-Anschauung

ist nicht willkürlich. Vielmehr trifft sie den Kern jeder dieser vier Sprachzweige.

III. Die Inwärtseigen der Weltgeschichte

Weil dem so ist, erwächst die Frage von selbst, ob sie einem gemeinsamen Erblasser dies Juwel „Welt" verdanken. So ist es in der Tat. Nicht Russen oder Deutsche oder Spanier oder Polen haben die Welt zuerst aus ihrem Geist revolutioniert. Das hat die römische Kurie getan. Man kann sagen, im Kampf gegen die Prinzipien des Islam. Die Welt als Welt, als bloße Welt, die angeschaut, durchfahren, verstanden und revolutioniert werden kann, verdanken wir den Päpsten. Sie zuerst haben Welt für bloße Welt erklärt und haben Kaiser und Könige und alle Kirchen mit der einen Ausnahme von Rom für weltlich oder weltlich korrumpiert durchschaut. Sie hatten Recht. Westeuropa ist viel näher dem Islam des Mohammed gekommen, als wir zugeben. Unsere Schulbücher schmeicheln zwar Karl dem Großen so, als sei er kein Mohammed gewesen. Mag sein, aber von seinem Zeitgenossen Harun al Raschid hat sich Karl viel weniger unterscheiden wollen, als unsere Bücher zugeben. Ich habe schon erwähnt, daß Karl der Große das Schisma mit der griechisch-orthodoxen Kirche herbeiführte, indem er ohne Not den Zusatz des filioque ins Credo schrieb, gegen den ehernen Protest des Papstes. 60 Jahre später ergab sich der Papst, und so wurde die Römische Kirche in die bloße fränkische Hälfte der Christenheit eingekäfigt. Durch 250 Jahre verstummte jede kaiserfreie oder

königsfreie Autorität in den Kirchen. Sie waren bestenfalls ein Inwärtseigen innerhalb weltlicher Herrschaften. Das heißt, sie hießen noch Abteien, Bistümer, Erzbistümer, aber sie wurden nicht mehr respektiert in der Machtbilanz der Fürsten, als etwa die Sonderkonten in einer modernen Betriebsbilanz ein Eigenleben führen. Nun gilt jeder Stand, bevor er sich emanzipiert, als ein Inwärtseigen der höheren Mächte. Auch die Arbeitskräfte eines Betriebes, die Bürger einer Landstadt, der Adel am Hofe verfügen anfangs nur über ein Inwärtseigen, weil sie nur als Sonderkonto in einer fremden Machtbilanz geführt werden. Was Marx den Kapitalisten vorhielt, war ja genau dies: Die Ware Arbeitskraft erschien in der Bilanz des Betriebes als Ware, d. h. sie wurde trotz religiöser und politischer Rechte in die Betriebsbilanz eingesetzt und bewertet, sie stand dort zu Buche, statt bei sich selber.

Wenn wir daher die Abschaffung des Inwärtseigen der Kirchen jetzt besprechen, so wird das ein Modell für alle solche Abschaffungen liefern. Heute wie damals und wie inzwischen dringt immer wieder eine zunächst innen unter fremdem Schutz liegende Gruppe in die Außenwelt und wirft sich aus einem Sonderkonto in einer fremden Bilanz zum Urheber einer eigenen Bilanzierungsmethode auf.

Jeder dieser Fälle hat also neue Gewichte in die Wagschalen der Weltbilanz geworfen und alte Gewichte abgeschafft. Wer in der fremden Bilanz als Arbeitskraft figurierte oder als Belegschaft, wirft diese Eigenschaft eines „Inwärtseigen" ab. Die Proletarier werden Sowjets, die Kreatur des Königs von England Thomas a Becket wird zum Märtyrer der Kirchenfreiheit; Luther wird vom Augustinermönch in der Klosterzelle, wie er selber in seinem Testament sich ausdrückt, eine öffentliche Person. Die Ausdrücke für dies Heraustreten aus dem Innenraum einer fremden Bilanz in die Außenwelt wechseln.

Proletariat wird Sowjets,
Bourgeois wird Staatsbürger,
Der niedere Adel wird zu den Gemeinen des Parlaments,
Die Fürsten des Reichstags werden Obrigkeit, und der Mönch wird öffentliche Person.

Die Geistlichen der Fürstenhöfe kriegen ihren eigenen Hof; an der Spitze dieser öffentlichen Höfe steht seit 1060 die Curia Romana; der Bischof von Rom hat seitdem den Namen des Römischen Senatsgebäudes für seinen öffentlichen Lehnshof in Anspruch genommen. Schon die ersten Päpste, die so aus dem Kaiserhof nach außen in die Welt drängten, setzten sich die sogenannte doppelte Tiara auf — heut ist sie sogar eine dreifache —, als sie zuerst aus dem kaiserlichen Rom in die weite Welt hinausdrängten. Weshalb wohl? Den inneren Bruch, der auf jedem um seine Emanzipation ringenden Stande oder Einzelnen lastet, kann nur der aufheben, der sich von der Welt, in die er hinaus will, in seinem Kopfe eine Vorstellung bildet. Revolutionen werden aus dem Kopfe gemacht, weil sie nicht ohne ein neues Weltbild gemacht werden können.

Denn in den von den bisherigen Herren der Welt gelieferten Weltbildern war ja der Bischof von Rom oder der Proletarier nur innerhalb der bisherigen Herrschaften eingeordnet. Also muß das bisherige Weltbild zuerst verworfen werden, wenn ein inwärtseigenes Sonderkonto seine selbständige Zukunft entwirft. Deshalb heißen diese Vorgänge Revolutionen, weil das alte Weltbild buchstäblich umgewälzt werden muß. Denn sonst wird kein Raum für das neue Außenleben und Zutagetreten des im Innern und Dunkel von der Welt übersehenen Freiheitskämpfers. Eine neue Welt tut not. Dazu wird die Welt auf den Kopf gestellt. Der Papst, der sich die doppelte Tiara aufsetzte, erklärte sich zum Herrn beider Rechte, nämlich des Rechtes des Weltalls und der bisherigen Bischofsrechte, des iuris poli und des iuris fori. Polus ist das Himmelsgewölbe. Die Päpste, ohne Flugzeuge und Erdmonde, zielten weiter als die Bolschewiki. Diese schießen zwar Sputniks in das Weltall, aber seltsamerweise ist die Weltrevolution dieser Kommunisten recht bescheiden nur auf unser bißchen Erde ausgerichtet. Den Himmel überlassen sie den Engeln und den Spatzen.

Es ist doch vielleicht erwähnenswert, daß die Kommunisten bescheidener sind als andere Revolutionäre, denn der Bürgerschreck spiegelt sie uns als grausame Alles oder Nichts-Fanatiker vor. Der Sputnik aber zeigt, daß ihre Ideologie hinter ihren Taten zurückbleibt und zahmer ist als die Revolution der Päpste oder auch die der Franzosen und Engländer. Denn die Engländer sahen in ihrer Glorious Revolution von 1688 eine gütige Konjunktur, Konstellation und Influenz im Firmament jenes Himmels, den Issak Newton damals aus welthistorischem Eifer enträtselte. Die Franzosen aber fühlten sich als Vernunft der gesamten Natur: ihre Vermessung der Erde, ihre Maße und Gewichte zeigen den Ernst, mit der sie uns und unsere Nation in die Natur hinein ordneten. Geradeso haben die Päpste Gottes Willen endlich — wie einer ihrer Polus-Juristen schrieb — nach 5000 Jahren zur Herrschaft in der ganzen Welt zu verhelfen geglaubt.

Ausführlich ist dies Auf-den-Kopf-Stellen von mir anderwärts erzählt worden, daß jeder Weltrevolutionär da seine Welt in seinen eigenen Worten uns vorstellen kann. Der Rahmen dieses Aufsatzes würde gesprengt werden, wenn die Nationen hier alle selber zu Worte kämen, und nun gar so ausführlich, wie sie es verdienen. Im Rahmen meines Themas aber muß der Weltbegriff der Revolution dem Aberglauben entrissen werden, als handele es sich jedesmal um ein gestaltloses All, in das wilde Jakobiner, Ironsides, Protestanten, wie Wildwasser hineintosten. Die Geschichte verläuft anders. Ohne Klassenbewußtsein, so meinte Marx, könne das Proletariat niemals aufhören, seinen Warencharakter abzustreifen. Dieses Bewußtsein wird aber bei der Mehrzahl der Menschen im Arbeitsprozeß heut erst durch die Kommunistische Partei erzeugt. Denn nur sie hat ein Weltbild, das dem Proletarier auf den Leib zugeschnitten ist und in dem er zum Handhaben dieser Welt eingesetzt ist. Das Wort Mana-

ger, das heut zum Überdruß ertönt, kommt auch von Hand, manus, sowie Handhaben. Der Buchtitel „The Managerial Revolution" aus der Feder des Exkommunisten Burnham war der Versuch, die Weltrevolution der Handarbeit in eine milde Halbrevolution der „Managers", der verwaltenden Hände, abzuschwächen. „Handhaft" aber verfährt jede erfolgreiche politische Beredsamkeit heut, solange die Regierenden hinter den Handarbeitern herlaufen. Denn das Weltbild dieses neuen Standes geht begreiflicherweise von ihrer Hände Arbeit aus. Das heißt nun beileibe nicht, daß dieses revolutionierende Weltbild nicht von der Arbeit aus auch alle anderen Weltprozesse einbezieht: Familie, Justiz, Kunst. Aber zuerst wird von einer Proletarierfamilie, einer Klassenjustiz und einer Revolutionskunst die Rede sein.

Da das Weltbild zwar alles enthält, aber ohne jede Rangordnung, so hat jede reolutionäre Klasse ihre eigene Rangordnung in die Welt hineinproklamiert.

Ist es nun eine List der Revolutionäre, durch das Geschrei von der „Welt" im Ganzen die Selbstsucht ihrer eigenen Revolutionsforderungen zu verbrämen? Meinte der französische Bourgeois nur sein Kapital, als er Natur, Welt, Vernunft, Freiheit rief? Log der Papst, als er das zum Kalifat entartete römische Kaisertum mit dem Recht des Himmelsgewölbes überwand? War Luther bloß aufs Heiraten aus, als er der Klosterzelle entsprang?

Das zweite Jahrtausend wird den Leser friedlos lassen, wenn er nicht den Revolutionären Glauben schenkt und gleichzeitig ihren naiven Hoffnungen sich verschließt.

Weltdinge werden erhofft, an Gott müssen wir glauben. Denn die Welt besteht aus Sichtbarkeiten. Gott aber ist unsichtbar. Die Revolutionäre aber stehen unter schwerem Druck. Im Innern einer älteren Weltordnung finden sie keinen Platz für sich; sie zermartern sich, wo denn in aller Welt ihre Inwärtseigenschaft auswärts zu verwenden sei. Und auf ihre Marter kommt die Antwort: Nur wenn Ihr die Welt verwandelt, werdet Ihr selber auch in der Außenwelt verwendbar werden. Die bisherige Weltordnung verwendet Euch eben nur in der untergeordneten Position, die Euch beschwert. Also muß es soviel Weltbilder geben, wie es große Hoffnungen gibt. Denn in eine polytheistische, polynome, polyanimistische Welt kann nur von außen, von einem sic volo sic jubeo; stat pro ratione voluntas, eine Rangordnung eingeführt werden.

Eine Welt, aber *viele* Weltordnungen ist das Gesetz der Revolutionen. Man darf also nicht sagen: Eine Weltordnung ist undenkbar. Man muß im Gegenteil hervorheben: Viele Weltordnungen sind denkbar. Die Einheit der Welt bedeutet mitnichten, daß in ihr eine einzige Ordnung für das Denken erkennbar wäre. Schafft Gott die Welt, dann wird ihr seine Ordnung Schöpfungstag für Schöpfungstag eingeblasen. Schaffen aber wir Menschen die Welt, dann müssen wir uns genau so mehrzählig die Köpfe einschlagen, wie es Weltbilder und Inwärtseigen gibt.

Die Mehrzahl der Weltrevolutionen des zweiten Jahrtausends ist also unerläßlich gewesen, weil keine Revolution ein einziges Weltrecht proklamieren kann. Vor Gott haben wir Menschen eine gläubige Position. Aber in der Welt hat jeder eine andere Position, und jedermanns Hoffnungen in der Welt sind daher maßloser, als seine eigene Position rechtfertigt. Niemand braucht sich damit zufrieden zu geben, von eines anderen Position in der Welt her angesehen und eintaxiert zu werden.

Das Herumhantieren mit dem Schlagwort „Welt" führt so lange nicht weiter, wie wir nicht innerhalb dieser Welt eine Mehrzahl von räumlichen Ordnungen als denkbar anerkennen. Den Kaiser oder den Proletarier oder das Privateigentum oder die weltliche Obrigkeit kann ich abwechselnd als Weltprinzipien anerkennen, und je nach dem unterteilt sich die uns allen gemeinsame Welt in eine Reihe von Architekturen. Der Zuschnitt der Räume, aus denen die Welt bestehen soll, fordert jedesmal die wirkliche Entscheidung, und sie muß parteiisch ausfallen. Denn die Räume sind Parten, Teile, und ein Thronsaal, ein Dom, ein Fabrikraum und ein Landgut oder ein Büro sind ewig von verschiedenem Zuschnitt. Ich weiß wohl, daß man heut die Büros wie Kuhställe einrichtet und die Landgüter wie Fabriken. Aber das ist ebenso wahnsinnig, wie wenn man die Arbeiter auf ihr Recht auf Privateigentum verwies oder den heimatlosen Unternehmer des 18. Jahrhunderts auf seine Handels-„Vorrechte".

Jeder Grundriß des Hauses der Welt geht von einem Gemach darin als dem Normalraum aus. Ich habe 1914 gezeigt, wie Pfalz, Hof, Kammer, Sprechzimmer (= Parlament), Kabinett, Präsidium nacheinander für die Normalfigur des Raumes erklärt worden sind, in dem regiert werden müsse. Wie der Herr, so 's Gescherr. Dem Kaiserpalast in Aachen mit seiner Kapelle entsprach ein Weltbild, in dem die Päpste des Kaisers Kapläne waren und daher von ihm ein- und abgesetzt wurden und der Kriegszug des Kaisers die Ausbreitung des Kreuzes unter den Heiden herbeiführen sollte.

Dem Hof, der Kuria des Papstes, entsprach eine Welt, in der die Könige von Sizilien, England, Spanien, Polen ihre Krone vom Papste zu Lehen tragen sollten; womöglich sollte sogar der Kaiser dem Papste den Steigbügel halten.

Der Kammer der Fürsten entsprach eine Welt von Kammerherren, Chamberlains und geheimen Räten und Privy Councils und Bundesräten und einer Welt von zivilen und militärischen Bediensteten, die „in camera" die Regierungsgeschäfte erledigten und die Untertanen einsperrten oder freiließen, wie die berühmte Star Chamber in England.

Dem Sprechzimmer aber, in dem the House of Commons zu finden ist, entsprach und entspricht eine Welt, in der all gentlemen pack to sea, in der Britannia die Wellen regiert, weil jedes Mitglied des Parlaments und der parlamentarischen Familien Kirche und Staat durch die weite Welt bemannen und regieren. Seit Sprechzimmer die Norm des Raums wurde, aus dem regiert wurde, und seit das Parlament die Kirchenämter vergab, seitdem haben Indien

und China, Australien und Britisch Kolumbien, Jamaica und Kapstadt wie normale Räume der Welt vor dem englischen Blick gelegen. Auch die Kolonien in Nordamerika glaubte das englische Sprechzimmer regieren zu können. Nur weil sich diese Kolonien unbegreiflicherweise zu vereinigen wagten, hörte das Schachbrett der Kolonien sich auszubilden auf.

Die bürgerliche Regierungsform sah als Normalfall die städtische Gesellschaft in ihren Salons, Wohn- und Speisezimmern. In den Bädekern des 19. Jahrhunderts fehlten die Arbeiterquartiere auf den Städtekarten. Die „Nation" im Jargon der französischen Revolution hatte ihren Normalraum so gut wie die Fürsten ihre Kammer, der Papst seine Kurie und der Kaiser seine Pfalz. Aber die meisten Leser sind jenem Gesetz verfallen, das Lasalle von Hegel zitiert, und sehen in die Nationalen Demokratien das „Parlament" als Urgebilde oder Normalform hinein. Das ist ein Irrtum, der aus der Verschmelzung englischer und französischer Ideologie sich herleitet. Gewiß hat die französische Verfassung eine Chambre des Députés. Aber schon, daß sie im Palais Bourbon tagt, mag stutzig machen. Denn das wäre zu stillos, wenn die Seele der französischen Revolution sich in einen Königspalast verkleidete. Das Genie der Nation hat ja aber gerade darin bestanden, sich den Staat und seine Regierungskrisen untertan zu machen. Ein Pariser Salon, die Börse, die Privatwohnung, die Ateliers der Künstler — das sind die Souveräne der Nation, und das Parlament kann nichts gegen den Grundsatz: Je m'en fous. Foutez moi la paix, „A la Campagne". Das Dasein des Bürgers ist in der räumlichen Vorstellung seiner Privatwohnung ausgedrückt. In seiner Privatwohnung konkurriert jeder Bürger mit den Privatgemächern jedes Kaiserschlosses oder des Vatikans. Die Gleichheit vor dem Gesetz findet in dieser Gleichheit der privaten Sphäre ihren weltlichen Ausdruck. Der Bruch zwischen Bürger und Proletariat ist so einschneidend, weil sich der Arbeiter in seinen Mietskasernen machtlos fühlt. Seine Freiheit erlebt er durchaus nicht als Schlafgänger oder Untermieter: seine Freiheit erlebt er im Betriebe. Der 17. Juni 1953 und die Posener Unruhen konnten nur von Betriebsbelegschaften gewagt werden.

Weil und solange die Arbeiter die Welt in Betriebe unterteilt sehen, sind sie von den in Privatwohnungen hausenden Bürgern verschieden. Soweit sie es auf ihr eigenes Häuschen abgesehen haben, hört zwischen ihnen und dem Prokuristen der Deutschen Bank der Unterschied auf.

Die geradezu ungeheuerliche Wohnungsnot in der Sowjetunion dient dem Regime. Denn niemand bringt es bei diesem Untermieterelend fertig, in seiner Wohnung den Einstieg zur Freiheit zu erträumen. Die zweckmäßigen Fabrikräume müssen im Weltbild des aus dem Lande in die Industrie strömenden Russen noch lange als die Raumnorm gelten, von der aus sich auch die Erdteile als Werkstätten und Betriebe darstellen. Der Westen stellt dem Betrieb das team entgegen. Präsident Eisenhower hat sein Kabinett als team organisiert. Man kann es auch umdrehen und sagen, es sei das Ideal, alle Arbeits-

gruppen nach dem Muster eines entschlußfrohen Kabinetts zu reorganisieren. Team und Kabinett sind nämlich darin gleich, daß sie die Arbeitsverfugung und Arbeitsgliederung verkörpern, durch die unsere Industrie allein zustande kommt.

Zwar nur in aller Kürze ist doch vielleicht die Unterteilung des Weltganzen in die Modellräume

Betrieb,
Privatwohnung,
Sprechzimmer,
Kammer,
Kuria,
Pfalz

anschaulich geworden. In jeder Ordnung war und ist ein Inwärtseigentum eingebunden, das stillschweigend mit vorausgesetzt wurde: Die Kapellengeistlichen in der Kaiserpfalz waren seit Karl dem Großen stillschweigend das Sonderkonto für die Einmischung des Kaisers in die Kirche. Die Hofämter der geistlichen Fürsten wurden so sehr stillschweigend vorausgesetzt, daß der Bischof von Bamberg von den gleichen vier Hofbeamten

Kammervorstand = Chamberlain,
Marschall,
Schenk,
Truchseß

bedient wurde wie der Kaiser selber. Die Theorie vom Fürstenstaate, das heißt von der Kammerregierung der weltlichen Fürsten, schwieg sich über ihre Vorbesprechungen mit dem Parlament, mit den Ständen des Fürstentums oder Königreiches aus. Stillschweigend würden sie, so vertraute man, funktionieren. Als sie herausbrachen und die vertraulichen Vorbesprechungen ins Volk und in die offene Welt hinausposaunten, da wurde daraus die englische Revolution.

Seitdem wird von jedem Parlamentarier stillschweigend vorausgesetzt, daß er einen häuslichen Rückhalt habe, ein Zuhause in seiner Heimat. In den Bürgern kommt dieser Rückhalt in ihrem Haushalt zu Worte: seine Privatwohnung macht ihn allen älteren Würdenträgern ebenbürtig.

Aber auch die Bürger schwiegen sich über etwas aus. Woher kam ihr Einkommen? Was zahlte für ihre Privatwohnung? Die Quelle ihres Einkommens, ob aus Kapital oder aus Arbeit, wurde verschwiegen. Der Arbeiter aber sagt: Dies Geheimnis muß laut werden. Mein Arbeitsplatz entscheidet. Ich ordne mich nach Betrieben. Diese wiederholte Durchführung der Revolutionsprozesse zeigt, wie jedesmal das, was das vorige Mal stillschweigend für garantiert angesehen wurde, hervorbricht und laut zu Worte kommt. Eine Unterlassung muß jedesmal wett gemacht werden, und die Revoluion macht sie wett, indem

sie jedes Mal das im Stillschweigen Gefangene zu einer machtvollen Proklamation seiner selber befreit. Der Papst proklamiert seinen Alleinbesitz des Heiligen Geistes, die Fürsten proklamieren ihre Pflicht zu reformieren, die Stände proklamieren ihren public spirit, die Bürger proklamieren ihre privaten Überzeugungen, die Arbeiter proklamieren ihre massiven Vorurteile.

Die umwälzenden Revolutionen haben so ihrerseits einen Kreis umwandert. Und so mag ihre Reihe Zirkumvolution heißen. Die Zirkumvolution erweist jede einzelne Total- oder Weltrevolution als Prozeß eines Zyklus; die Umwälzung ist weder willkürlich noch sinnlos, sie ist Glied einer Umwälzung. Die Zirkumvolution hat, wie ich anderwärts gezeigt habe, alle männlichen Funktionen im politischen Verbande emanzipiert, ohne doch eine einzige von ihnen überflüssig zu machen. Deshalb lassen die Bürger noch heut in einem Palais eine Kammer tagen, die Sowjets tarnen sich als Demokratie, die Päpste nennen sich die wahren Kaiser.

Das Geheimnis zwischen jeder einzelnen Revolution und der Zirkumvolution aller Revolutionen ist also dieses: Wenn ein bestimmtes Glied stimmhaft wird und die Welt zur Rechenschaft zieht, muß es doch den anderen Gliedern ihre Stimme lassen. Auch sie zählen alsdann immer noch. Auch die Sowjets brauchen einen obersten Kriegsherrn, ob sie für ihn nun den Kaiser, den Zaren, Stalin, Iwan den Schrecklichen oder Alexander Newsky propagandistisch heraufbeschwören. Freilich erlaubt die Sowjetideologie dies Amt eines Generalissimus nur für den Notfall des Krieges, den es ja eines Tages in der klassenlosen Gesellschaft nicht mehr geben wird. Aber vorgesehen für diesen Fall ist der Oberbefehl doch, ob auch Schukow abgesetzt und Tuchatschewsky umgebracht werden, wenn sie im Frieden solch ein Amt für notwendig halten. Ein ähnlicher Grenzfall für die Papstrevolution waren die weltlichen Völker. Im Dictatus Papae gegen den Kaiser kommt Volkes Stimme nicht vor. Ecclesia nihil dicitur nisi clerici, hieß es 1200*). Trotzdem hat sich im äußersten Notfall auch das Papsttum seinen Gegenpol, das Volk, aufzwingen lassen: Das Schisma entspricht für die Kirche dem Weltkrieg für Rußland. Und das Schisma haben Konzilien überwinden müssen. Ein Konzil aber gibt den Geistern der Nationen eine Vertretung in den Personen ihrer Lehrer. Und so hat die Weltkirche des Himmelsgewölbes den erdgeteilten Nationen eine bescheidene Ecke in ihrer Weltordnung einräumen müssen. Die Ecke der Nation auf den Konzilien war so notgedrungen wie der militärische Oberbefehl bei den Sowjets. Aber unumgänglich war und bleibt er. Die deutsche Reformation hat genau diese unscheinbare Ecke, die Rolle der Nation auf einem Konzil, zum Bollwerk der Freiheit erhoben. Die Religionspartei der Protestanten ist genau dies gewesen, die eine Hälfte der sonst auf einem Konzil vereinten Fürsten und Doktoren deutscher Nation.

*) Rosenstock-Wittig, Das Alter der Kirche II, 1928, S. 603.

Sowjets: die Betriebe,
Eigentümer: die Privatwohnungen,
Stände: die Landschaften,
Fürsten: die Verwaltungen,
Päpste: die Diözesen,
Kaiser: die ein Heer hinter sich haben, sind alle unabdingbar.

Jede Weltrevolution hat sich mit der Koexistenz aller anderen abgefunden. Und wenn heut die Koexistenz von Kommunisten und Kapitalisten empfohlen wird, so ist sie genau so unmöglich und genau so unabdingbar wie die Koexistenz von Protestanten und Katholiken. Jedesmal ist der Friede, der einen neuen Revolutionär anerkennt, ein Friede, der höher ist als alle Vernunft. Und jedesmal hat er geschlossen werden müssen. Diese Koexistenz von Rußland und Frankreich, von Lenin und Poincaré ist ebenso merkwürdig wie die von Friedrich dem Großen und Pitt, von Franz von Assisi und Kaiser Friedrich II., von Gustav Adolf und St. Francis von Sales. Sie bezeugt den Unterschied zwischen der Welt des zweiten Jahrtausends und den Antiken. Denn Plato und Polybius haben in der Antike den Kreislauf der Verfassungen vor Augen gehabt, in dem die Politik von Monarchie zu Aristokratie zu Demokratie zu Diktatur abrollte. Das Rad des Verhängnisses schien ihnen unaufhaltsam sich umzuwälzen. Mithin wußte auch die Antike von Umwälzungen nur zu gut, aber von Weltrevolutionen konnte sie nichts wissen: Die einzelne Politik Athens, Spartas, Korinths lief nämlich in sich kreisförmig gefangen. So ist es nicht seit Kaiser Otto III. oder Gregor VII. Das Verfahren ist anders. Ein Glied wird umgewälzt, wird revolutioniert, weil eine bedrängte Gruppe ein neues Raummodell für die gesamte Welt zur Norm erhebt. Die Päpste oder die Fürsten oder die Bolschewiki verfassen sich in dies Raummodell hinein: Die Kurie, die Residenz, der Kreml werden Vorwegnahmen einer geistgeborenen Weltordnung. Der Beitrag dieser Revolution ist so imponierend, daß sich die anderen Welträume allmählich, widerwillig genug, ihr einpassen. Aber sie passen sich nur ein. Und da, wo die Einpassung sich am schädlichsten auswirkt, bricht die nächste Revolution aus, und wieder stellt sie ein Raummodell auf, und wieder macht dies Raummodell Eindruck und erzwingt nach Empörung, Angst, Geschrei Beachtung.

Daraus vollzieht sich das Wunder der Zirkumvolution. Statt eines blinden Kreislaufs der Verfassungen in der Antike ertragen sich im zweiten Jahrtausend die Sprossen der Weltrevolutionen gegenseitig und gleichzeitig. Der französische Schriftsteller, der englische gentleman, der italienische Franziskaner, der deutsche Professor sind zum Leben der „Welt" alle unentbehrlich; die Charaktere der Nationen sind aufeinander bezogen. Sie stützen, sie ergänzen einander. Der Weltraum jeder Revolution als Frühbeet und Pflanzungsstätte bestimmter Menschenart hat in die ganze Welt seine Eigenart exportiert. Und diese Eigenart enthüllt sich nicht als Willkür, Zufall und blindes Ungefähr, sondern als der ehrwürdige Versuch einer Völkerfamilie. In meinen Publika-

tionen mag sich der Leser die Materialien ansehen, in denen sich die Züge dieser Familie spiegeln. Aber auch ohne sie weiß er selber den Deutschen vom Italiener, den Franzosen vom Engländer, den Österreicher vom Russen wohl zu unterscheiden. Holländer, Schweizer, Amerikaner, Spanier, Polen, Ungarn sind uns ohne weiteres erkennbar. Die liberale Freude an der Individualität hat sich an den Unterschieden nicht gestoßen. Unsere Welt wird recht eng. Jede Sonderart hat sich daher zu rechtfertigen, oder sie wird unbarmherzig eingeebnet werden. Die Amerikanisierung und Bolschewisierung sind solche scheußlichen Vorgänge des Abflachens und Abplattens aller scharfen Profile.

Dem entgegen muß die menschliche Bestimmung der Nationen gerettet werden. Die Weltrevolutionen und ihr Friede übersteigen die Logik, gewiß. Aber ihre Früchte dürfen nicht anders gedeutet werden als die zur Erfüllung unserer Bestimmung notwendigen Menschenarten. Vater und Sohn, Mutter und Tochter, Jüngling und Mann werden in sechs riesigen revolutionären Brunnenstuben reproduziert. Italien, Rußland, England sind also keine geographischen Begriffe. Es war ein Weheruf, als Deutschland „nur ein geographischer Begriff" hieß. Es wird ein Weheruf sein, wenn von Europa nur die Landkarte zu berichten weiß. Vielmehr hat z. B. die apenninische Halbinsel gerade umgekehrt ihren Namen „Italien" erst durch Dante empfangen. In der Antike hieß ja die Lombardei Gallien. Umgekehrt wurden vor Dante die Südteile beim Namen Italien nicht mitgehört.

Die Teile Europas sind nicht als geographische Begriffe benannt worden, sondern sie sind zu Modellräumen der Welt revolutionär proklamiert worden. Von jedem einzigen Teile gilt, daß er in einem „Marathon", einem Fackellauf, zeitweise die Fackel des Geistes allen anderen vorausgetragen hat.

Der väterliche Staat, die mütterliche Kirche, der männliche Commonwealth, der weibliche Charme, die Halbwüchsigkeit treuloser Taktik, sie alle sind zu ewigen Stationen ausgebildet worden, auf denen ihre Eigenart reproduziert wird. Die Reproduktion des menschlichen Kapitals ist mithin das, was dank der Zirkumvolution zustande kommt. Der tote Verstand wagt es, von Menschenmaterial zu reden, und bringt sich damit selbst — als bloßes Material — aufs Schafott oder in die Gaskammern. Die teilnehmende Vernunft erkennt in den Arten der Menschen das Kapital an, das Pfund, mit dem wir wuchern sollen. Und siehe da, wenn sie sich darauf besinnt und um sich blickt, so entdeckt sie, daß die Revolutionen von der des Papstes bis zu der der Sowjets zwar ihre Absicht auf die Räume der Welt gerichtet haben. Aber unabsichtlich haben sie dabei eine menschliche Art kapitalisiert. Die Zwecke der Revolutionäre und die Bestimmung, der sie dienen, fallen nicht zusammen. Wir wollen; aber was wir tun, geht weit über unseren Willen hinaus. Die Weltrevolutionen des zweiten Jahrtausends sind die Proben aufs Exempel. Keine von ihnen hat gesiegt. Die Herrscher haben dem Papst nicht die Steigbügel gehalten. Das Papsttum ist nicht in der Hölle verschwunden. Die Sowjets werden von 600

Millionen Chinesen bedrängt; die französische Revolution hat ihren Ausfuhrartikel einer Welt aus Nationalstaaten sichtlich erschöpft. Aber Menschenart, unentbehrliche Eigenart haben sie uns allen mitgeteilt. Deshalb haben ihre Stimmen wahren und zeugerischen Klang trotz ihrer geographischen Schranken.

Wer daher fragt, ob es denn nun immer so weiter gehen soll mit den Weltrevolutionen, dem kann eine klare und bestimmte Antwort erteilt werden. Die Zirkumvolution der Weltrevolutionen ist ein Vorgang, der 1050 begann und der heut zu Ende geht, weil sich heut Welträume und Menschenart voneinander lösen. Sechsmal hat die Vorstellung eines Modellraumes der ganzen Welt zu den Opfern begeistert, die nötig waren, den besten Bewohner des Weltalls in jenem vorbildlichen Nationalraum zu erzeugen. Dies geheime Zusammenspiel zwischen Weltbild und Musterraum des jeweiligen Trägers der Weltrevolution, also zwischen offenem Zweck und geheimer Bestimmung hat sich erschöpft. Die Natur der Welt wird von nun an noch oft umgedeutet werden, aber die Deutungen werden zu schnell aufeinander folgen, um noch menschliche Stammbäume festzulegen. Welt und Mensch treten auseinander, weil sich Menschen nicht mehr auf die ewigen Wendungen und Wandlungen des Weltbildes einlassen können, ohne zu Grund zu gehen. Es wird fortan tödlich sein, die menschliche Art mit irgendeiner Natur der Dinge gleichzusetzen. Ein Vergleich kann helfen: Die Theologen haben die Hexen verbrannt, weil sie in die Welt Engel, Dämonen, Geister hineinlasen. Den Theologen mußte das Handwerk gelegt werden. Darum wurde die Welt für Welt erklärt, der Zeit verfallen und geistlos. Heut reden Philosophen uns Menschen immer noch in die Welt hinein, die Thomisten stellen uns unter Naturrecht, die Marxisten unter Naturgesetze. Ihnen muß das Handwerk gelegt werden, denn der Mensch ist nicht geistlos, und deshalb ist er nicht der Zeit verfallen.

Soweit den Philosophen das Schlagwort von der Natur der Menschen entwunden wird, so weit endet die Zirkumvolution aus den Weltrevolutionen. Denn diese hatten es auf die Natur der Dinge abgesehen und riefen ganze Völker ins Gefecht für jeweils eine bestimmte Ordnung der Natur der Welt.

Dies Buch z. B. und unzählige Künstler und Samariter rufen heute die Völker aus der Welt heraus in die Zeiten der Gesellschaft. Was schiert uns die Natur, wenn wir doch nicht mehr wissen, wann wir irgendetwas vollziehen müssen! Die in dieser Welt täglich gemeuchelte Zeit, die Sklaverei der Arbeitszeit, bedroht das reine Zeitwesen: ihn, den nur die Stunde berufen, sie, die nur die Generation segnen kann. Die Männer, denen ein Bürokrat den Paß verweigert, die Frauen, deren Bräutigam in irgendeinem Lager Zwangsarbeit leistet, fragen nicht nach Frankreich oder Amerika oder Indien oder katholisch oder Shinto. Sie gehen ihrer kostbaren Lebenszeit verlustig, dank irgendeiner Welt- und Staatsphilosophie, die ihnen ihre Zeiten stiehlt, so als sei ein Raum auch für ihre Lebensdaten der Souverän.

Die Kirche hat gegen diese revolutionierenden Raumsouveräne protestiert, und sie tut es auch heute. Aber die Weltkirche hat selber den Raum modelliert und die Seelen inquisitioniert, und daher ist Roms Stimme etwas heiser, wenn sie den Menschen aus dem Raum der Welt freizuhalten behauptet. Immerhin ist Kirche noch da. Jede Revolution hat sich an der christlichen Zeitrechnung vergriffen, keine hat sie überwältigt. Die Kirche hat also in uns allen die wirkliche Mannigfalt der Welt gegen jedes Weltsystem gerettet. In jeder Nation und in jedem Jahrhundert haben Spuren des Ewigen Lebens dem Geist der Zeit widerstanden. Es ist das Wunder unserer Weltgeschichte, daß sie jünger geblieben ist als die Kirchengeschichte. Auch in Sowjetrußland bezeugen die Kirchen ein vor die Weltrevolution eingesprengtes göttliches Walten, das für Bolschewiki und Nichtbolschewiki gegolten habe und unterhalb dessen auch ihre Weltrevolution ein Ereignis im Gang der Ereignisse bleiben muß. Ein Beispiel für diese Kraft, die Vollzahl der Zeiten wachzuhalten, steht hier statt unzähliger, damit der Leser zu glauben anfange, was ihm seine Geschichtsbücher zu glauben verbieten, daß er auf ewig von den Zeiten vor Christi Geburt geschieden leben darf. 1870 erschien das Leben des großartigen Christen Frederick W. Robertson, 1816—1853. Darin schrieb A. J. Ross (S. 311): „He was at one philosopher, poet, priest and prophet." Auch die Sowjetunion kann an dieser Vollzahl unserer Aeonik nicht rütteln. Denn gegenüber dem Rädchen im Produktionsprozeß, dem Manager, dem Kommissar, dem Tovarik werden nicht aufhören, so wenig wie Sommer und Winter, Tag und Nacht, Philosoph und Poet, Priester und Prophet und alle die Vorstufen, die zu ihrer Erzeugung führen. Aber schreckliche Kämpfe stehen bevor, um ihnen im technischen Kalender der Welt die fruchtbaren Zeiten einzuräumen, denen die Welten aller politischen Weltsysteme hilflos gegenüberstehen und die sie daher täglich achtlos vernichten.

Die Weltvokabularien

Deutsch	*Englisch*	*Französisch*	*Russisch*)*
kultiviert	countrified	civilisé	„engineered"
Staat	Commonwealth	nation	Sowjet
jeder Christ	every man	chacun	„everybody"
Obrigkeit	Gemeine	intellectuels	Sowjets
Katheder	pulpit	tribune	Dialektik
Fürst	gentleman	citoyen	towarik
hoch	old	nouveau	funktionell
hohe Gesinnung	public spirit	esprit	Qualität
der gemeine Mann	the poor	les illetrées	das Lumpenproletariat

*) Nur annähernde Übersetzungen möglich.

Protestant	Whig	liberal	Die Partei
Magister - Meister	minister	écrivain	
Doktor	member	individu	
Billigkeit	common sense	bon sens	
Pflicht	right	idée	Funktion
Geist	world	nature	Gesellschaft
Reformation	revolution	révolutionnaire	revolutionieren

PFINGSTEN UND MISSION*

I. Pfingsten und Mission

Als Adolf Harnack starb, erbat er sich für seinen Grabstein die Worte der alten Hymne Veni Creator Spiritus. Zu Pfingsten singt der Gläubige: „Der Geist des Herren hat erfüllt alle Lande der Erde." Aber Protestanten, Katholiken und Orthodoxe bleiben getrennt, und die Israeliten wissen nichts über das Kommen des Messias. Der Geist des Herren scheint diese also nicht zu einen. Wie können wir dann begreifen, daß der Geist einstmals wirkte und heute versagt?

Zu Pfingsten dürfen wir jubeln, weil der Name über alle Namen von unzähligen Stämmen und Völkern angebetet wird und weil sein Evangelium in viele Sprachen übersetzt worden ist. Aber zu Pfingsten müssen wir auch ehrlich zugeben, daß wir wohl ungenügend erleuchtet sind und nicht solchen vollendeten Glauben besitzen, daß wir unsere Triumphgesänge allein für uns singen könnten. Uns müssen andere helfen. Zu Pfingsten bedarf unser eigener Glaube der Stärkung. Wie können wir heute in dieser westlichen Erdhälfte unter furchtsamen Geistern in unserem Kleinmut die wachsende Einmütigkeit des Geistes erfahren, eine Einmütigkeit, die sich nochmals in immer weiteren Kreisen kundtue?

Ohne die Erfahrung weiterer Pfingsten schafft die Erinnerung an das erste Pfingsten nichts als Verzweiflung. Das ganze Leben ist so aus Wundern aufgebaut, daß ein nächstes Wunder immer nötig ist, um die ganze Kette der Wunder bis zu unseren Tagen noch lebendig und wirksam zu erhalten. Gerade so wie eine Seele nie durch eine frühere Tugend gerettet wird, sondern bis zu Ende lebendig bleiben muß oder verlorengeht, so wird die alljährliche Pfingstfeier ein bedeutungsloses Ritual, wenn das Pfingstwunder nicht in unserer Mitte neu gestaltet wird.

Tatsächlich ist die Welt nicht bar solcher Wunder. Ich möchte wohl von einer neuen und wundersamen Einheit sprechen, die sich zu Pfingsten offenbart. Ihrer gewahr zu werden, bedeutet freilich, einer epochalen Wandlung in der Deutung von Pfingsten gewahr zu werden. Vielleicht erkennen wir, daß Pfingsten nicht einfach ein besonderes Fest ist, sondern daß das Pfingstelement in jedem Gottesdienst gegenwärtig ist, wo die Gläubigen in Seinem Namen versammelt sind. So sind Ostern, Weihnachten und Pfingsten nicht bloß Tage des christlichen Kalenders, sondern Urquellen der Anbetung der Dreieinigkeit in der Versammlung der Gläubigen. In unserer Untersuchung der Gründe wollen wir die Beziehung zwischen Liturgie und Mission darlegen.

*) Übertragen von Martin Strauß aus: The Hartford Seminary Bulletin, Winter 1954/55.

II. Messe und Mission

Die Bestandteile des Gottesdienstes und die Wandlungen in unserer Seele lassen sich am besten verstehen, wenn wir von dem Stamm des lateinischen Wortes mittere (senden) ausgehen, wie er sich in dem Wort Mission vorfindet. (Anm. d. Übs.: Da im Deutschen diese lateinische Wurzel nicht mehr anklingt, werden die entsprechenden Ausdrücke des amerikanischen Originals jeweils in Klammern beigefügt.)

Die Kirche ist durch die „Mission" gewachsen und durch die „Eingebung" (immission) des Geistes lebendig erhalten worden. Sie bewahrt sich durch „Aus-" (omitting) und „Weglassung" (pretermitting) vor allen Verderbtheiten. Sie besteht aus denen, die ihre Unzulänglichkeit im Vergleich mit unserem Herren „zugeben" (admit).

Der Geist ist mannigfaltig, das Denken ist nur eine Einbahnstraße. Der Ausdruck „mittere" streitet gegen die Verwechslung des bloßen Denkens, d. h. des durch unser kleines Selbst versklavten und ausgezehrten Geistes, mit der „Botschaft" (message), der missionarischen Gewalt des Geistes über uns. Unser Denken freilich wurde nicht „gesendet", ist nicht „auf dem Wege" der Wahrheit oder des Lebens. Es lebt in Urteil und Beweis, in Rationalisierung und Apologetik. Aber der Geist reicht fern und weit, versammelt und vereint verstreute Gruppen.

Das Abendmahl wird vor allem recht verstanden, wenn jeder zugibt (admit), daß er durch seine Arbeit und seine weltlichen Verpflichtungen abgetrennt war von der inneren Gemeinschaft mit der Gesamtgemeinde. Heute wird die Bedeutung des „Zugebens" (admission) verdunkelt durch die geschwächte Bedeutung des Sündenbegriffes. Die Sünde, von der uns jede gottesdienstliche Verehrung lösen soll, ist im Lichte Pfingstens nicht Mangel an moralischer Vollkommenheit oder Unvollkommenheit. Sie ist eher geistige Stumpfheit, die nun einmal bei tadellosen, rechtlichen und verantwortlichen Leuten vorwiegt. Es ist ohne Interesse für das himmlische Königreich, ob ein Dieb oder Saufbold zugibt, daß er ein Dieb oder Saufbold ist; das ist von mehr Interesse für die Polizei. Weit mehr als dies ist notwendig, den Leib Christi zu versammeln. Der wirklich verantwortliche Arzt muß zuzugeben lernen, daß die ärztliche Kunst, gerade als ein verantwortliches Tun, überfordert werden kann. Er muß zugeben, daß er mehr sein muß als ein Arzt, daß er tatsächlich so wenig wie möglich operieren sollte. Sieger auf jedem Gebiet menschlichen Bemühens müssen darum beten, mehr als nur Sieger zu sein. So sind gerade die Leistungen verantwortlicher Menschen Sünden, die als solche zugegeben werden müssen, bevor wir jemals eines Geistes werden können.

Solange alle Verantwortlichen darauf bestehen, allein ihrem eigenen Denken zu folgen, fehlt das erste Wunder, ohne das wirklicher Gottesdienst nicht vorankommen kann. Wir müssen unsere stolzeste Gabe, unsere Denkweise, unseren besten Willen gerade aufgeben (dismiss). Ohne diese wundersame Aufgabe

(dis-missal) unseres Eigenwillens ist keine Messe möglich. Nochmals: dies wird ganz allgemein heute nicht gesehen, weil „Sünde" für die meisten die Schwäche des Willens, ein Laster ist. Aber die einzige Sünde, die Gottes Gegenwart von der Kirche fernhält, ist unser eigener vollkommenster, berufenster, persönlichster Wille, eine Tugend also. Gib deinen stärksten Willen auf (dismiss), oder die Botschaft bleibt ungehört!

Das zweite Geschehen, die „Eingebung" (inmission) des Geistes an „zwei oder drei" wird von vielen falsch gesehen, weil sie nur das geheiligte Steingebäude vor Augen haben, in das zahllose Kirchgänger strömen. Aber die „zwei oder drei" haben ebenso viel, wenn nicht mehr, Schwierigkeit, eines Geistes zu werden, wie eine Menge. Die Grundbedingung des Wunders, durch die Gabe des Geistes eines neuen Sinnes zu werden, scheint noch unverstanden. So ist auch das neue Denken, das ich empfange, immer noch „Denken". Aber ich kann es nicht mehr als „mein Denken" bezeichnen. Der Mensch besitzt kein Denken für sich selbst. Selbste als solche können weder denken noch sprechen. Das Denken ist uns eingegeben, daß jeder von uns zu dem geistigen Zusammenklang beitragen kann. Diese „Eingebung" (inmission) also ist der zweite Grundbestandteil. Zuvor waren wir Individuen, nun sind wir Vertreter und Sprecher der gesamten Gattung.

Die dritte Seite der Pfingstbotschaft führt zu „Auslassungen" (o-missions). Aus- und Weglassung (omission und pretermission) dienen dazu, die blendenden und betäubenden Kräfte der Welt auszuschließen. Ein Stück der Welt, eine Mode, ein Gerede, ein Vorurteil muß ausgeschlossen werden, bevor Gemeinschaft möglich ist. Der säkularisierte Wahn, daß die ganze Welt, so wie sie ist, am Gottesdienst teilnehmen könne, ist ebensolch Mißverständnis wie die Beschränkung von „Sünde" auf unsere Laster. Die Welt ist voll von unwiderstehlichen Versuchungen, die freilich für jeden einzelnen verschieden sein mögen. Eine Art von Askese ist wesentlich für den Gottesdienst, obgleich jeder etwas anderes „auszulassen" (omit) hat entsprechend jeweils seiner besonderen Versuchung.

Drei Zugänge also, Zugeständnis (admission), Eingebung (immission) und Weglassung (omission), kennzeichnen jede Gruppe, die den Geist zu erlangen fähig wird. Für den durchschnittlichen Kirchgänger scheint dieser feststehende, gesetzmäßige Zugang grundsätzlich auszureichen für die Bildung des Leibes Christi. Er kann auf die Askese des Fastens als organisierte Weglassung (omission) verweisen, auf die Sündenbeichte als legalisierte Zugabe (admission) und auf die Taufe als formalisierte Eingebung (immission) als Ausdrücke der drei Grundbestandteile jedes gesetzlichen Gottesdienstes. Aber das Gesetz macht niemanden jemals gerecht! Pfingsten betont die Früchte des Geistes, die Mission.

Wo sich zwei oder drei trotz der Masse wirklich zusammengefunden haben, muß etwas geschehen. Wir können sogar sagen: wenn nicht Mission daraus folgt, haben die zwei oder drei sich gar nicht in Seinem Namen versammelt. In

diesem Falle ist Sein Name vergebens angerufen worden, wenn auch mit noch so viel Verehrung. Denkmäßig kann daran kein Zweifel sein, daß unsere größte Sünde das fruchtlose, obgleich ehrfurchtsvolle Anrufen Gottes ist. Mission allein rechtfertigt Zugabe (admission), Eingebung (immission) und Weglassung (pretermission). Sie wandelt Gesetz in Gnade um. Können wir nun das Grundelement von Pfingsten, die Mission, einsehen, das auf der Hand liegt und für das sogar in dem gewöhnlichen Gottesdienst einer typischen Vorstadtkirche zu jeder Zeit des Kirchenjahres gebetet werden kann? Wo aber kann die Wiederzulassung (readmission) des Pfingstwunders stattfinden, wenn und solange wir glauben, daß wir schon als Kirchgänger eines Geistes seien?

Allein durch die Mission werden wir wieder eingelassen (readmitted) in den Vorgang der Umwandlung unserer Erde. Ohne diese Erfahrung werden wir nie die Kraft und Stärke gewinnen, einen Gottesdienst in seiner Fülle zu feiern. Der Geist muß so von uns ausgesendet werden, daß er mit großer Gewalt zu uns zurückkehrt, mit einer Gewalt, die uns von da an eine andere Sprache sprechen läßt. Wenn nicht der Geist in uns von dem Bruder, den wir durch unsere Mission gewonnen haben, auf uns zurückkommt, ist das Leben des Geistes nicht vollkommen. Licht wird zurückgestrahlt, oder es ist kein Licht. Der Geist muß auf uns zurückkommen!

III. Vielsprachig

Ein feststehendes und einordnendes Denken hat Mission mit der Heidenwelt draußen und Liturgie mit der Heimatfront zusammengekettet. Infolgedessen wurde die Liturgie zum Gesetz und die Mission zu Medizin, Erziehung oder sozialer Wohlfahrtspflege.

Nach zwei Weltkatastrophen ist von den Heiden nicht viel zu hoffen. Aber das riesige Feld des Namenchristentums innerhalb unserer eigenen Kirchen rückt in das Blickfeld. Pfingsterfahrung oder -kraft wird nun von der Christianisierung der „Christen", Katholiken oder Protestanten, abhängig. Während des zweiten Weltkrieges ließ der Papst Protestanten und Juden zum Vatikan zu, ohne ihre „Bekehrung" zu verlangen oder zu erwarten. Damit demonstrierte er, daß er Christ und nicht bloß Katholik sein muß. Das war ein Wunder, ein wahrhaft pfingstliches Wunder, das auf das erste Pfingsten deutete; denn zum ersten Pfingsten wurden keine Heiden bekehrt und keine Auslandsmissionen eingesetzt. Daher müssen wir nun zugeben, daß das ursprüngliche Pfingsten nicht ein Phänomen der Bekehrung, sondern eines der vielsprachigen Offenbarung war. Die Vielförmigkeit des wahren Geistes wurde offenbar. Septiformis, siebenfältig, spricht der Heilige Geist. Das Zeitalter der Kernphysik muß dieses Wunders gewahr werden. In der Physik muß sich jeder derselben Formeln bedienen. Das gilt jedoch nicht in dem siebenfältigen Reich des Geistes. Der eine Geist kann die Glieder irgendeines Bekenntnisses, verschiedener Bekenntnisse als Glieder des Ganzen, ja sogar Gläubige und Ungläubige als Glie-

der des Universums zu einem vielsprachigen Ausdruck des einen Geistes bewegen, der keine einheitliche Namengebung oder keinen einheitlichen Sprachgebrauch Alten und Jungen, Männern und Frauen, Gebildeten und Ungebildeten aufzwingt.

In der Offenbarung Johannis wird die dritte Person der Dreieinigkeit als sieben Geister um den Thron des Vaters und des Lammes beschrieben. Die Fülle des Geistes kann dem, der sie wirklich erfahren will, nicht anders vermittelt werden als in der Weise eines siebenfach gebrochenen Lichtes, eines in den sieben Formen unserer Erleuchtung geäußerten Geistes. Der oberflächliche Superioritätskomplex unseres modernen Denkens hat die Kritiker dazu verführt, dieses Gesicht verächtlich zu machen. Dies beweist, daß die „Intellektuellen" den Zugang zu Pfingsten verloren haben. Das Denken wurde blind, und die Liberalen kündeten schon den Tag an, an dem wir alle dieselben Dinge sagen, dieselben Gedanken denken, über den ganzen Erdball dieselben genauen wissenschaftlichen Formeln gebrauchen würden. Solange dieser „Monismus" einer wissenschaftlichen Sprache als Ziel des Menschengeschlechts betrachtet wird, ist Pfingsten unnötig. Solches Denken scheint mir daran schuld zu sein, daß die Bedeutung von Pfingsten so oft auf den Befehl am Ende des Matthäus-Evangeliums: „Geht in alle Welt . . . " beschränkt wird. In Wirklichkeit haben dieser Befehl und Pfingsten wenig miteinander zu tun. Mission im Sinne Pfingstens verlangt von dem Missionar selbst einen Wandel seines eigenen Denkens, einen Preis. In der äußeren Mission wird dieser Preis in der Gestalt von Armut, physischem Leiden, gefahrvollen Entbehrungen und Einsamkeit bezahlt. Aber in Jerusalem war der für das erste Pfingsten bezahlte Preis von anderer Art.

Ein solcher Preis wurde bei einer Pfingsterfahrung im Jahre 1951/52 bezahlt. Ein Jahrzehnt lang sah die alte Schweizerstadt Basel eine Kontroverse in ihren Mauern toben zwischen dem großen protestantischen Theologen Karl Barth und dem Beichtvater der katholischen Studenten, Hans Urs von Balthasar. Übertritte führender Patrizier zu Rom milderten den Gegensatz nicht.

Wer sich mit Theologie beschäftigt, weiß, daß in dieser Zeit Barth sein vielbändiges Werk über das Dogma veröffentlichte, das die Einheit zwischen Kalvin und den Vätern der alten Kirche wiederherstellte. Von Balthasar fühlte das entgegengesetzte Verlangen, seinen eigenen Glauben mit Barths Einsichten wieder zu verbinden. Dies schien von Grund aus unmöglich, da Barth Roms Stellung „antichristlich" genannt hatte. Barth wandte sich wesentlich gegen das Verlangen der Scholastik, in der Theologie soviel wie möglich ohne Beziehung auf Christus zu beweisen und der Welt und der menschlichen Natur etwas Gutes vor Gott zuzugestehen ohne Hinblick auf das Kommen des vollkommenen Menschen und vollkommenen Gottes. Barth würde sagen: „Gewiß geben sie Christus einen Platz in der Welt. Aber sie denken, daß die Welt schon vor und ohne Ihn sinnvoll ist." Von Balthasar war ein Mitglied der Gesellschaft Jesu, eines Ordens, in dem die Mitglieder sehr langsam aufsteigen. Der höchste Rang

lag noch vor ihm. Er wußte nicht, ob er als Jesuit weiter die Freiheit haben könnte, das Basler Universitätsgespräch fortzusetzen; aber dieses Gespräch war zum Gebot seiner Existenz geworden. Die größte Sendung (mission) seiner ganzen Laufbahn schien ihm in dieser Umwendung und der Hinwendung zu diesem Kalvinisten zu liegen, der sich so wundervoll mit dem Gedanken der Väter der ersten vier Jahrhunderte verband. Wir müssen daran denken, daß die Mission, in die wir zu Pfingsten gesendet werden, einen Preis verlangt. Wir können nicht eines Geistes werden, ohne unsere Denkweise aufzugeben. Von Balthasar verließ den Orden; er hörte auf, Jesuit zu sein; er entsagte dem Schutz und der Macht dieser Phalanx der römischen Leibwache. Unbewaffnet und entwaffnet auf das Geheiß des siebenfältigen Geistes gab er auf (omitted) und ließ er weg (pretermitted) seine weltliche Stellung eines kämpfenden Mönches und schrieb seine 419 Seiten über Karl Barths Theologie. (H. U. von Balthasar, Karl Barth. Olten. Hegner, 1951). In diesem Buche versucht der katholische Priester (nachdem er seinen Orden verlassen hat, bleibt er doch noch Weltpriester der katholischen Kirche) nicht, Barth zu widerlegen. Vielmehr zeigt er, daß jeder gute Katholik Barths Stellung annehmen könnte, ja sollte. Balthasar bemüht sich sehr zu zeigen, daß die Katholiken auf die analogia entis, die natürliche Güte des Geschöpfes, nicht so starke Betonung legen. Die Katholiken meinten nicht, daß Christus nur ein nachträglicher Zusatz zur Welt sei. Von Balthasar fragt, ob denn kein gemeinsamer Ausdruck bestände, in dem Barth und die Katholiken gemeinsam Gott preisen könnten. Indem er inhaltlich Barths mächtige Wiedereinsetzung Christi in das Zentrum übernimmt, schlägt von Balthasar die gemeinsame Formel vor: die ganze Welt in Christus.

Der Leser wird verstehen, daß mich im Augenblick nicht die Formel selbst interessiert, sondern der dahin führende Weg, der pfingstliche Weg der Entwaffnung. Christen rüsten nicht auf, sie rüsten ab. Dem Weglassen (pretermission) weltlicher Hindernisse, äußerer Zeichen und Würde folgt die Kraft, auf die Wahrheit des angeblichen Feindes zu hören, und ein neues Wort wird gesprochen, das sowohl Protestanten wie Katholiken bindet. Das ist Mission. Der Tisch ist gedeckt für das gemeinsame Mahl. Ite, missa est.

IV. Geist bricht Denkweise

Wir haben genug von den ewigen Polemikern, die nur einander ablehnen, und sehen hier einen neuen Weg der Theologie. In jeder echten Verbundenheit, wie in der der Ehe, wird das Gegeneinander verschiedener Gesichtspunkte nicht kämpferisch ausgetragen. Wie wird es denn ausgetragen? Seltsamerweise weiß das ein jeder, aber Bücher über Logik schweigen sich über diese tiefgründige Methode aus. Die Logik einer Diskussion zwischen Gatte und Gattin besteht darin, daß der Gatte die Interessen der Gattin verteidigt und die Gattin die des Gatten. Ich bin unendlich fruchtbarer, erfinderischer und vernünftiger, wenn ich die Sache meiner Frau verfechte, als wenn ich es mit der eigenen tue. Echte

Partnerschaft stellt mein Denken zur Verfügung meines Partners und seines zu meiner. Unser Denken arbeitet viel besser für unseren Partner als für uns selbst. Der Geist wurde dem Menschen nicht für ihn selbst gegeben. Selbstvertrauen ist Mißbrauch der größten Geschenke des Geistes, unserer Vernunft und unseres Vertrauens.

Es braucht nicht gesagt zu werden, daß dies der christliche Gebrauch des „Denkens" ist. Das pfingstliche Element, unsere eigene Sprache in die Gabe des siebenfältigen Geistes zu wandeln, kommt zu uns zurück als echte Vernunft, weil nun das Denken von der Selbstversklavung frei ist. Durch ein „Ausschweifen des Denkens" können wir unser Denken dem Heiligen Geist zu Gebote stellen. A und B tauschen die Schwerter, und A kann nun B's Stellung verteidigen; B kann A's Absicht vertreten. Beide lernen dabei, des anderen „Geistesform" mit zu umschließen. Von der Polemik kommen sie zur Übereinstimmung.

Diese neue Freiheit wird das Gesetz der Freiheit, der Mission innerhalb der christianisierten Welt, sein. Künftige Mission kann nicht voraussagen, welche Gestalt der erweckte Glauben annehmen wird. Nur so kann sie als Mission wirkkräftig bleiben.

Der moderne Mensch hat eine schlimme Fähigkeit entwickelt, seine Gedanken des Göttlichen, Wunderbaren und Sakramentalen in kirchliche Ferne abzuscheiden. Aber das Äußere unserer Rituale bedarf des Inneren unserer Erfahrungen. Und die erste Erfahrung bleibt, daß der Mensch den Mitmenschen ein Wunder ist und ein solches bleiben soll. Es ist ein Wunder, wo immer Gegner zu Mitarbeitern werden; denn dann haben sie sich wohl entschlossen, „mehr als Eroberer", mehr als Sieger zu sein.

Dies kann auch neues Licht auf unsere Stellungnahme zur äußeren Mission werfen. Der afrikanische Häuptling kann nicht zur Bekehrung aufgefordert werden, wenn er nicht als eine verantwortliche Person, eine liebende Seele anerkannt wird, der für andere im richtigen Geiste gedacht hat, schon lange bevor der Heilige Geist auf ihn herabgebeten wurde. Es mag wohl sein, daß sein geheimer Panther-Bund in einen öffentlichen umgewandelt werden muß. Aber dieser Wilde war nicht innerlich sozusagen bedeutungslos und leer. Man kann von ihm nicht erwarten, daß er sein Pantherfell abwirft, wenn nicht auch der Missionar irgendwie ebenfalls seine Haut abwirft.

Die Trennung zwischen Heimatkirche und äußerer Mission ist zu weit gegangen. Auch unter uns leben noch viele Menschen in heidnischem Aberglauben. Wir sagen von den Heiden: „Sie können nicht bis drei zählen." Dies halten wir für die niedrigste Denkstufe von Wilden aus dem Steinzeitalter. Und doch hat jeder Polemiker dieselbe primitive Denkart. Jeder in unserer Mitte, der sich rühmt, Liberaler oder Konservativer zu sein, kann offenbar nicht bis drei zählen. Ein Christ darf nicht auf einer solchen Einseitigkeit bestehen, die seinem Denkleben Beschränkungen auferlegt. Niemand kann etwas anderes

sein als ein Liberal-Konservativer oder ein progressiver Reaktionär. Alle weltlichen Losungen des Parteigängertums müssen untergehen in der großen Wiederaufnahme (readmission) von Pfingsten; denn dies lehrt die wahre Vernunft. Nur der hat das Werkzeug seines Gehirns umgewandelt in die Sendung des Geistes, wer in sich auch das Denken seines größten Gegners aufnimmt. Er ist der Mann, der auch für die Frau eintritt, der Kapitalist, der für den Arbeiter, der Bankier, der auch für den Geistlichen eintritt. Um dieser Sendung willen wurde das Werkzeug des Gehirns in unseren Körper gepflanzt.

Wo zwei oder drei in Seinem Namen versammelt sind, verschwindet der Unterschied und die Entfernung zwischen einem Dorfe in Neu-England und der Mission in Zentral-Afrika. Die Mission und der Sonntagsgottesdienst verlangen Wunder derselben Art. Die Mission ist ein unerläßlicher Bestandteil deiner und meiner besonderen Gottesverehrung.

Dies ist die große Wiederaufnahme (re-admission), die notwendig ist, wenn nicht der Gottesdienst allein unter dem Gesetz stehen und bar der Gnade sein soll. Zu Pfingsten werden die Zungen, die getrennt waren, wieder zugelassen (readmitted) in dem Zusammenklang des einen Geistes.

Ehre sei dem Herrn, dem Allmächtigen, dem Könige der Schöpfung, . . . er ist dein Heil und deine Rettung.

Gott ist zugleich unser Schöpfer und unser Erlöser. Die Hymne, in der diese Identität, die den Heiden zuvor verborgen war, freudevoll gefeiert wird, erwähnt nicht das fehlende Glied zwischen Schöpfung und Erlösung. Und das akademische Denken nutzt diese Naivität der Psalmen, Hymnen und Gebete aus, um sich über unseren Glauben lustig zu machen und Gott dieser Identität zu berauben. Das akademische Denken gibt zu, daß Gott oder die Erste Ursache das Universum geschaffen haben könne; aber der Mensch muß sich selbst erlösen.

Da der Streit zwischen dem griechischen Denken, das uns heute als das wissenschaftliche Denken entgegentritt, und der jüdischen Seele, die sich heute in der religiösen Erneuerung wiederbehauptet, 2000 Jahre alt ist, sollte unsere Grammatik imstande sein, ihn zu beenden.

Die Grammatik läßt uns die Tatsache entdecken, daß unterschiedliche Mentalitäten in derselben Person Platz finden; niemand lebt alle Zeit hindurch in derselben Denkart. Wir durchschreiten verschiedene Bewußtseinszustände; Imperativ, Indikativ, Konjunktiv, dritte, zweite und erste Person sind Formen, durch die wir hindurchgehen, wenn wir eine bestimmte Aufgabe zu lösen haben. Dieselbe Handlung, bevor, während und nachdem sie von uns begangen wurde, wird von unserem Bewußtsein in ganz gegensätzlichem Verständnis reflektiert. Was ich tun soll, muß meine Einbildungskraft erregen; was ich tue, muß mein Pflichtbewußtsein in Anspruch nehmen; was ich getan habe, muß in meinem Gedächtnis reflektiert werden. Gnade, Gesetz und analytische Vernunft sind sozusagen Zukunft, Gegenwart und Vergangenheit jedes einzelnen Ereignisses.

Deshalb werden wir uns nun unter dem Gesichtspunkt der lateinischen Grammatik mit den drei Artikeln unseres Glaubensbekenntnisses beschäftigen. Das Glaubensbekenntnis ist augenscheinlich verfaßt um den Widerstreit, daß unsere Erlösung unsere Schöpfung und unsere Schöpfung unsere Erlösung ist. Anfang und Ende, Grund und Ziel sind auf eine Weise miteinander identisch, die dem Schüler in der Schulstube lächerlich vorkommen muß. Für den Logiker ist das Ende der logische Gegensatz zum Anfang und kann der Grund niemals das Ziel sein.

Dieses „Niemals" der Schulstube ist das „Unaufhörlich" des Heiligtums. Der Konflikt muß durch die Einführung eines dritten Begriffs zwischen Schöpfung und Erlösung gelöst werden. Auf diesen dritten Begriff dürften wir also zu achten haben, wenn wir die griechische mit der jüdischen Tradition, die akademische Wissenschaft mit der persönlichen Überzeugung, den abstrakten Ge-

danken mit der lebendigen Sprache durch grammatische Einsicht versöhnen wollen.

Welches ist dieser dritte Begriff? Er wird als Offenbarung bezeichnet, als das Öffnen des Vorhangs. Der Ausdruck besagt, daß, solange ein gewisser Vorhang nicht zurückgezogen ist, die griechische Mentalität am Platze ist. Und weiter, daß, wenn der Vorhang zurückgezogen ist, die Psalmen die erste Ursache und die Letzte Wirkung zur Einheit bringen. Wir können hinzufügen, daß der Ausdruck Offenbarung ferner erklärt, warum jedes menschliche Wesen sich abwechselnd vor und hinter dem Vorhang bewegt. Wir wechseln zwischen dem Denken des sündigen Menschen und dem Geist Gottes, und es gibt kein Ende dieses Wechselns, solange wir auf Erden wandeln.

Wann wird der Schleier zurückgezogen? Zwei Bedingungen müssen erfüllt werden. 1. Der Mensch muß sich selbst mit den gleichen Augen sehen, mit denen er die Objekte, die Gegenstände, um sich herum sieht. 2. Der Mensch muß erkennen, daß die Gegenstände lebendige Organe seines eigenen Selbst sind. Offenbarung ist also ein doppelter Vorgang. Dieser Vorgang wird erforderlich im Hinblick auf die Spielbühne bloßen Erkennens und Zur-Schule-Gehens, d. h. eine Bühne, durch die alle zivilisierten Menschen ihre Kinder mehr oder weniger hindurchzugehen zwingen. Nun teilt diese Schule, weil sie Kinderspiel ist, alles in der lebendigen Wirklichkeit in Subjekte und Objekte ein. Und es ist die Grundlage aller Lehre oder Wissenschaft, daß diese Einteilung natürlich und heilsam sei. Die Offenbarung also befreit von dieser unreifen und kindlichen Haltung der Schulmänner und Wissenschaftler, der Denker und Humanisten, indem sie das Bewußtsein in das ernste Leben zurückstößt und die Illusionen jener Kinderschule vernichtet, die wir als das akademische Denken bezeichnen.

Im Zeitenstrom sind die Quelle und die Mündung des Stromes der Zeit ebenso eine Einheit, wie der Mississipi oder der Po eine Einheit von der Quelle bis zum Meere sind. Unsere Existenz in ihm wird jedesmal dann verwundet, wenn wir selbst uns als Subjekte gegen die Welt der Objekte stellen. Das Subjekt-Ich und die Objekte, die wir die Welt nennen, werden auseinandergespalten. Und wie eine Wunde von beiden Seiten frisches Gewebe erzeugt, bis es sich in der Mitte trifft und das ganze Gewebe erneuert ist, so hat die humanistische Spielfreude zwei Seiten an ihrer Wunde: eine ist das Subjekt, die andere das Objekt. Und so muß die Spaltung von beiden Enden her in einer zwiefachen Bewegung geheilt werden. Subjekte müssen aufhören, Subjekte zu sein; Objekte müssen aufhören, als Objekte zu erscheinen. Doch kann die Lösung nicht in der naiven Weise geschehen, daß die Objekte einfach zu Subjekten erklärt werden oder daß alle Subjekte einfach objektiv gesehen werden, als wären sie selbst bloße Objekte. In der Schulstube werden diese beiden verzweifelten und kindischen Lösungen sehr oft angeboten, da Idealismus und Objektivität die Götter der Schulstube sind.

Nein, der Prozeß der Offenbarung ist nicht einfach ein billiger Selbstbetrug. Aber er ist doppelseitig. Seine Kraft hat ihren Mittelpunkt in der Erfahrung, daß, wenn ich spreche oder ich angesprochen werde, meiner bisherigen Existenz als Subjekt oder Objekt eine neue Eigenschaft zugefügt wird. Jenes Wort nämlich ist bisher nicht gehört worden und verwandelt sich nunmehr in den Sprecher oder Hörer, der ein Wort verkündet oder ihm gehorcht. Und von diesem Neuen wußte eine bisherige Definition meiner selbst als Subjekt oder als Objekt nichts.

Verpflichtendes Sprechen, Versprechen, Eid, Gelübde, selbstvergessene Treue, Gehorsam, Ergebung sind zwei Formen des Logos, des lebendigen Wortes, die beweisen, daß wir weder Subjekte noch Objekte sind. Denn unter dem Einfluß dieses wegfließenden oder dieses eintretenden Sprechens sind wir Partner des Schöpfungsdramas, das durch uns hindurchgeht vom ersten Tage der Schöpfung bis zum Jüngsten Gericht. Objekte und Subjekte der Schulstube und der spielerischen Mentalität sind immer wie von gestern. Aber ich bin gegenwärtiger, jetzt, wenn ich verspreche oder befehle. Die lebendige Seele besteht aus ihrer gesamten subjektiven Bewußtheit und all ihrem überkommenen Selbst zusätzlich des Logos, der sie nun zustimmen oder befolgen, gehorchen oder verkünden läßt.

Wer hört, ist nicht mehr sein eigenes Subjekt; eine andere Autorität reicht in ihn hinein aus anderer Quelle als seinem eigenen Bewußtsein. Wer noch nicht gehorcht hat, hat kein Recht, jemals Kommando zu führen. Infolgedessen ist die Intelligenz des Subjekts unfähig, einem Menschen irgendeinen Rang in der Gesellschaft zu geben. Ein Bewußtsein, das in einem Menschen den Gehorsam überwuchert hat, macht ihn zu einer öffentlichen Gefahr.

Und wer befiehlt, hat nicht mehr mit bloßen Objekten zu tun. Er wird zum Mundstück der materiellen Welt, die er organisiert. Jeder, der ein Geschäft gründet, ein Haus baut oder eine Familie gründet, handelt als der Verantwortliche, als das Haupt einer Gruppe von materiellen, aber lebenden Dingen, die durch sein Wort ihrer Bestimmung zugeführt werden. Denn er erhebt den Anspruch zu wissen, was gut für sie ist, und daß er dies besser weiß, als sie selbst es jemals wissen können. Jeder so Führende macht dabei eine wichtige Voraussetzung: daß er selbst Einsicht in die Bestimmung dieser Menschen oder Dinge habe. Dadurch, daß er das Kommando in die Hand nimmt, besagt er, daß er sie ebenso gut oder besser beurteilen kann, als sie sich selbst. In dem Akt des Befehlgebens wird die Trennungswand zwischen Objekt und Subjekt geleugnet. Ich bin in dir, und du bist in mir. Die Schulstubeneinteilung in Subjekte und Objekte wird im verantwortlichen Handeln eitel. Hier liegt der Unterschied zwischen wissenschaftlicher Organisation der Industrie und wirklicher Führerschaft. Ein General kann von dir verlangen, dein Leben zu opfern, da er dich in der Größe und Perspektive der Bestimmung deines Volkes oder der gesamten menschlichen Rasse sieht. Nur aus diesem Grunde kann es Loyalität geben

gegenüber dem Präsidenten oder irgendeinem Elternteil, da sie tiefer in deine letzte Verwendbarkeit Einblick haben als dein eigenes subjektives Selbst. Du kannst dich über diese Ebene des Gehorsams gegen einen General oder der Loyalität deiner Regierung gegenüber nur dann erheben, wenn du ihr Maß überfliegst und wenn du den Horizont menschlicher Bestimmung klüger und lebendiger durchdringst. Propheten können Führern den Gehorsam aufsagen. Andererseits kann jeder kindische Junge seinen Job unter einem Manager aufgeben; denn Manager manipulieren in unserer wissenschaftlich geleiteten Wirtschaft mit bloßen Objekten. Aber Meister hielten ihre Lehrlinge, wie Generale heute loyale Soldaten brauchen, weil man von den Meistern nicht erwartete, daß sie Objekte, sondern daß sie zukünftige Meister hervorbrächten, indem sie sie lehrten und sie zu Arbeitskameraden machten.

Durch Führerschaft, Erziehung und Autorität werden Objekte in Kreaturen je eigener Art verwandelt. Und jedes Subjekt hört auf, Subjekt zu sein, wenn es die Berechtigung erhält, seinen Mund im Namen einer höheren Autorität zu öffnen, sei es des Gesetzes oder der Gnade. Denn damit verkündigt es, daß es durch seine Aufnahme in den Strom der Kommunikation geehrt worden ist, der seine Seele erleuchtet zur Verkündung des Lebens vom Beginn der Welt an bis zum Ende der Zeit. Ich habe als Kommandogeber stets ein gutes Gewissen, wenn ich versichert bleibe, daß ich ein und denselben Geist verkünde, den Geist, welcher seit Adams Hochzeitstag durch die gegenwärtige Not und Prüfung bis in die fernste Zukunft fortströmt.

Also der Hörer ist mehr als sein eigenes Bewußtsein. Der Befehlende ist mehr als irgendjemand. Der Hörer ist jemand, der verstanden und erhöht wird über den Grad hinaus, den er bis dahin beanspruchen konnte. Der Befehlende steht stellvertretend für den einen Geist durch die Zeiten, über seine Geburt und über seinen Tod hinaus.

Die beiden neuen Begriffe widersprechen der horizontalen Anschauungsweise der Schulstube, wo 33 Studenten über 333 Objekte theoretisieren können.

Hörer und Befehlender können nur vertikal als Mittelwerte 2 und 3 in einer Hierarchie der Grammatik verstanden werden, die sich folgendermaßen stufen würde:

1. Die Autorität des Wortes, die Sinn gibt oder verleiht,
2. die Hörer dieses Wortes,
3. die Befehlenden durch und unter dem Wort,
4. die Dinge, die unter solchem Wort geordnet oder organisiert sind.

Da nur *der* Mensch befehlen kann, der zuvor gehört hat, vermag unsere Liste dem Leser den Fluch des Humanismus aufzuzeigen. In allem säkularen Denken haben 2 und 3 den Platz gewechselt. Man gibt vor, daß der Befehlende, der erste Beweger oder das Subjekt, zuerst kommt und die Objekte für sein Fordern da sind.

Roh wie diese Täuschung ist, beherrscht sie doch unsere Bücher über Sprechen, Sprache, Recht, Regierung, Psychologie, Geschichte und schließlich Religion selbst. Aber gerade gegen diese Täuschung rüsten die christliche Liturgie und das Glaubensbekenntnis den Gläubigen durch alle Zeiten aus.

Geprägt aus dem Blute der Märtyrer, gemünzt durch die Sprache Israels, ist jedes Wort der Liturgie an die gerichtet, die auf dem Wege heraus aus ihrem eigenen Bewußtsein und aus der Welt der Objekte sind, um in das vertikale Verhältnis zu dem Einen Geist einzutreten, der alle lebenden Kreaturen durchdringt und sie zu Sprachrohren der Praedestination ihres Schöpfers verwandelt. Alle Christen aller Zeitabschnitte — das Neue Testament nennt diese Epochen Aeonen und nennt den Sohn und das Wort den Herrn aller solcher Aeonen —, um es noch einmal zu sagen: die Christen aller Epochen mußten diesen Weg gehen. Aber in unserem 20. Jahrhundert gibt es einen Unterschied. Unter uns hat die griechische Mentalität, die einst durch das Blut der Märtyrer als bloße „Gnosis" sich lächerlich gemacht hatte, infolge der universalen Ausbreitung der akademischen Bildung sich wieder auf den Thron wissenschaftlicher Souveränität erhoben. Der gewöhnliche Sterbliche verbringt heute die ersten 22 Jahre seines Lebens in Schulen irgendwelcher Art.

Uns bedroht das Schicksal Chinas, des Chinas der Mandarine. Die eine Hälfte des Volkes ist damit beschäftigt, die andere Hälfte auf ihre Zuverlässigkeit, ihre Eigenarten und Fähigkeiten zu examinieren. In einer solchen Welt nimmt man an, daß die Welt der Wirklichkeit nur aus Subjekten und Objekten bestehe.

Aus diesem Grunde gibt es für die Liturgiker ein rauhes Erwachen. Sie können nicht länger einfach das logische Glaubensbekenntnis mit seinen drei Artikeln wiederholen, noch können sie den Millionen von Schulkindern irgendwelche ernsten Erfahrungen mit dem lebendigen Wort der Autorität und Loyalität in Erinnerung bringen.

Als Grammatiker machen wir den Vorschlag, daß ein zweifacher Versuch gemacht wird, die Not zu wenden. Wir müssen nebeneinander zwei verschiedene Formulierungen des Glaubensbekenntnisses verwenden: die eine im Stil der ersten beiden Jahrhunderte der Kirche, die andere im Stil der letzten Jahrhunderte. Die Sprache der Märtyrer und Apostel einerseits und die Sprache der Kirchenväter und -lehrer andererseits müssen als zwei grammatische Stufen ein und derselben Wahrheit ausgewiesen werden. Dann könnte die Epiphanie des Geistes, die sich in beiden Phasen inkarnierte, wiederkehren.

Um auf möglichst einfache Weise zu erklären, was wir meinen, wollen wir unsere Überzeugung in der Weise einer primitiven Formel ausdrücken: lehre das Glaubensbekenntnis, indem du zuerst mit dem Dritten Artikel beginnst. Denn den Dritten Artikel können wir nicht bekennen wie eine Allgemeinwahrheit der Schulstube. Sage zuerst: ich glaube an den Geist, die eine Heilige Kirche usw.

Die Freimaurer, Freidenker und Unitarier aller Zeiten nehmen ihr eigenes Denken heraus aus seiner Verpflichtung gegenüber der Autorität; sie sehen nicht ein, daß ihr eigenes Denken die Frucht von Tod und Opfer ist. Sie denken sogar, daß sie bescheiden seien, wenn sie ihre Worte mit der unsinnigen Formel beginnen, mit der sie so unnachahmbar sagen: „schaue das Universum, wie ich es sehe." Dabei unterstellen sie treffend, daß die Quelle ihres Urteils noch in ihnen selbst sei. Indem sie mit „wie ich es sehe" beginnen, gehen sie daran, über Gott selbst zu diskutieren, als wenn er ihre Worte weder eingäbe, noch ihnen zuhörte. Die Keuschheit des wirklichen Lebens und der Dritte Artikel des Glaubensbekenntnisses geben jeder Einsicht ihre bestimmte Stunde für ihre Zulassung: „Gehe in die Welt hinaus und erwecke sie aus ihrem Schlaf." Der Mensch, der in den Zeiten zwischen den Toten und den künftigen Generationen eingewurzelt ist, erfährt den Anruf des ewigen Geistes, der durch die hindurchwirkt, die in ihrer eigenen Generation Gottes Söhne werden und seine Stimme als die ihres Vaters hören. Der Mensch, der die Schulstubendialektik von Objekten und Subjekten aufgibt, glaubt im Geist durch den Sohn an den Vater.

Daher war das *Credo in Patrem per Filium in Spiritu Sancto die erste Artikulation unseres Glaubensbekenntnisses* während der zwei Jahrhunderte inneren Lebens, bevor die gebildete Welt des Imperiums angeredet werden mußte.

Diese Behauptung beglaubigt hier die Tatsache, daß die Zeit zum Wesentlichen gehört. Daher kann der Vater nicht als eine Idee umgriffen werden.

Aber ein ständiges Aufgebot von sogenannten Denkern verkauft uns unseren Gott als eine brillante Idee des Bewußtseins. Man macht uns weis, daß das Bewußtsein aus seinem eigenen Vernünfteln her Gott diskutieren, verstehen und seinem Begriff nach ableiten kann. Aber Gott als Idee ist nicht Gott. Die Ausgeburten meines Bewußtseins sind im besten Falle Gehirnkinder, aber niemals sind sie Kreaturen von Fleisch und Blut. Unser wirklicher Gott ist nicht unsere Idee von Gott. Gott spricht, erscheint und zieht sich zurück, wie es ihm gefällt. Er ist für unser kleines Gehirn nicht einfach nach unserem privaten Willen zu haben. Er ist die Macht, die uns zur rechten Zeit sprechen und hören läßt, weil Hören und Sprechen die höheren Formen des Sterbens und des Zum-Leben-Kommens sind. Und Gott ist der Herr über Leben und Tod und daher der über Stillschweigen und Aussprechen. Der Denker, der sich einbildet, daß er zu jeder Zeit in Vollmacht denken könne, ist vom Teufel besessen. Abwechselnd sagt uns Gott, wann wir Schöpfer, wann wir Geschöpf seien. Das ist der Inhalt des Credo. Seine Bekenner müssen gegen die Deisten beschützt werden. Ihr Denken hat einen wurzellosen und unzeitlichen Antrieb. Der Geist hat im Gegensatz dazu melodische Rhythmen. Deisten reduzieren Gott auf das primum movens.

Wir können Gott, den Schöpfer, nur anrufen durch die Glieder des Sohnes in unserer Generation in dem Einen Geist, durch den unsere Generation auf-

hört, von allen anderen Zeiten getrennt zu sein, und in Einheit mit ihnen atmet. Die Apostel kannten weder den Vater noch den Sohn, bevor der Geist zu Pfingsten in ihre Herzen eingegangen war. Indessen ist die logische Ordnung, daß Weihnachten an erster, Ostern an zweiter und Pfingsten an dritter Stelle steht. Ostern ist ein Tag des Protestes des Gläubigen gegen die Welt. Und Millionen ist der Name von Pfingsten (auf englisch Whitsunday) unbekannt oder unverständlich. Zu Pfingsten predigte Reinhold Niebuhr in unserer Kirche, danach aßen wir das Sonntagsessen in unserem Hause. Meine Frau erzählte ihm dann, daß es der Pfingsttag sei; er hatte nicht daran gedacht!

Das ist kein Zufall. Und ebenso ist das Aufkommen der wilden und einseitig auf Pfingsten bezogenen Sekten kein Zufall. Weil wir zugelassen haben, daß der Dritte Artikel unseres Glaubensbekenntnisses der *dritte* Artikel bleibe, hat die Welt versucht, innerhalb des Ersten Artikels zu verharren, die kirchlichen Apolegeten aber haben sich dieser deistischen Welt widersetzt, indem sie sich einseitig auf den Zweiten Artikel konzentrierten und während der letzten 150 Jahre *ein* Leben des Jesus von Nazareth nach dem anderen schrieben, als wenn uns das die Bedeutung des Sohnes „erklären" könne.

Laßt uns mit Gott in unserem eigenen Leben beginnen: Credo in Spiritum Sanctum et vivificantem, sanctam ecclesiam catholicam, sanctorum communionem, remissionem peccatorum, carnis resurrectionem, vitam venturi saeculi.

Oder nehmen wir auch die vollere Form auf: Credo in spiritum, qui ex patre filioque procedit.

Wir wollen versuchen, das Verstehen der beiden ersten Artikel dadurch vorzubereiten, daß wir die Begriffe des Dritten verlebendigen. Es ist hoffnungslos, im Sinne der Aufklärung vom Ersten oder Zweiten Artikel her an die Verlebendigung der versteinerten Begriffe des Dritten herangehen zu wollen. Durchaus logisch ordnet das Glaubensbekenntnis wie folgt:

Vater an erster Stelle,
Sohn an zweiter Stelle,
Heiliger Geist an dritter Stelle.

Erfahrungsgemäß aber tritt Gott in unser Leben nicht als Schöpfer unserer embryonischen Leiber, wenn wir gezeugt werden, sondern beim Durchbruch unseres kleinen Bewußtseins zur mutvollen Bestätigung unserer Ergebung. Daher ist die der Erfahrung entsprechende Anordnung folgende:

Geist an erster Stelle,
Sohn an zweiter Stelle,
Vater an dritter Stelle.

Das kindische Gerede in unseren Kirchen über Gott, unseren Vater, treibt mir die Schamröte ins Gesicht. Unser Gott ist der Vater, zu dem der Sohn sagen mußte: Gott, mein Gott, warum hast Du mich verlassen! Aber unsere

Sonntagsschullehrer machen Gott zu dem Vater des Vatertages, im Alltagsdeutsch ausgedrückt: zu einem Papa.

Nachdem die Kirche während ihrer Trennung von der Welt den Glauben an den Vater durch den Sohn im Heiligen Geist bekannt hatte, mußte das Duell mit den griechischen Schulen ausgefochten werden. In Nicäa traten die Väter und Lehrer der Kirche an die Stelle der Apostel und Märtyrer, und sie sahen nichts Böses darin, wenn sie der griechischen Logik nun die patristische Logik der drei Artikel entgegenstellten. *Denn alle Logik kehrt die zeitliche Ordnung der erfahrenen Wahrheit um.* Jedes Kind wird angehalten, die Elemente zu lernen, obwohl die Erwachsenen zunächst das Ganze erfahren haben, bevor sie es in seine Elemente teilen konnten. Quae sunt prima in experientia, haec sunt ultima in ratione.

Ach, von Athanasius bis Calvin erschien die zweite, rein logische Ordnung der drei Artikel für die Lehre und die Tradition des Christentums ausreichend.

Heute indessen ist der Erste Artikel durch die Deisten isoliert worden. Der Zweite Artikel ist zur Psychologie des Menschen Jesu herunteranalysiert worden, als wenn er nicht durch den Einen Geist aller Zeiten erfüllt worden wäre: Jesus ist zum Produkt seiner eigenen Zeit degradiert worden. Und 98 von 100 Kirchgängern ignorieren den Unterschied zwischen Gottes Geist, der durch Moses und die Propheten gesprochen hat, und einem Gott als Idee. In meiner eigenen Dorfkirche unterließ eines Tages der Pfarrer die Anrufung von Vater, Sohn und Heiligem Geist. Als ich protestierte, antwortete er: „Ich versichere Sie, daß jeder innerlich lacht, wenn ich diesen sogenannten Heiligen Geist erwähne."

Unser Weg scheint vorgeschrieben zu sein. Es steht uns nicht frei, entweder die apostolische oder die patristische Formel zu wählen. Wir müssen sie beide nebeneinander lehren. Die apostolische Erfahrung benötigen wir für das Reifwerden unserer Seele; die patristische Logik haben wir nötig wegen der Unreife unserer spielerischen Mentalität.

1. Zwei praktische Beispiele können die Wichtigkeit der zweifachen Betrachtung deutlich machen. Eine findet sich im Dritten, die andere im Zweiten Artikel. Das Schisma zwischen dem griechischen und dem westlichen Katholizismus bezieht sich auf die Formel des Filioque. Geht der Geist vom Vater durch den Sohn aus oder vom Vater *und* dem Sohn? Das ist unverständlicher Wortschwall, solange nicht zwischen persönlicher Entscheidung und Schulstubendenken unterschieden wird. Der Laie und erst recht der Pfarrer müssen die Wahrheit entdecken, daß ihr Bewußtsein sich abwechselnd in verschiedenen Aggregatzuständen bewegt.

Augenscheinlich konnte der Streit über das Filioque nicht ausbrechen, solange die Kirche aus den Märtyrern und Bekennern bestand, die die höchsten Wahrheiten immer in äußerster Lebensgefahr aussprechen. Während sie sprachen,

boten sie Leib und Seele den kaiserlichen Spionen dar. Heute nennt man das „existentielles Denken", als wenn das etwas Neues wäre. Es ist die Entdeckung der Offenbarung. Aber wie die Apostel und Märtyrer ihren Glauben bezeugten, so bezeugten die Kirchenväter nach Nizäa Tradition und Lehre. Sie lehrten, faßten in Lehrsätze und bewahrten den lebendigen Glauben als aufgespeicherte Überlieferung. Nun konnten auf einmal die drei Personen der Trinität aufgezählt werden, anstatt daß sie als die Drei Personen der Trinität gehört worden wären. Erst entstand das Bekenntnis von Menschen in Todesgefahr; die laue Verallgemeinerung der Schulstube aber zerschnitt das Band der zeitlichen Manifestation Gottes in Drei Personen und kam zu einer einfachen Aufzählung von Nummer eins, zwei und drei.

Infolgedessen verschwindet der Streit über das Filioque, sobald der konkrete Ausspruch einer lebenden Seele: „Ich atme im Heiligen Geist" und ihre Generalisation: „Ich habe mechanisch gelernt, daß es eine dritte Person gibt" von uns auseinandergehalten werden als zwei beständig einander entgegengesetzte Versuche des Verständnisses.

Benutze beide Formeln nebeneinander, und es wird deutlich, daß die logische Wahrheit immer das Zeitelement vergißt. *Logik ist diejenige Art geistigen Lebens, in der die Göttlichkeit der Zeit übergangen wird.*

2. Wir können nun zu der anderen versprochenen praktischen Anwendung unserer neuen Unterscheidung zwischen zeitlichem und logischem Denken übergehen.

Jesus wird Unigenitus genannt. Das ist für uns ein versteinerter Ausdruck, aber wenn er in der Glut existentieller Erfahrung verstanden wird, ist er die einzige Weise des Ausdrucks für die Existenz des Menschen zwischen dem Kommen des lebendigen Gottes und den aufgehäuften Dingen einer bereits existierenden Welt.

Wir übersetzen dies nun mit „der eingeborene Sohn". Geschichtlich gesehen wurde eine gewisse Erwartung der Zeit Jesu mit diesem Ausdruck bekämpft. Es wurden zwei Söhne Gottes erwartet, einer im Himmel und einer auf Erden. Das Grundgebet „Vater unser" betont die Einheit von Himmel und Erde als Grundvoraussetzung unseres Gebetes im Sinn eines Kampfes gegen die Geschiedenheit von Himmel und Erde. Alle Prädikate des Sohnes drücken die Versöhnung aus, das Wieder-Einswerden von Subjekt und Objekt in ihm, der eine vollkommene Kreatur war, indem er den Tod empfing, und der vollkommener Schöpfer war, indem er aufs Neue uns allen den lebendigen Geist einflößte. Die ganze Wahrheit des Christentums ist also zentriert in der Einheit des Sohnes Gottes im Himmel mit dem Sohn Gottes auf Erden. All die verhängnisvollen und hinlänglich bekannten aristotelischen Streitfragen hatten ihren Ursprung in der Hartnäckigkeit des griechischen Bewußtseins, das von der Unterscheidung von Gegensätzen ausgeht. Wo die Logik herrscht, kann sie nicht zulassen, daß die Wahrheit in einem anderen Augenblick der Zeit aufhört,

Wahrheit zu sein. Aber dasselbe Mädchen muß als Jungfrau keusch sein und als Braut sinnenfreudig. Keine Tugend kann im entgegengesetzten Zeitmoment Tugend sein. Laster und Tugenden können infolge der Göttlichkeit der Zeit einfach die Plätze wechseln: „Ist dieser Weg unheilig", so ruft David aus, „so muß er heute heilig genannt werden".

An einem Punkt wurde die griechische Logik unerträglich, an dem Punkte, wo ihre Analyse sogar den eigenen Nachbarn für immer als Objekt bloßer Analysis ansieht. Ein Subjekt gegenüber dem Ozean von Objekten ist noch verständlich. Aber wenn dieses *eine* Subjekt seine Mitsubjekte objektiver Behandlung unterwirft und so nicht mehr weiß, daß sie niemals Objekte seines Bewußtseins, sondern Mitkreaturen und Mitschöpfer sind, dann werden der Himmel, in dem es sein subjektives Bewußtsein durch sich selbst auf den Thron gehoben hat, und die Erde, die nun mit allen Objekten einschließlich aller anderen Menschen bevölkert ist, für immer geschieden. Der Himmel in Einsamkeit und die Erde als bloße Objektwelt, beides ist die Hölle.

Aber das griechische Denken hat diese doppelte Wüste geschaffen, das Cogito meiner isolierten Seele und das bloße Existieren Jedermanns. Von Parmenides bis auf Sartre erstreckt sich dieses unfruchtbare Feld. Der letzte Darsteller Sartres, Merley Ponty, schrieb im Jahre 1953: „Bei Sartre gibt es keine Intersubjektivität." Das Heilmittel des christlichen Glaubensbekenntnisses gegen diese Seelenkrankheit, die sich Philosophie nennt, findet sich im Dritten Artikel: *es gibt nur einen Geist, der vom Himmel zur Erde herab inkarniert wurde.* Soweit Seele und Leib getrennt erscheinen, sind sie die Seelen und Leiber der erblindeten, unerlösten Menschen. Die Vergebung der Sünden ist die Handlung, durch welche der heilende Geist die naive Trennung des Bewußtseins zwischen seiner himmlichen Superiorität und der Inferiorität seiner Objekte beseitigt. Mit anderen Worten: solange wir generalisieren, hinken wir hinter unserem eigenen persönlichen Leben her. Während mein Bewußtsein z. B. mir noch sagt: der objektive Ausdruck für diesen Mann ist „Bettler", hat meine helfende Hand bereits über diese Generalisation hinausgegriffen und diesen vorgeblichen Bettler durch die Kraft des Geistes in meinen Bruder verwandelt. Daher ersetzt die communio sanctorum zu jeder Stunde als eine geheilte Gemeinschaft die Uneinigkeit der Individuen, die sich selbst als bloße Subjekte und den anderen als bloße Objekte erscheinen. Hat man sich genug darüber gewundert, daß im Evangelium nicht etwa der unter die Räuber Gefallene der „Nächste" heißt, sondern der Samariter? Die Logik würde diese Verteilung der Rollen nie vollziehen, aber wer litt, dem wurde aus Totfeind Bruder!

Wenn der Geist Einer ist, nimmt die Geschichte des menschlichen Geschlechts an Gottes ewigem Leben teil, ungeachtet der ununterbrochenen Unterbrechung durch unser privates Leben und unseren privaten Tod. Die heilsamen Wege des Lebens gehen in jeder Generation von den Toten aus (resurrectio corporis), und wir, die Lebenden, werden gerettet durch unsere bedingungslose Hingabe an

diese Kraft des Einen Geistes in allen Generationen unter Einen Willen. Das ist die Bedeutung des seltsamen Ausdrucks Credo. Credo vitam venturi saeculi. Du bist verantwortlich für die Rückkehr des Lebens, die Wiederankunft des Geistes in den Herzen der Menschen. Fortpflanzung, dieses Geheimnis unseres Leibes, gilt noch zentraler für die Wege des Geistes. Du mußt lehren, Glauben erzeugen, Liebe erwecken, Hoffnung erregen, die Produkte deines eigenen mißleiteten Fragens und falschen Beispiels zunichte machen und die Wahrheit wiederherstellen, wenn immer du Anderen zuhörst oder selber sprichst. Sonst vermehrst du die Zahl der Lügen und kannst nicht vorgeben, daß das Credo vitam venturi saeculi in dir lebendig geworden ist.

Der Dritte Artikel macht den abscheulichen Gedanken unmöglich, daß unsere mentalen Prozesse den Sinn hätten, unsere oder anderer Leute bloße Neugierde, unseren Erkenntnisdurst, unseren wissenschaftlichen Stolz zu befriedigen. Die Seele ist die Magd des Einen Geistes, mit dessen Hilfe die Menschen ihren Zustand als bloße Objekte, bloße Individuen und bloße Bewußtseine in der Schulstube und bloße Klassifizierer von Objekten überwinden. *Der Geist beschreibt nicht; er schreibt vor.* Wenn der Menschensohn und der Sohn Gottes als ein Untrennbares verstanden werden können, sind Kritiker, Analytiker und Verallgemeiner weniger real, weniger schöpferisch, weniger integriert und weniger in die Zeit eingefügt als Lehrer, Schöpfer, Bundschließer und Entscheider.

Denn solch ein Strebender hört auf, nach der Leiter auszuschauen, die vom Himmel zur Erde führt, oder auch nur zu versuchen, danach zu schauen. Solange er auf die Leiter schaut, bleiben Himmel und Erde getrennt. Wann hört die Trennung auf? Wenn du selbst eine Sprosse für diese oder an dieser Leiter bist. In diesem Augenblick, wenn der Geist auf der Leiter herabsteigt, die von den Märtyrern, den Lehrern, den Sängern und den Gläubigen gebildet wird, was ist dann noch von der Einheit zwischen Ende und Anfang, Himmel und Erde ausgeschlossen? Menschen, geleitet von ihrem erstgeborenen Bruder, sind Unigeniti geworden, Gleiche vor Gott und in Gottes Schöpfung. Und alle Sprossen der Leiter leuchten in der Nacht als Zeugen für die Worte des Glaubensbekenntnisses. Die Worte unseres Glaubensbekenntnisses bilden die normale Sprache für die verlorenen Söhne, die aus der Fremde ihres Bewußtseins an den ihnen vorbestimmten Ort in den Konstellationen des göttlichen Sternenhimmels heimgekehrt sind.

Die zwei ersten Artikel

Wenn wir im Gedächtnis behalten, daß die Apostel erst infolge ihrer Liebe zu Christus in dem Einen Geist zu atmen lernten und daß sie ihre Glaubensflügel innerhalb dieses neuen alldurchdringenden raumüberlegenen Aethers ausbreiteten, verstehen wir, daß sich ihre Kehle angesichts von Folter, Haß, Gefängnis oder der Löwen und Tiger in der Arena nicht schloß. Der leibliche Aspekt des Glaubens wird von uns häufig übersehen. Indessen heißt Glauben

haben soviel, wie Atem haben. Die Hoffnung lebt in unseren Augen, die Liebe wohnt in unseren Herzen; der Glaube erweitert unsere Inspiration, unsere Kraft zum Ein- und Ausatmen. Und Gott, der uns als Fleisch und Blut geschaffen hat, läßt selbst unsere Verbindung mit dem Geist sichtbar werden, indem er uns ganz tiefen Atem schenkt trotz Drohung und Druck niederer Mächte. Wer Glauben besitzt, atmet tief und frei und ringt auch in Gefahr und Verzweiflung nicht nach Luft.

Auf diese Weise erfuhren die Apostel das Zeugnis ihrer eigenen Aufnahme in den neuen Aether, als sie die große Wahrheit über ihren Meister und Gott in dieser neuen Atmosphäre verkündeten, über die Mauer des Tempels und des Gesetzes hinaus, hinaus über die Grenzen des Römischen Reiches, hinaus über die Sprache der Hebräer und Aramäer, in der Sprache des Himmels.

Denn dies war das Ziel der Jahre vergeblichen und geduldigen Wartens, bevor sie hinausgingen in die Welt: sie mußten die Worte finden, die weder hebräisch noch griechisch, weder Prophetie noch Philosophie, weder Gesetz noch Dichtung wären. Ihre eigene Wiedergeburt in einem Geist, der Schritt für Schritt vom Zentrum in die Zeit hinunterstieg, an gesonderte Plätze und Stationen, an Ämter und Sprachen, gab ihnen die heilige Aufgabe, das Evangelium zu verkünden, die frohe Botschaft der Wahrheit. Daher sind die Ausdrücke Jungfräuliche Geburt, Auferstehung, Jesu Höllenfahrt apostolische Worte und müssen Jakobus und Johannes, Andreas und Petrus geglaubt werden.

Nun haben, wie in der Apostelgeschichte berichtet wird, diese Männer eine Erfahrung gemeinsam: sie hatten ihre eigenen Seelen bedingungslos Christus übergeben. Sie waren durch eine *jungfräuliche Wiedergeburt* hindurchgegangen und waren abgeschnitten von Blutsverwandtschaft und Freundschaft, vom Leben ihrer eigenen Täglichkeit und Zeit, wie niemals Menschen vor ihnen. In der Weißglut dieser Erfahrung mußten sie die noch höhere Glut, die Glorie und Reinheit, Unabhängigkeit und Ursprünglichkeit ihres Meisters in Worte fassen. Sie formulierten sie, indem sie sagten: geboren aus der Jungfrau Maria. Denn die Alten, Römer, Juden und Griechen gleichermaßen, nannten die Muttersprache bis zum Jahre 1000 unserer Zeitrechnung die Vatersprache. Unter uns, die wir von Muttersprache reden, würde das Dogma lauten müssen: „Frei von seiner Mutter Schürzenband"! Aber weil Sprache, Geist und Gesetz zu dem Neugeborenen von der männlichen Seite herabkamen und weil ein Enkel den eigenen Namen so empfing, als wenn er den Geist seines Großvaters wiederherstellen solle, mußte der Geist Jesu von solcher Fessel befreit werden.

Doch da gab es eine Schwierigkeit. Die Juden erwarteten den Messias aus Abrahams Samen und dem Hause Davids. Und Gott verachtete ihre Erwartung nicht. Aber das war Vatersprache, Geist des Vaters; daher mußte die Beglaubigung des Jesus von Nazareth — daß David und Abraham ihn autorisierten — sozusagen im gleichen Atem wieder von ihm fortgenommen werden. Sonst wäre Jesus ein Israelit, ein Sohn Davids, geblieben und hätte nie-

mals zur Qualität eines Unigenitus aufsteigen können, der, wie wir gesehen haben, derselbe im Himmel und auf Erden ist, als Schaffenssprecher und als Geschöpf.

Auf diese Weise mußte eine neue Dimension über das Gesetz hinaus geschaffen werden, die Dimension der Gnade, die das Reich der Gesetze und die Bezirke des nationalen Lebens überschreiten würde. Die Mächte, Herrschaftsgewalten und Fürstentümer in den Briefen des Paulus werden unter uns nicht halb so ernst genommen, wie sie es erfordern. Denn die gratia Dei, die freie Gnade, wird nicht verstanden, wenn wir nicht das gesetzliche Wirken dieser lange bestehenden engelhaften Vorgänge anerkennen, die als die Künste, Wissenschaften, Nationen, Sprachen und Klimate durch die Zeiten hindurchgehen. Wenn sie Gottes wirkende Kräfte sind, dann wetteifern sie mit den einzigartigen Bezeugungen der freien Gnade Gottes, und Jesus konnte ebenso wohl der Sohn Davids wie der Sohn des Allerhöchsten sein. In der neuen Dimension wurde die Legalität nicht aufgehoben. Der Zyniker, der die neue Sprache des Glaubensbekenntnisses hört, könnte freilich mit Celsus spötteln und sagen: „Nicht legal, sagst du? Ich verstehe, dann muß er illegal, unehelich von Panthera erzeugt worden sein." (Panthera, der römische Soldat, der als Erzeuger Jesu namhaft gemacht wird, trug den denkbar bösesten Namen; wir können seinen Namen mit „Urvieh" übersetzen.) Der Spott des Zynikers hat allezeit versucht, die Realität auf die Dimension der zwei rationalen und logischen Wege zu beschränken: auf das Gesetz und das „Nicht-Gesetz", den Nomos und die antinomische Haltung des Libertiners. Aber diese Spielerei des Gehirns ist leicht als ein leeres Spiel zu durchschauen. Wer nur Legalität und Illegalität, Nationalismus und Internationalismus unterscheidet, besitzt keine Selbsterkenntnis über das Gesetz oder die Nation hinaus. Seine Antithese zum Gesetz oder zur Nation setzt bloß ein „Non" oder ein „inter" vor die einzige Wirklichkeit, mit der er positiv vertraut ist. Man kann jeden Nationalisten und jedes säkulare Bewußtsein daran fassen, daß es ständig mit dieser Dialektik operiert: angenehm und unangenehm, frei und nicht frei, wahr und unwahr, legitim und illegitim. Aber eine solche Sprache ist bloß argumentierend und gehört in die Gerichtshöfe. Es ist nicht die Sprache ersten Ranges.

Die jungfräulichen Seelen, die die Liebe zu Christus in den Aposteln erzeugt hatte, erfuhren als Erste von Allen den positiven Charakter ihres Meisters in einem Bezirk jenseits des Gesetzes. Auf den Spott des Zynikers: „Nicht legitim, daher illegitim" hätten sie in aller Ehrlichkeit antworten müssen: „Dem Himmlischen gebührt der erste Platz, und dem Nicht-Himmlischen, Irdischen der zweite." Gerade diese Antwort wurde später der Eckstein des Glaubensbekenntnisses, in dem an erster Stelle Jesus als Sohn des Vaters im Himmel bezeichnet wurde, „ante omnia tempora", und erst dann als Israelit inkarniert. Die schöpferische Sprache muß allen Zeiten und Dingen einen positiven Namen geben. „Vorher" und „später", „Himmel" und „Erde" sind nicht solche

leere logische Hilfsbezeichnungen wie illegal, unfrei, unangenehm und ähnliche Negationen.

Die Apostel mußten in menschliche Sprache gießen, was ihnen außerhalb und jenseits des jüdischen Gesetzes begegnet war. Sie selbst mußten in eine Dimension eintreten, die niemals innerhalb der Welt der Thora vorhanden war, doch auch keine verbotene Lebensweise gegenüber und außerhalb der Thora bedeutete. Es war daher ein Urteil über ihre eigene Erfahrung, wenn sie von der Jungfräulichen Geburt sprachen. Weder Legalität noch Illegalität konnten die Grundlage der Beziehungen Jesu zu seinem Vater im Himmel sein.

Das ist der Zwang, die vis major, die wir gemeinsam mit den Aposteln erfahren müssen, bevor wir autorisiert sind zur Anerkennung des Satzes „Geboren von der Jungfrau Maria". Und diese Überlegung zu dem Einzelfall der Jungfräulichen Geburt wirft gleichzeitig Licht auf die Beziehung des Christen zum Glaubensbekenntnis. Das Credo ist sinnlos, wenn es nicht eines Tages in deinem eigenen Herzen wiedererlebt wird als die wahrste Aussage deiner eigenen Wiedergeburt innerhalb des Einen Geistes in Jüngerschaft zu dem Sohn unter dem Willen des Vaters, der deine eigene Erschaffung, Offenbarung und Erlösung vorherbestimmt. Die Beziehung eines Christen zur Tradition steht völlig im Gegensatz zu dem üblichen: warte und sieh! Der Gläubige hält sich an die Regel: höre und warte!

In unserer Gegenwart ist die Jungfräuliche Geburt von höchst praktischer Bedeutung. Wir können eines Tages vor der bösen Tatsache stehen, daß wir alle einfach als Schwarze oder Weiße, Juden oder Heiden, Amerikaner oder Europäer, Kommunisten oder Kapitalisten behandelt werden. Muß ich wirklich zwischen allen diesen Alternativen wählen, um deutlich zu machen, wer ich in Wirklichkeit bin? Vielleicht wirst du mit mir in die gleiche Hölle hinabsteigen, die Jesus umgab, als er begraben schien in seinen Eigenschaften als bloßer Verbrecher, bloßer Jude, bloßer Zimmermann, bloßer Galiläer, bloßer Gegenstand seiner eigenen Tage und Zeit, als eine „res unius aetatis", was die Westminster-Synode von 1685 wehmütig als den Mangel in der Religion Amerikas bezeichnete. Unserer aller Retter aber gehörte nicht *einer* Zeit an, noch *einer* Rasse, noch *einem* Gesetz, noch *einem* Klima. Aber wie befreien wir eine Seele von den Mendel, Darwin, Lamarck, von der allgemeinen Entwicklungslehre und von der Statistik? Der moderne Gesetzgeber hat für Gottes Kinder ein wundervolles Schlupfloch im Gesetz übrig gelassen. Er bezeichnet den freien Menschen mit dem prächtigen Titel S. U. Vielleicht müssen wir von der freien Zukunft uns diese Chiffre aneignen. S. U. bedeutet „statistisch unwichtig". Die einzige Hoffnung liegt in diesen S. U. Die statistisch Unwichtigen alle haben keine Schwierigkeit, die Jungfräuliche Geburt anzuerkennen.

Eine ähnliche Notwendigkeit führt zu dem Begriff der *Auferstehung*, Jesus herrscht zur Rechten des Vaters. Gleich Unigenitus, als Einziger erzeugt, hat der Ausdruck einen Bezug auf zeitgenössische Vorstellungen. Aber er korrigiert,

wandelt und sublimiert sie. Die beiden Söhne, der eine im Himmel und der andere auf der Erde, werden miteinander als Einer, Unigenitus, identifiziert. Die Auferstehung Christi hat sehr wenig zu tun mit der Sehnsucht alter Frömmler, immer am Leben zu bleiben. Jesus lebt, wir sind tot: das war die grundlegende Oster-Erfahrung. Mit dieser Verkündigung des auferstandenen Herrn wurde nicht irgendeine abstrakte und unabhängige Feststellung und Aussage über Jesus gemacht. Gerade eine entgegengesetzte Erfahrung wurde zum Ausdruck gebracht, indem die Lebenden sich nicht des Lebens rühmten, und dadurch, daß sie dies nicht taten, konnten sie erkennen, wieviel lebendiger er nach seiner leiblichen Kreuzigung war.

Die Auferstehung paßt schlecht in unsere Tage individueller Psychologie hinein. Denn wir bilden uns ein, wir könnten einen Menschen außerhalb seiner gesellschaftlichen Prägung erfassen. Wir verzeichnen sein Gewicht, seinen Hüftumfang, seine Länge, seine Fingerabdrücke; aber fassen wir ihn damit? Gewiß, wir haben seinen Leichnam bestimmt. Gleich diesen modernen Leichenforschern erblickten die Apostel ihre eigene Existenz außerhalb ihrer Jüngerschaft und Mission als die bloßer Leiber, bloßer Kadaver. Niemand sollte also seine Seele mit dem Ausdruck Auferstehung belasten, der niemals Grade der Lebendigkeit zwischen Tod und Inspiration, zwischen Gnade und Mechanismus, zwischen aufwärts und abwärts erfahren hat. Der Ausdruck „Auferstehung" begründet dein eigenes Verhältnis und dein eigenes Urteil über die Grade der Lebendigkeit zwischen der Fülle der Zeiten und den leeren Augenblicken mechanischer Existenz.

Wer glaubt, daß der Geist seiner eigenen Zeit der einzige Geist ist, der seine Handlungen regeln sollte, und wer noch dazu glaubt, daß der Geist Frankreichs oder Deutschlands als Offenbarung verehrt werden sollte, kann gewiß nicht behaupten, verstanden zu haben, daß der Herr auferstanden ist und daß er jenseits der Geister dieser Länder und jenseits der Geister des 19. oder 20. Jahrhunderts steht.

Die Menschen *einer* Zeit oder *eines* Landes sind tot in ihren Sünden. Aber wieder ist der Ausdruck *„Sünde"* durch die Moralisten seiner kosmischen Bedeutung beraubt worden. Ein Gelage abhalten, stehlen, spielen, fluchen, ja, sogar rauchen und trinken, wurde als Sünde angesehen. Gott und seine Heiligen sind am Kampf gegen solche kleinen Mißbräuche oder Bräuche nicht ernstlich beteiligt. Der Ausdruck peccatum umfaßt eine sehr viel erschreckendere Tatsache. Die Sünde trennt von dem Geschehen, durch welches der Geist vom Vater durch den Sohn und alle Glieder des Sohnesleibes in jeder Generation vorschreitet, und Sünde macht einen Menschen unfähig, eine Person zu werden, d. h. den Platz in der ihm zugeteilten Zeit in der Begegnung mit dem Schicksal auszufüllen. Und ich bin die unglücklichste Natur, solange ich mich nicht neuschaffen lasse. Nun, der Mensch ist nur eine Spielart, innerhalb derer jedes Individuum eine Spielart bildet. Der Mensch: die Spielart, die aus Spielarten

besteht, weil jeder von uns zu seiner Stunde vom Vater angesprochen wird und, wenn dieser Augenblick eintritt, unser eigener Weg in unsere spezifische Spielart offenbar wird.

Diese Sünde gegen den herausrufenden, verlebendigenden, ausrichtenden Geist hatte Judas begangen. Er hatte gehört, aber nicht gewartet. Daher war dies die schreckliche Sünde, die sie fast alle am Karfreitag begangen hatten. Der Tod Christi war nötig gewesen, um sie von Judas zu trennen und um sie zu lehren, was die belebende Gnade bedeutet. Wiederum ist diese Bedeutung des Todes Jesu für unsere Sünden heute vergessen. Und diese Verdrängung der spezifischen Bedeutung des Todes innerhalb der Christenheit ist auch verursacht durch die unter uns herrschende individualistische Psychologie. Der Tod eines Menschen wird heute einfach als ein Geschehnis in seinem eigenen gesonderten Leben betrachtet. Und die Bigotten machen sich Sorgen über ihren eigenen privaten Tod.

Ich meine allerdings, daß die meisten Agnostiker bessere Tode sterben als diese Bigotten, die sich für sich selbst entweder mystische Erhöhung oder schreckliche Gefahr für ihre Todesstunde versprechen. Aber der Tod Christi ist wichtig für uns, und nicht für Jesus. Das nun offenbarte Geschehnis des Todes Jesu bestand darin, daß Tod und Leben die Plätze wechselten. Auf mein eigenes Leben folgt mein Tod; das habe ich mit den Tieren gemeinsam. Aber innerhalb dieses Kreises bloß irdischer Existenz trägt der Tod keine Frucht. Es ist krankhaft und geht parallel mit dem moralistischen Perfektionismus isolierter Individuen, wenn ich mich mit meinem eigenen Tod und meinem privaten Nachleben nach dem Tode befassen soll.

Nein, die Offenbarung des Todes Christi erledigt die Idee des sich selbst schaffenden Menschen. „Es gibt keinen Selfmademan im himmlischen Königreich", das ist ein gutes Wort von Mahan, dem Autor von „Sea Power". In einem Menschenleben, in dem Himmel und Erde als Eines und vereinigt gesehen werden, in welchem wir Sprossen einer Leiter sind, die sich vom Himmel hinunter bis zu den niedersten Standplätzen eines Knechtes auf der Erde erstreckt, wird die isolierte tierische Existenz von der Geburt bis zum Tode verwandelt. Der geschichtliche Mensch ist die Frucht von Tod und Opfer. Mein Antlitz trägt den Stempel aller Entsagungen und Selbstverleugnungen meiner Ahnen, die ihre Erfahrungen für mich gemacht haben. Ich bin der Erbe ihrer Tode, insoweit sie auf etwas im Blick auf die Zukunft verzichteten. Und jedes verheiratete Paar tut genau dies; das Kind von Eltern erbt die erste übernatürliche, rein geschichtliche Frucht eines Friedens zwischen den Geschlechtern. Friede in unserer Zeit: jedes verheiratete Paar hat solchen Frieden geschlossen. Und für jedes heranwachsende Kind, das von seinem eigenen kriegslustigen Geschlecht geplagt wird, ist dieses Wunder das kostbarste Erbe. In Jesus, der für die tierische Blindheit jener starb, die er liebte, nämlich seiner Feinde, ist der Tod zum Gefangenen geworden; denn der Tod ist nun in das Leben jedes

Menschen hineingenommen. Wie die erste tiefe Begegnung mit dem Tode nicht geschieht, wenn ich sterbe, sondern wenn ich jemanden begrabe, den ich wirklich geliebt habe, so öffnet der Tod Christi meine Augen für die geschichtliche Beziehung seines Todes für mein Leben. Sein Tod wird die Saat meines Lebens, und ich kann ihre Frucht werden.

In Ergänzung zu der Geschichte der ersten Schöpfung im Buche Genesis schrieb Matthäus die Geschichte der neuen Schöpfung. Sechs Tage hatte die erste Schöpfung gedauert, weil tausend Jahr vor Gott sind wie ein Tag. Fünftausend Jahre dauerte die Schöpfung Christi, weil alle gerechten und frommen Menschen aller Völker gebetet und sich nach der Offenbarung des vollkommenen Menschen gesehnt hatten. Jesu Tod ist die aufgipfelnde Zusammenfassung von fünftausend Jahren, während derer der Vater zum Sohne sagte: „Laß uns Menschen machen nach unserem Bildnis." Als der Tod in die menschliche Geschichte einbezogen wurde, war der Mensch das Bildnis Gottes geworden. Denn hat nicht Gott den Tod zum Teil seines Geheimnisses, Leben zu geben, gemacht?

Nirgends in der Natur kann eine Art ihren Charakter infolge des Todes einer ihrer Glieder ändern. Aber wir haben die Freiheit dazu, wenn die Liebe unsere Augen öffnet und wenn der Tod dessen, der uns liebt, unsere eigenen Leben ausrichtet. *Christus ist auferstanden, wenn du seinen Tod vor dein Leben gesetzt hast.* Denn dann gibt er täglich neues Leben, und du verdankst ihm ein Leben über die bloße Beseelung hinaus. Oder du bleibst ein Insekt, von dessen Leben nicht einmal gesagt werden kann, daß es von der Geburt zum Tode eines sei. Der moderne Mensch lebt wie ein Insekt oder hat die neun Leben einer Katze mit neun (alias) mit dreißig Jobs, mit vier verschiedenen Heiraten, mit sechzig Verrücktheiten und mit einer in jedem Jahre anderen Vorstellung vom Universum. Diese einzellige Existenz ist die Vorstellung des Menschen von sich, solange er annimmt, daß sein Leben nur von seiner eigenen Geburt bis zu seinem eigenen Tode reiche.

Erst jetzt können wir hoffen, die Schwierigkeit des Ersten Artikels zu entdecken. Er lautet so einfach, als wenn ein Physiker oder Astronom ihn verfaßt hätte; „Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde." Der moderne aufgeklärte Naturwissenschaftler hat indessen keine Ahnung davon, was in dieser Botschaft zusammengedrängt ist.

Denn die astronomische Feststellung übersieht, daß auch Herr Eddington oder Herr Galilei in das Bild gehören. Auch für sie mag Erde und Himmel von Gott geschaffen worden sein. Aber wer schuf Galileis Bewußtsein und Eddingtons Geist, und wer gab Einstein den Auftrag, Materie auf Energie zurückzuführen? Die Marschrichtung der Wissenschaft, die Einmütigkeit des menschlichen Denkens, die Benutzung oder Nichtbenutzung der Atombombe sind in die astronomische Interpretation nicht eingeschlossen. Vielmehr trifft das Gegenteil zu. Diese Physiker betrachten Himmel und Erde; sie stehen ihnen gegenüber

wie ein Maler, der vor seinem Gemälde steht. Und Generationen von Wissenschaftlern verbessern die Pinselstriche auf der Leinwand, auf der ihr Bild von Himmel und Erde gemalt ist.

Nun aber ist der Erste Artikel unseres Glaubens nicht die Feststellung eines Weltbildes. Der *Himmel* ist nicht der natürliche Himmel, und die Erde ist nicht der Planet.

Der Gott, der Einsteins Verstand schuf und Keplers Leidenschaft, der Kopernikus Nüchternheit verlieh, der Frieden auf Erden gibt, Fortschritt in der Wissenschaft, Gesang und Gebet, Dichtung und Weissagung, der Epochen und Katastrophen verhängt, der das Ende der Astronomie so gut bestimmt wie ihren Beginn, weil er über das Tun und Lassen unserer Zivilisation regiert, dieser Gott hat auch eure Mißgeschicke, eure Zugehörigkeit zu einer Rasse und euer Jahrhundert geschaffen. Und er wird das ebenso in der Zukunft tun. Denn sein „Himmel" ist die gesamte Zukunft, welche er noch für euch bereit hat. „Erde": das sind alle Tatsachen der menschlichen Geschichte, die bereits Gestalt angenommen haben. Das völlige Mißverstehen des Ausdrucks Himmel in unserem Ersten Artikel ist das Ergebnis davon, daß er außerhalb des Zusammenhangs mit unserem Dritten Artikel gelesen wird.

Michelangelo hat uns in seinem Gemälde die richtige Deutung des Ersten Artikels gegeben. Gott schafft Adam, den ersten Menschen. In den Falten von Jahves Mantel verbergen sich die Elohim, die Engel und Erzengel, durch deren Niedersteigen die Ordnungen des menschlichen Lebens später Fleisch werden. Seit Adam sind diese Elohim herniedergekommen und haben den Nationen, den Berufen, den Sitten und den Sprachen Gestalt verliehen. Erst nachdem diese Elohim ihr Werk getan hatten, machte der Sohn die volle Freiheit in der Wahl irgendeines dieser Elohim, dieser unterschiedlichen Geister, möglich für diejenigen, die sich zum Herzen des Vaters durch den Sohn im Geiste erheben.

Daher können wir enden mit dem Anfang:

Ceterum censeo articulum tertium legendum a principio, ut resurrectio, ut virgo, ut caelum, ut peccatum, haec verba quae leguntur in articulis vel secundo vel primo, possint resurgere a mortuis definitionibus mentis nostrae non iam regeneratae, et ut Una Trinitas adoretur in Spiritu per Filium ad fidem Patris.

Ein Nachwort zu Evanston

Bissingen/Ulm, 3. 6. 54

Lieber Herr Professor!

Wieder wende ich mich in einer besonderen Sache an Sie, und Sie werden gleich wieder denken: Oh, diese verwünschten Theologen! Also in meinem Fragekasten liegt zuoberst wieder das oberkirchenrätlich angeordnete Jahresthema zum Diözesankonvent, zu dem ich mit: „Die christliche Hoffnung als Weltgestaltung in der römisch-katholischen Theologie und Kirche" beitragen soll. Nun stimmt ja die Formulierung nicht ganz. Stillschweigend muß ja wohl ergänzt werden „ . . . als *Impuls* zur Weltgestaltung" oder so ähnlich. (Es soll auf die Evanston-Konferenz vorbereiten, also die angeblichen Abwege von der echten Eschatologie zeichnen.) Kann man wirklich so sagen, daß die eschatologische Hoffnung im Katholizismus in „Weltgestaltung" transformiert oder transponiert wird? (Als ob das, was vermutlich gemeint ist, nicht die notwendige *Frucht* des Evangeliums wäre!) Nun kennen Sie ja sicherlich die katholische Sozialethik und Naturrechtslehre. Wo finden sich die entscheidenden Kapitel bei *Thomas?* Sicherlich ist da auch Suarez wichtig? In welchem Verhältnis steht die — ursprünglich doch weltkritische — Civitas Dei Augustins zu dem auch neuerdings wieder laut verkündigten Programm, die Welt dem Christentum zuzuführen? . . .

G. Bartning

Norwich/Vt., 8. 6. 54

Lieber Herr Bartning,

. . . ad verbum „spes". Es spiegelt die tragische Geschichte der griechisch überrannten und überwältigten Christenheit. Amerika ist im Superlativ bloß „Hope" ohne Glauben, weil es die äußersten Ausläufer von 900 Jahren Aristoteles und Plato verkörpert. Daher dies Thema in Evanston obenan steht. Die Kirche geht heute an der höchst unheiligen idealistischen Hoffnung meines Erachtens leicht zugrunde. Niemand will sich die Mühe machen, zu fragen, wann denn die christlichen Kardinaltugenden „übernatürlich" werden und wann sie bloß recht gnadenlos bleiben. Antwort: An sich selbst sind Glaube allein, Hoffnung allein, Liebe allein zwar auch nicht „natürlich", weil sie ja *zwischen* den Menschen walten, die „Natur" aber alles in die Einzelnen selber hineinverlegt. Also natürlich sind sie nie. Aber voneinander abgetrennt, sind sie auch nicht Offenbarungen, sondern bloß *kreatürlich.* Denn die arme Kreatur tritt in den Zeitprozeß überhaupt erst ein, wenn eine der drei auf uns wirkt. Wirken sie in Sonderung, so ist die Zeit noch nicht Gnadenzeit, ist unerfüllt. Es ist eben eine *Zerstreuung* der Zeit, aber tot ist Zeit nie! Zeit ist nämlich nie „natürlich", ist immer kreatürlich. Aber nur in der Gnadenzeit ist sie

vollzählig (siehe „Heilkraft")! Es gilt also, drei Zustände zu scheiden: *Natur:* die Zeit stirbt. *Kreatur:* die Zeit wirkt. *Gnade:* die Zeit ist erfüllt.

Diese drei Ebenen werden heut auf die bequemeren zwei reduziert; die meisten Akademiker kennnen nur die Dialektik Natur = Übernatur. Und das gibt das Prokrustesbett eines falschen „Entweder natürlich oder übernatürlich". Damit entfällt dann das Verständnis für die drei Ebenen Natur, Geschöpf, Schöpfer und auch für die drei Akte im Atem der Seele. Denn Hoffen kommt aus den Bildern des Vergangenen — niemand kann auf das hoffen, wovon er gar nichts weiß — und ist daher *die* idealistische Eigenschaft. — Genau umgekehrt von dem, was die Menschen heut denken, stammt jede Idee aus vergangener Realität (gegen Platos Uridee) und will ihre *Rückkehr.* Alle Renaissancen sind *Rückkehrhoffnungen.* Glaube aber kommt *aus* der *Zukunft* auf uns zu. (Scheint ganz unbekannt den heutigen Theologen, die sogar Glauben und Hoffen individualistisch in uns selber hinein verlegen. Aber der Glaube zieht vom Ende her, die Hoffnung stößt vom Vorhergehenden aus. Kraft der Kardinaltugenden sind wir also *eingetaucht* wie der Fisch ins Wasser in das Meer der Zeit vom Anfang und vom Ende her.) Nur wenn Hoffen von Anbeginn und Glaube vom Ziel her mich stoßen und ziehen, kann die Liebe tanzen. Sie rhythmisiert. Wie erhaben, daß die Evangelien das Wort „Hoffnung" *nicht enthalten!* Nur Johannes, der Gottes ποίημα dem griechischen Poem entgegenstellt, muß es als erster auch mit den Hoffnungen der Griechen aufnehmen! Und Paulus muß das eben auch. Aber noch weiß die apostolische Generation um ihre sola fides, d. h. um den Unterschied eines neuen „Gezogenwerdens vom Ende her". „Glaube" gegenüber den „Hoffnungen" der frommen Heiden. 800 Jahre später ist das total vergessen. Radbert von Korvei schreibt etwa 850 „De spe", und da ist das nur eine Debatte mit der cognitio. Der Idealismus hat gesiegt; vielmehr, in der Form der Kirche erzieht jetzt das heidnische Altertum die Germanen zur akademischen Vorstufe des Christentums, die in Nietzsche endet.

Folge: Die gesamte Eschatologie der Rom-Kirche steht unter der dauernden Verwechslung von Spes und Fides. Kreuzzug ist ja Rückkehrhoffnung! Die *„Re"-Silbe* (siehe meine „Revolutionen") ist immer „Spes". Joachim v. Floris und die *Opposition* im Mittelalter sind die einzigen Fideisten, später die Mystiker. Luther im Bauernkrieg, Cromwell 1650, Napoleon, Lenin sind übrigens die Glaubenshelden, in denen die bloßen *Hoffnungen* ihrer „Mitläufer", die „Vor"stellungen, überwunden werden aus *reinem* Glauben! Vorstellungslos ist der Glaube.

In Luther streiten die Elemente. Sola fide, ja. Aber praktisch hat er eben doch die Laien gar nicht zu Priestern, sondern zu *Theologen* gemacht. Protestantismus ist nicht allgemeines Priestertum geworden, sondern *allgemeines Theologentum.* Denn Luther und Melanchthon schenken den Laien die Teilnahme an dem von Anselm und Abälard via Thomas und Bonaventura und

Gerhard Groote und Jean Gerson geschaffenen Schöpfrad des theologischen Prozesses. Bedenken Sie immer, daß es *diese* Theologen erst seit 1125 gibt (siehe meine „Heilkraft"; und für Glaube, Liebe, Hoffnung siehe *Augustin* in „Atem", eine Untersuchung über die drei Kardinaltugenden, die ich für eine von niemandem sonst gegebene oder gesuchte Neuordnung dieser Vorstellungen im Rahmen des *Neuen* Zeitdenkens ansehe) und daß die Ethik Richard Rothes und die Ethik des Thomas beide idealistisch-„speratica" sind. In der Eschatologie ist dies sehr bemerkbar: Der Papst als Vikar Christi, des Weltenrichters, ergänzt seit 1095 den Papst als Nachfolger Petri. Daher stammt seine neue Gesetzgebungsgewalt, in Vorwegnahme des Endgerichts (Nachweise in „Out of Revolution"). Die Verdoppelung der

päpstlichen Rolle:	Papst
von Null her!	Christus vom Ende her!
Jesus Petrus	
Nachfolger Petri	Vicarius Christi

hat noch Michelangelo an die Sixtinadecke gemalt. Sie führte in der Ethik zu einem Knäuel, weil unablässig Endzeit und kirchliche Vergangenheit miteinander verwechselt wurden. Luther zerschnitt den gordischen Knäuel, setzte die Welt der Staaten an die Stelle des Papstes.

Heut wird der Protestantismus „kirchlich". Bums, schon wird Christus unsere spes unica. Insofern ist Evanston ein Zeichen für das Grauwerden der Formen Gregors und Luthers: Sie suchen sich auszutauschen!

Die *hoffnungslose* kommunistische Glaubenseschatologie zwingt anscheinend die alten Mächte dazu.

Die echte christliche Antwort sehe ich ja in einer Aufdröselung des Elohimknäuels. Wir einzelnen müssen *kleine*, begrenzte Weltuntergänge und Parusieverzögerungen pluralistisch-elohimistisch-dionysisch erleben dürfen. Das Triumphgeheul der Liberalen über die *irrige* Parusieerwartung der Urchristen ist total fehlgegriffen. Es ist *gar nicht wahr, daß sie irrig war.* Denn wie bei Jona und Ninive kann die Welt nur von denen gerettet werden, die an den sofortigen Weltuntergang hier und jetzt echt und ehrlich glauben. Wem es mit der Gegenwart Gottes überhaupt Ernst ist, der muß glauben: Kein καιρός ohne *vorhergehendes* Weltende. Das angenehme Jahr des Herrn kam in Kapernaum, nachdem Jesus seiner Zeit gestorben war!! Nun war die Welt untergegangen!

Davon weiß der Idealismus Gregors VII. und Melanchthons und Schleiermachers nichts. Aber Luther wußte davon und riß die Fürsten mit sich an diese Stelle. Keine Zeit . . . E. Rosenstock-Huessy

Bissingen/Ulm, 14. 6. 54

Hochverehrter, lieber Meister und ungekrönter Doktor Theologiae!

Verzeihen Sie die Geschmacklosigkeit, daß ich in der Eile einen Umschlag

mit meinem Stempel verwendet habe. Sie haben die unbeabsichtigte Herausforderung so schön pariert, daß wirklich eine „Laien"-Theologie dabei herausgekommen ist, die sich Evanston hinter den Spiegel stecken könnte. Wenn das so weitergeht, müssen Sie in der nächsten Auflage von „Heilkraft" (S. 51 ff.) das Duell mit Herrn Thomas ergänzen durch einen zweiten theologischen Briefwechsel mit vielleicht nicht ganz so trostlosem Ausgang. Nun hat Ihr Brief bei mir die Schleusen hochgezogen, und ich erlaube mir — im voraus mit jeder „Honorariums-Forderung" Ihrerseits einverstanden! —, ziemlich unsystematisch weiterzufragen. Leider sind alle diese Fragen theologisch und philosophisch überaus töricht, und entweder bin ich zu feige oder zu bequem oder habe ich zu wenig Zeit, sie einem „Zünftigen" vorzubringen (und dort, wo ich's tat, bekam ich entweder gar keine Antwort, oder es hieß, ich spreche eine unverständliche Sprache). Ihre Thesen helfen mir, sie andeutungsweise zu ordnen.

1. Wenn ich Sie recht verstanden habe, „schwimmen" wir in den drei christlichen Kardinaltugenden wie der Fisch im Wasser — zodion „pisces"! —, das ist doch wohl unser *Erbe*. Aber schwimmen wir wirklich noch darin? Und wenn nicht mehr, sind wir im Aussteigen begriffen, weil uns das Bad jetzt lange genug gutgetan hat (es gäbe ja heutzutage dann genug, womit man sich hinterher frottieren könnte, bzw. das Gesicht des heutigen öffentlichen Lebens sieht danach aus, als gäbe es von dem genug) — oder versuchen wir nur auszusteigen und rutschen doch wieder hinein, mit Recht (ich bitte, dies nicht zynisch zu verstehen). Ja, daß „Hope" im Schwange geht — *noch* im Schwange geht, das „glaube" ich gerne —, vielmehr habe ich diese „hope"-übersättigte Luft so über, daß ich, kurz bevor Ihr Brief kam und ich gerade mit ganz anderen Sachen beschäftigt war, ein Bild malen wollte mit der Unterschrift „hopeless". Mir leuchtet das ein. Auch die Psychoanalyse ist so ein Ausläufer der Spes, mitinauguriert durch Augustins bildergesättigte „Memoria" — bis hin zu dem rührend hoffenden Kinsey. Übrigens meine ich mich zu entsinnen, daß selbst Klages — also vom ganz anderen Ende her — solch einen Zusammenhang zwischen dem „Eros der Ferne" und der romantischen „Hoffnung" anvisierte — natürlich mit der entgegengesetzten Tendenz! In irgendeinem gnostischen System — ich weiß nimmer, in welchem — ist „Elpis" ein hierarchisch ausgezeichneter Äon. Aber wie ist es heute mit den andern zwei? Und vollends mit dem ganzen Terzett? Und wenn der Glaube drüben ist bei den Leninisten, warum geht das Evanstoner Konsortium nicht nach Moskau? Und wie ist es mit der größten unter den dreien? Rilkes „Nicht sind die Leiden erkannt, / Nicht ist die Liebe gelernt, / Und was im Tod uns entfernt, / Ist nicht entschleiert" ist doch wohl mehr als ein hypochondrischer Seufzer. Freilich können wir die drei nicht in einem „Befund" aufnehmen — das wäre ja gerade wieder „idealistisch". Vielleicht ists auch vermessen, in einer Situation wie der unsrigen nach „Deutungen" zu fahnden. Es gibt davon gewiß genug. Aber als „arme Seele" — wenn

auch vielleicht noch nicht als „arme Kreatur" — darf ich doch wohl fragen, was die „*Taufe*" wert war. Aber das führt mich wieder auf den Abweg der „Hoffnung" — sicherlich haben Sie recht, daß wir jetzt einfach durch die Weltuntergänge hindurchmüssen. Aber uns pastoribus ist eine Hoffnung anvertraut — weithin noch oder wieder —, der ist der ganze en bloc hingeschmissene Elohim-Knäuel lieber. Die Synoden und Konsistorien haben ja gewissenhaft acht darauf, daß er nicht „aufgedröselt" wird. Schon die wahnsinnige Pflichtenüberhäufung sorgt ja dafür, daß der Theologe und der theologisierte Laie vorneweg immunisiert ist gegen dionysische Weltuntergänge und Parusieverzögerungen. Der Gedanke daran ist ja schon diesem armen Arbeitstier eine Blasphemie. Aber *noch* hält er es aus — kraft der „spes unica"! Er hofft dann wenigstens. Diese Dinge haben ja heute auch ihre schreckliche leibhaftige Seite. Gott sei Dank, es gibt noch immer Glaube, Hoffnung, Liebe — an „Hecken und Zäunen" trifft man auf sie und wird unbeschreiblich beschenkt. Ich gestehe, daß ich gerade für die „platonische" Hoffnung eine Schwäche habe. Und lange genug habe ich von ihr gelebt — von ihrer noch immer fruchtbaren Verwesung gelebt. Wahrscheinlich lebe ich heute nicht mehr von ihr (aber dies vermag nur Gott zu sagen). Sie ist eben und bleibt ein Reich der schönsten Gestalten. Und mir ist noch der Vorzug zuteil geworden, daß ich ihrer nicht erst ansichtig wurde, als sie vielen ehrlichen Leuten erst im Ekel und Überdruß hochkamen. Es ist mir übrigens in diesem Zusammenhang aufgefallen, daß in einem angelsächsischen Buch — vermutlich katholischer Herkunft („Screwtape letters" von Lewis) — die *Zukunft* so perhorresziert wird, dem heutigen Menschen vorgeworfen wird, er verbrenne die Güter der Gegenwart, der einzigen „ewigkeitsförmigen" Zeit, auf dem Altar der Zukunft. Alle jene Ismen (Lenin usw.) betrögen den Menschen um seine Gegenwart. — Damit bin ich beim

2. (was ich auch wieder von der Seel-Sorge her vorbringe). Wir stehen in zwei Fronten. Einmal gegen *jene* „Zukunfts"-Fanatiker, die der Engländer im Auge hat, die die Gegenwart verloren haben, weil die Hoch-Zeit der Liebe an ihnen vorüberging (d. h. wir müssen wohl *für* sie, nicht gegen sie stehen) — gemeint sind ja nicht die, die kraft des Glaubens die Zukunft in die Gegenwart hineinreißen, sondern die, deren Leben in die Leere voraus präzipitiert, weil der Schmelzfluß und die Kristallisation der Gegenwart ausblieben. Und dann gegen die andern, die „Speristen", die „Zukunft" und sogar „adventus" sagen und sich bezeichnend genug nur eine „*Wieder*-kunft" vorstellen können (warum hat noch niemand die Geschichte dieser verhängnisvollen Übersetzung „Wiederkunft" geschrieben, dieses Mordes an der παρουσία). Sie verstehen mich: Wir leben unter Gehetzten, d. h. Liebes-Flüchtigen, und lassen uns hetzen — das ist die falsche, scheinbare Zukunfts-Süchtigkeit. Und wir müssen den Glaubens-Fanatikern, den Hoffnungslosen doch recht geben gegen die Wiederkünftler. *Wenn* wir aber den Leuten mit der „guten Hoffnung" die Augen aufmachen über das Wesen ihrer Hoffnung, *wie*

3. kann dann *Kirche* bestehen? Sie deuten es ja wohl selbst an, daß es nur in der Form der Kirche dem Christentum gelang, die Germanen zu „erziehen". Nun ist klar: Solange man von vorneherein meint, die Kirche müsse „erziehen" (oft vermeidet man ja diesen Ausdruck und praktizierts um so eifriger), braucht man den Bilderkosmos der Hoffnungen. Aber vielleicht fällt das, was „Kirche" einmal war oder sein sollte, nicht unbedingt mit diesem Erziehungs-Programm. *Diese* Verkirchlichung des Protestantismus muß untergehen. Jawohl. (Auch ihr ausgezeichnetes Einverständnis mit den letzten Resten des „Staates" heute — in Westdeutschland wenigstens — spricht dafür.) Aber: man sucht ja nicht nur „Kirche" (und versucht sich damit an einer „Renaissance" oder „Re-Formation"), man sucht auch „Sakrament", man sucht also leibhafte Gestalt. Man sucht „Realpräsenz". Ich meine, die Eschatologie erfreue sich deshalb solcher Beliebtheit, weil man da eine besonders zuverlässig garantierte Realpräsenz sich verspricht — nach all den Bilderstürmen des Protestantismus endlich eine legitime Gelegenheit, sich an Bildern — sit venia verbo — zu sättigen. Ist das nicht auch Symptom der *Liebes*bedürftigkeit? Nicht nur der Alters-Asthenie „Hoffnung"? Es könnte dann zu dem gehören, was Sie in „Heilkraft", S. 42, sagten: Daß die Kirche der dem Ende zu rasenden Gesellschaft zurufen muß: „Nicht so schnell!" Daß nicht nur die „Mitte der Zeit", sondern auch die „Mitte der Gezeiten" wieder erfahren wird? — In dieser Reihe noch eine Frage: Wieso akzentuieren Sie a. a. O., S. 37, beim 3. Artikel *Hoffnung*, Liebe, Glauben?

4. Ich muß — egoistisch genug — nochmals auf das mir gestellte Thema „Weltgestaltung" (angeblich) in der katholischen Theologie zurückkommen. Unter dem Oberbegriff „Hoffnung" geht das schlecht. Aber ich kann den Stiel ja umkehren und „Glaube" supponieren — vorausgesetzt, daß doch noch einige da sind, denen der „Fideismus" Luthers noch im Blute steckt. Schließlich müßte sich ja der Glaube auf eine Zeit-Gestalt berufen können. Nur wird bei Botschaften, wie denen des Joachim de Fiore, die Verbindung mit der Trinität deutlicher als bei Luther. Da komm' ich unwillkürlich auch — so nebenbei — auf das Thema „Hölle". Bei Dante, im „Hoffnungs"-Äon, ist die Hölle der Ort der Hoffnungslosigkeit. Und darum gibt's dort auch so schöne Zwischenstufen, wo die nicht so hoffnungslosen Sünder, Typen und Temperamente angesiedelt werden: das Purgatorio. Wie ist das bei Luther und den Fideisten? Eigentlich verschwindet da die Hölle! Sie steht da gar nicht mehr zur Debatte! Aber ganz verschwunden kann sie nicht sein, da sie — vom Reich der *Seele* her gesehen — doch wohl *der* Teil der Welt ist, der nicht „gestaltet" werden kann, der sich der Gestaltung widersetzt und darum mehr oder minder gewaltsam ausgeschieden wird. Aber da die Welt als Ganzes im christlichen Zeitalter erlöst ist, kann dieser sich aus irgendwelchen Gründen widersetzende Teil nicht wieder dem Chaos, der Un-Gestalt, anheimfallen, sondern wird zur Gegen-Gestalt, zum Gegen-Kosmos mit einer präzisen Hierarchie. Nach der Reformation

taucht sie dann Stück für Stück wieder auf — und wird tapfer realisiert, in der machina mundi der Technik (ich glaube, daß viele technische Erfindungen vorher als „Höllenmaschinen" imaginiert waren), nicht mehr gerade hierarchisch, aber um so präziser. Das ist doch eigentlich ein großartiger Glaubens-Akt! Ein „Beweis des Geistes und der Kraft", den die offizielle Kirche wieder einmal beliebte zu übersehen! Aber ganz wurde die alte Hölle durch diese Realisierung nicht zum Verschwinden gebracht. Der Alpdruck vom Gegenteil macht uns ja dauernd zu schaffen (Zukunftsromane). Hier wird Welt „gestaltet" — aber gewissermaßen zu präzis. Über-Determination der Gestalt, indem dabei die Zeit, die Zeit-Gestalt verschlungen wird. Man bemüht sich wohl um den arbeitsfreien Samstag (bzw. Montag), um die Zeit wieder deutlicher zu artikulieren. Man nimmt den Rhythmus unter die Lupe und vergröbert wieder (— die feine Rhythmusschwankung des Wochenverlaufs um den Donnerstag herum, in manchen Ländern durchaus respektiert, wird wiederum niedergewalzt). *Ich* finde da nicht recht heraus. Vermutlich habe ich da etwas falsch eingeordnet.

5. Mich beschäftigt immer wieder die Zwiefalt der hebräischen Verbalzeit — im Vergleich mit den indogermanischen „tempora". Hier ist doch ein Übersetzungsproblem allererster Ordnung, im Vergleich mit dem der mittelalterliche Universalienstreit wie ein Kinderspiel anmutet. Haben Sie hierüber einmal etwas geschrieben?

Dies ist noch nicht alles — aber ich habe Ihre Geduld schon zu lange auf die Folter gespannt. — Ist „Out of Revolution" in einem europäischen Verlag erschienen? Es ist überhaupt schrecklich, daß man außer dem „Alter der Kirche" keines von Ihren früheren Büchern noch kriegt, auch antiquarisch nicht. — Herzlichen Dank für Ihr gütiges Eingehen auf meinen „Elohimknäuel".

Ihr Gerhart Bartning

Norwich/Vt., 19. 6. 54

Lieber Herr Bartning!

Bücher schicken kann ich im Moment nicht. Also nur disjecta membra einer Antwort auf Ihre Glossen. Zunächst schönsten Dank für die Abschrift meines Spes-Traktates. Die Konkordanz wird Ihnen inzwischen verraten haben, daß auch das Johannes-Evangelium ohne das Wort Hoffnung auskommt.

In Goethes „Töchterchen Hoffnung" reckt diese die Flügel wie eine Wiederentdeckung einer in der Orthodoxie des Luthertums verdorrten und nun im griechischen Idealismus von 1789 neu erblühenden Wunderpflanze. Deshalb ist von 1789—1917 alles „Hoffnung". Und nur wegen der Hoffnung waren die Liberalen überhaupt noch bei der Kirche zu halten. Indessen 1917 beginnt eine neue Ära, der „vorstellungslosen Leiden". Da eben, zur Strafe für den Überschwang der Hoffenden, Liberalen, beginnt also die Höllenqual des Hoffnungslosen aus der unterdrückten Tiefe aufzusteigen ins Bewußtsein. Die dritte, die

johanneische Situation macht die Hoffnungslosigkeit der koptischen Mönche zum allgemeinen Lebensbestandteil. Ein Stück Hoffnungslosigkeit, ein Stück Hölle, ist jedem von uns zur Konfrontation aufgetragen. Die Askese, in die die Ahnung dieses Tatbestandes von jeher hineingeheimnißt gewesen ist, wird heut aus einer Werkaskese reale Lebensaskese. Das heißt, wir brauchen nicht kanonisierte begriffene Werke der Askese, sondern die vorstellungslosen Leiden. Auf die liebende *Verteilung* dieser Leiden freilich kommt es an. Jeder trage des andern Last. Je mehr sich entziehen wollen, desto heilloser die Hölle. Aber „heillos" ist sie auch bestenfalls. Denn seit Lessing wissen wir, daß wir unsere Hölle auch in unsern Himmel mitnehmen müssen; unsern Himmel, umgekehrt, dürfen wir in die Hölle mitnehmen. Nur die Begrenztheit ihrer Heillosigkeit dank ihrer Anerkennung durch uns führt zur Aufschließung der Hölle. Die Teufel steigen heut auf ins Licht des Tages. Aber sie bleiben stehen. Nur ihre Pluralität ist die Schmach, die ihnen angetan wird. Denn weil es *viele* gibt, schäumt jeder einzelne vor Wut! „Ecclesia magistra": Die Kirche erzieht, oder: sie lehrt. Sie dürfen nicht vergessen, daß dies eine Irrlehre dessen, was Kirche sei, gewesen ist. Im paulinischen Äon ist dies — Ecclesia magistra — seit Gerson von Paris — freilich überspitzt worden. Luther vollstreckt da nur den Ausgang der Scholastik in seinem doch rein lehrhaften Katechismus.

Weil Paulus, der Doctor gentium, übertrieben worden ist, tritt heut das unsichtbar bleibende, ergänzende johanneische Element in Wirksamkeit. Dies ist rein heilsbezogen, hat es nur mit Erwachsenen und mit echten Leiden zu tun, mit Lebensaltern, nicht mit Wochen oder Moden, bleibt, wie die Ehe, „vorübergehend" im Vergleich zu den Schulen, Kirchschulen, Staaten, Konsistorien, nämlich zehn-, fünfzehn-, höchstens dreißigjährig. Das johanneische Element salbte ja auch Jesu irdischen Wandel mit dem einen Tropfen erleichternden griechischen Öls, nämlich mit seiner natürlichen Zuneigung für Johannes. Schließlich war Jesus während seines Wandels auf Erden in Himmel, Hölle und Fegfeuer zugleich. Wir werden es also wohl nie besser haben dürfen als unser Meister. Deshalb meine ich, Sie müssen weder an den Sakramenten des Petrus noch an den Chorälen des Paulus rütteln, sondern, und so reichlich wie möglich, Johannes *vorschalten.* Wer in die Kirche kommt, sollte *vorher* und *draußen* freie Liebe empfangen und erfahren haben: Dann werden „die Bilder bald reden", und die Orgel wird wieder in ihm Erfahrungsklänge antönen. Hingegen sind Petrus und Paulus *irreformabel* als solche. Ach, sie sind ja *viel zu gründlich reformiert:* und sie gehen gerade an ihren tugendhaften Reformen zugrunde. Sobald Sie Ihrer Gemeinde offen die sponsa, die magistra und die mater auseinanderklauben, werden diese Laien auch den Mut finden, ihre Kinseyreport-Welten, d. h. ihre außerkirchlichen Liebesbereiche, als Erfahrungen, Gleichnisse und Anfeuerer, Ihnen in die Kirche zuzurechnen und beizutragen. Ohne diesen Rückgriff auf das außerkirchliche freie, wilde, „höllische" Leben aber geht es allerdings nicht. Indessen kann dieser Rückgriff durchaus orthodox

geschehen und gerade den Gegenschlag gegen den scheußlichen Bultmann führen. Denn darum geht's doch gerade, wie immer, daß die gegen den Mythus geschehene Offenbarung heut wieder die Massen und den liebesträumenden Einzelnen durch Deutung ihrer Mythen aufzuwecken vermag. Jeder von uns lebt doch mythisch, in seiner Liebe, seinem Beruf, seinen Selbstvorstellungen. Wie Henrik Steffens, dessen Biographie ich verfaßt habe und die ich Ihnen empfehle, da Sie Züge von Steffens besitzen, das sehr schön gewußt hat. Ermutigen Sie Ihre Gemeinde, erst einmal dem eigenen Mythus in Erwartung seiner Erlösung durch die Offenbarung herzhaft Einlaß zu gewähren. „Freundschaft" z. B. ist ja solch ein Mythus! Jugendliebe ist es. Daß die Ehe Gleichnis Christi und seiner Kirche sei, das darf man immer erst im Liebesunglück voll erfahren. Die Pastoren, die das in ihre Verliebtheit *von vorneherein* hineinbeten, sind bloß Schweine. Daß heißt, auch hier hebt die Offenbarung das schon mythisch Geschehene *hinterher* in ihr Licht. Manchmal, ja oft, hat das früher ein Mann in seiner ersten — unglücklichen — Liebe vorweg gelernt, dann vermochte er es, die entmythisierte erste Liebe bei der zweiten Bindung hell zu erfahren. Aber diese früher bei relativ spätem Eheschluß fast regelmäßige Verteilung auf verschiedene Liebeserfahrungen — wie beim „dépit d'amour" des jungen Mädchens — ändert nichts an der notwendigen Reihenfolge: Erst Mythus, dann Offenbarung. Weil die Mythen durch die Offenbarung hinterher offenbar werden, deshalb sind sie die *Hoffnungen*, welche der *Glaube* erlösen soll. Und deshalb hat die Offenbarung die zu den Mythen sich hinstreckenden Fangarme, die diese Mythen aufgreifen und am Ende entzaubern sollen. Diese Fangarme der *gegen das Steckenbleiben in Mythen* in die Welt getretenen Kirche will Bultmann amputieren!! Furchtbar. Und seinen eigenen Mythus als Theologe ahnt er nicht. So war er schon 1923, als ich ihn in Breslau kennenlernte. An ihm sehen Sie aber, daß wir am allgemeinen Theologentum todkrank sind. Sonst würde man ihn doch auslachen!

Aber die Verwechslung Bultmanns zeigt die Unwissenheit der Theologen an. Die liebend nach den Mythisierten ausgestreckten Fangarme des Heils und die zu überwindenden Mythen selber sind zweierlei. Und das sollen Jesus und Paulus nicht gewußt haben! Schrecklich. Und deshalb verdient sie wohl ein weiteres Wort. Alle Hoffenden haben Vorstellungen, sagten wir. So sehr hat das 19. Jahrhundert diese hoffnungsvollen Vorstellungen gepflegt — Fortschritt, Freiheit, Fliegen, Technik, Staat, Nation, Sozialismus usw. —, daß Joseph Wittig vor dreißig Jahren ein Weltalter „vorstellungsloser Leiden" prophezeit hat. Statt des von Dibelius ausgerufenen „Mythos der Kirche" und gar des Rosenbergschen „Mythos des zwanzigsten Jahrhunderts" ist die Wittigsche Weissagung bereits seit langem fürchterliche Wirklichkeit um uns her. Aber die Bultmanns haben noch ihren alten hoffnungsfrohen Mythus von der wissenschaftlichen Wahrheit, und dies ist ihr Mythos. Worin beseht er denn? Wissenschaftliche Wahrheit ist ja doch nur verallgemeinerte Wahrheit. Falls also

Wahrheit nicht verallgemeinert werden könnte — und keine wichtige Wahrheit darf generalisiert werden! —, dann wäre das eine Schranke für den Fortschritt der Wissenschaft. Denn Wissenschaft verallgemeinert. Mein Platz im Himmelreich aber kann seit Jesus Christus nicht verallgemeinert werden.

Das Evangelium geht aber von dem Fall, den der griechische Geist getan hat, aus, weil es überhaupt von dem Sturz der Geister in die Hölle des Zeitlichen ausgeht. Gegen Bultmann ist das Johannes-Evangelium geschrieben, gegen Bultmanns Mythos nämlich, man könne durch Literatur über das Heil das Heil ersetzen. Der Mythos, den Johannes liebend aufschließt, ist der Logosmythos, der von Heraklit bis Philo die hellenische Welt am hoffnungsvollen Leben erhält und auf Christus vorbereitet; denn Johannes setzt gegen Philo und gegen Plato und gegen Aristoteles — nicht aber gegen *Heraklit!* — den Logos in das Richteramt ein, das zwischen tot und lebendig scheidet. „Logos ist Gesammeltheit", sagte Heidegger. Andere haben den Geist vergottet, „der Herren eignen Geist" nämlich. Aber Johannes reißt uns über die Katheder hinauf, dahin, wo ernannt wird. „Nennkraft" ist sein Logos; er entscheidet: dies sterbe, dies lebe. Die Urkraft der Sprache wird den Akademikern drohend und liebend vor Augen gestellt, sie, die Todesurteile fällt und ins Leben ruft, steigt empor über den Beschreibungen, Definitionen, Analysen, Berechnungen, Feststellungen. Keine Entscheidung über Tod und Leben kann je verallgemeinert werden. Die höchste Wahrheit kann nie wissenschaftlich werden. Sie wird durch zweier oder dreier Zeugen Mund wahrhaftig wahr; durch zweier oder dreier Zeugen Aufopferung wird sie bewährt und fruchtbar.

Indem Bultmann seinen eigenen Mythus, den des Professors, nicht sieht — er lautet: „Die ganze Welt kann zu wissenschaftlicher Wahrheit werden" —, kann er auch nicht sehen, wie liebevoll die Fangarme des Johannes-Evangeliums sich ihm, dem mythosumhüllten Bultmann, entgegenstrecken. Logos, lieber Bultmann, sagst du, Wahrheit; aber gewiß doch. Jedoch, das fleischgewordene Wort ist der einzige fruchttragende, über Leben und Tod als Nennkraft entscheidende Logos.

Indem nun Bultmann den eigenen Mythos des Aufklärers nicht überwunden gibt, übersieht er auch die mythenabsorbierende, schwammartige Saugkraft der anderen Evangelien: Es ist hier nicht der Ort, das einzeln herzuzählen, was da von Matthäus, von Markus, von Lukas in den verschiedensten Bereichen ein für allemal geleistet worden ist. Die Synoptikerkritik hat sich seit Baur das Verständnis dieser Entmythologisierung durch die Evangelien dadurch unmöglich gemacht, daß sie nicht der Funktion einer Mehrzahl von Evangelien nachsann, sondern „Quellen" konstruierte. Doch muß zur Steuer der Wahrheit, die in der Geschichte waltet, auch die andere Seite dieses Bultmannschen Kampfes um die Entmythologisierung gewürdigt werden.

Die Evangelisten selber entmythologisieren. Ihre Fangarme zum Aufsaugen der Mythen werden total verkannt, wenn dem Neuen Testament nicht dieselbe

Mythosgegnerschaft zugeschrieben wird, wie sie das Alte Testament geschaffen hat.

Jedoch bleibt die Frage, was geschehen muß, nachdem sie ihr Werk getan haben. Wie, wenn die Mythen der Vorzeit resorbiert wären? Wie, wenn deshalb die Fangarme nichts mehr zum Greifen, zum Offenbaren in die Fänge bekämen? Wie, wenn das Christentum und die Evangelien gesiegt hätten? Dies ist eine fruchtbare Fragestellung. Die Entmythologisierung, welche die vier Evangelisten verkündigen, ist vielleicht so erfolgreich gewesen, daß die Zeitgenossen des Flugzeugs, der Konzentrationslager und der Bibelkritik für diese Art evangelischer Entmythologisierung kein Verständnis mehr aufbrächten? Dann könnte Gott seine christlichen Soldaten entwaffnen. So hat es Nietzsche angesehen. So sah ich es 1918: „Der Antichrist überwindet nicht das Christentum. Denn er kommt erst, als es gesiegt hat. Sondern er überwindet das Werden des Christentums durch die letzten beiden heidnischen Jahrtausende hindurch, er überwindet die Mittel des Christentums.

Als wenn ein großer König unzählige Heerscharen aufgeboten hat, um alle Gegner zu besiegen. Endlich ist der Sieg errungen. Da entsteht eine große Leere und Enttäuschung. Das Volk glaubt mit seiner kriegerischen Form sich selbst zu Tode gesiegt zu haben.

Der König aber weiß es besser. Er hat ja nicht für den Sieg, sondern für das Leben nach dem Siege geherrscht.

So ist es den Christen ergangen und ihrem Bekennen. Als Waffe der Eroberung und als Erkennungsmarke hat das Bekenntnis gedient bis in den Weltkrieg. Heut ist es kein Zeichen und kein Beweis mehr. Die Gabel: ‚christlich oder unchristlich' hört auf, die leiblichen Menschen wirksam von außen einzuteilen und räumlich wahrnehmbar zu gliedern. Denn der Unterschied besteht nicht mehr zwischen verschiedenen Personen, seitdem der Herr gesiegt hat. Sondern heut ist der Kampf in jedes einzelnen Menschen Brust verlegt. Da ist heut keiner mehr, der nicht christliche Gedanken in sich trüge, auch wenn er auf eine heidnische Weltanschauung selbstbewußt schwört. Und da ist kein selbstbewußter Orthodoxer, der nicht neben oder hinter seiner Orthodoxie heidnisches Geistesleben birgt." Zu diesen Sätzen stehe ich auch neute noch.

Wenn Bultmann dreißig Jahre später nach „Entmythologisierung" des Mythos rief, so spiegelt sich darin das „Immer - langsam - Voran" des akademischen Landsturms. Auch jetzt sieht er den Vorgang im Rahmen seines einzelnen Faches, der Bibelkritik. Aber nur wenn wir diesen Rahmen sprengen, erkennen wir unsere wahre heutige Lage. Diese neue Lage hat nichts mit Fachleuten oder mit Priestern zu tun. Denn sie trifft mit voller Wucht gerade nur den Laien in uns, nämlich dies entvolkte Weltkind und diese mechanisierte Arbeitskraft, dies analysierte Geschlechtswesen und dies aufgeklärte Studentlein.

Seine vorstellungslosen Leiden, vor denen es Joseph Wittig gebangt hat, lassen dies Individuum verstummen. Und in diesem Augenblick wird es wohl

evangelisch werden; ihn mit Hoffnungen, mit Vorstellungen, mit Klängen zu füllen, wird es wohl fröhlicher Boten bedürfen, um ihn zu

re- mythologisieren.

Weil Luther nicht das allgemeine Priestertum gebracht hat, sondern nur das allgemeine Theologentum, deshalb müssen wir heute rufen:

Drei gibt es, kirchengeschichtlich gesprochen:

Priester: Klerus seit den Aposteln,
Levit: Theologen seit 1125,
Samariter und Laien: seit heute.

Da nun heut zuviel Theologie den Glauben erdrosselt, rufen wir *das allgemeine Laientum der Fachleute* aus.

„Laßt uns mehr sein als Sieger", ruft Paulus im Römerbriefe. Aber Karl Barth 1919 hat trotz unseres Flehens nicht verstanden, daß er hätte rufen müssen: „Laßt uns mehr sein als Theologen." Dies war der Kampf zwischen ihm und mir. Und obwohl er als Sieger dasteht und ich im tiefsten Incognito verblieben bin, so bin ich trotzdem nicht widerlegt. Noch lebe ich desselben Glaubens: Laßt uns mehr sein als Sieger, laßt uns mehr sein als Theologen. Denn alle sind heut berufsbesoffen und reden nur noch „als" Pfarrer, „als" Professoren, „als" Konsistorialräte, „als" Verleger, „als" Minister, „als" Arbeiter usw. Dies „als" ist das Übel, das weg muß. Und so ist in jedem Fachmann der Laie „hervorzurufen". Sein wirklicher Name muß aus ihm so hervorgerufen werden, daß ihm der Anruf nicht *eine* Klappe im fachmännisch ausgebildeten Gehirntelegraphenamt herunterwirft, sondern ihm schnurstracks „aufs Herz fällt"! Das haben übrigens die Männer des Widerstandes am 20. Juli vorgeleistet, besonders Bonhoeffer, Moltke und Delp.

„Drei für Gott und Vier für die Welt" hat man immer stehen lassen. Das hat die Kardinaltugenden „gerettet" ...

Eugen Rosenstock

VIVIT DEUS

Am 24. März 1945 hat Papst Pius XII. eine neue lateinische Psalmenübersetzung gutgeheißen. Die Eingangsworte seines Apostolischen Schreibens lauten: „In Cotidianis Precibus" und betonen damit, daß die neue Übersetzung keinen akademischen Gegenstand behandelt, sondern das tägliche Gebetsleben der Kirche. Die einhundertundfünfzig Psalmen werden ja von jedem Priester in jeder Woche des Jahres gebetet. Jedes Kloster betet sie, seit es Klöster gibt. Vom heiligen Patricius, dem Apostel der Iren, berichtet das Brevier, er habe täglich den gesamten Psalter gebetet. Und der evangelische Sonntagsgottesdienst hat mindestens große Teile des Psalters in sich aufgenommen, als Wechselgebet zwischen dem Pfarrer und der Gemeinde.

Ein neuer Text für dies Weltkirchengebet ist also ein weittragendes Ereignis. Und wahrhaftig, es ist ein neuer Text. Für den, der mit dem Brevier vertraut ist, fehlt es nicht an vielen schmerzlichen Veränderungen. Der alte lateinische Text hatte steile Großartigkeiten. Der neue ist nüchtern.

Ich will aber heut von einer Stelle reden, an der es nicht um die Schönheit geht, sondern um die Wahrheit. Die neue Übersetzung enthält einen Fehler. Es ist aber ein Fehler, der in den Mittelpunkt des Kampfes zwischen dem Heidentum und dem Christentum und dem Judentum aller Zeiten hineinreicht. Daß der Fehler im Herzen der römischen Kirche unterlaufen ist, mag unsere Augen der Tatsache öffnen, daß wir alle der Sünde bloß sind, bald wie Heiden und bald wie Kinder des lebendigen Gottes zu beten.

Es betrifft nämlich dieser Fehler eine Alternative, ein Entweder-Oder, das seit über zwölfhundert Jahren umkämpft wird. Am Anfang des achten Jahrhunderts ist die Kirche auf eine Gefahr aufmerksam geworden, der doch der neue Psalmentext von 1945 erlegen ist!

Der satanische Gruß „Heil Hitler", hängt mit diesem „Fehler" zusammen, und schon ein alter lateinischer Dichter wirft ihn den Goten bei ihren Toasten auf den Trinkgelagen vor.

Dabei besteht der Fehler nur aus einem falschen Modus Verbi, einer irrigen Übersetzung des hebräischen „Jahwe lebt" im siebzehnten — nach evangelischer Zählung achtzehnten — Psalm.

Den 47. Vers dieses Psalmes beginnt die päpstliche Ausgabe mit „Vivat Dominus!" Theodor Bezas lateinischer Psalmentext sagt an dieser Stelle „Vivit Jehova". Das bisherige Brevier sagt: „Vivit Dominus". Die neue Übersetzung ist philologisch unzulässig; dem griechischen „ζῇ" mag man nicht ansehen, ob es indikativisch oder optativisch auszulegen sei. Aber das Hebräische läßt solchen Zweifel nicht aufkommen[1]). Für die alten Israeliten lebt Gott. Daß wir

*) Meine Autorität hierfür ist Prof. Dr. Eduard Strauß, dessen wöchentliche Bibellektüre aus dem Urtext den Kern des berühmten Jüdischen Lehrhauses in Frankfurt/Main gebildet hat.

Gott könnten hochleben lassen, ist die eigentliche Versuchung alles Heidentums.

Schon 1926 schrieb ich in „Religio Depopulata" (Rosenstock-Wittig, Das Alter der Kirche III, 124), es erwiesen solche Entgleisungen die providentielle Aufgabe eines nichtrömischen Teils der Christenheit, genau wie andererseits die Romkirche den anderen Zweigen der Christenheit einen dauernden Dienst erweise. Daß die Angleichung des Psalmes siebzehn an salische Franken oder Karlisten in Spanien kein unschädlicher oder vorübergehender Lapsus Calami ist, sondern eine immer gegenwärtige Gefahr, zeigt der Hymnus im Brevier, der mit „Iste Confessor Domini" beginnt. In ihm wird eine ganze Strophe mit Heilrufen auf den dreieinigen Gott gefüllt: „Sit salus illi . . . , qui . . . gubernat trinus et unus." Wenn der spätlateinische Dichter klagte: „Unter den gotischen Heilsrufen verstummet die edlere Dichtkunst", so klagt unser Herz hier über das Eindringen einer Heil-Hitler-Religiosität. Allerdings gehört dieser Hymnus, der an jedem Tage eines Confessors, der nicht auch Papst war, gesungen wird, der schlechtesten Schicht von Hymnen an, aber er steht nun einmal im Brevier; damit stellt das Vivat Rom vor die Frage, ohne die wir ja für die Zersplitterung der Kirche keine Erklärung hätten: Welcher Kräfte bedarf es, um die ständige Verfälschung unseres Glaubens immer wieder zu überwinden?

Vielleicht ist es für einen Italiener gar nicht leicht, die heidnische Färbung des Vivat zu bemerken. Denn die Pilger, die jährlich oberhalb Subiaco den Monte Autore erklimmen, singen dabei

Viva, viva, sempre viva
Quelle tre persone divine
Quelle tre persone divine
la santissima trinitá.

„Die Dreieinigkeit soll leben, dreimal hoch."

Und ich will dazu noch das Zugeständnis machen, daß in allen Volkssprachen es einen „beschreibenden Imperativ" gibt, in dem der reine Stamm des Verbums ohne Endung beides bedeuten kann: Geheiß und Bericht. „Viva" ist daher im Volksmund vielleicht wirklich noch ein unausgesondertes Ausrufen der Tatsache „Leben". Die Inder sowohl wie Plautus haben diesen unausgesonderten Gebrauch des reinen Themas Verbi. Es ist also unsere eigene Befehdung dieses Mißverständnisses sowie die Befehdung des Prologs der Lex Salica durch den Papst nur bedingt richtig, nämlich bedingt durch unsere eigene Zeit. Aber für uns arme, verzweigt sprechende und denkende, nach Christi Geburt Lebende, da gilt doch wohl die Trennung zwischen Götzen und Gott, und auch in Italien wird die vorchristliche Erbmasse nur zum Schaden der Kirche fortgesetzt werden.

Vive, vive, sempre vive
Quelle tre persone divine

wäre sogar der bessere Reim!*)

*) 1867 erschien im Druck: „Viva! Viva! Gesù che per mio bene / Tutto il sangue verso dalle sue vene . . .". Pius VII. (1800—1823) gewährte eine Indulgenz von 100 Tagen jedem, der sie sänge oder

Der theologische Verstoß ist deshalb viel aufregender als der philologische. Die Kirche hat ja wie ein Schwamm alle Heidentümer in liebender Geduld auf jeden Tropfen ihrer Wahrheiten hin ausgesogen. Kein Tüttelchen von ihrem echten Glauben hat die Kirche preisgegeben.

Aber freilich, eine Bedingung war darin geknüpft: das Heidnische wurde dabei umgewandelt und dem Anruf der Wiedergeburt unterstellt. Nicht das also ist anstößig, daß ein Hochleben Gottes sich auch bei den Heiden findet, sondern daß in Psalm 17 (18) die neue Übersetzung ermattet vor den Heiden ohne Konvertierung ihres Brauches kapituliert. Ich will zunächst an einem Beispiel erläutern, wie eine großartige Konversion uraltes heidnisches Glaubensgut retten kann. Dann wollen wir zu unserem Psalmentext zurückkehren und den standhaften Kampf der bisherigen Kirche gegen ein „Vivat Deus" ihrer plötzlichen Verirrung gegenüberstellen.

Hier ist ein Beispiel echter Konversion. Ich verdanke es einer Studienreise nach Ägypten, wo es die Aufmerksamkeit meiner Assistentin Miss Cynthia Harris, Winnetka, Illinois, auf sich zog. Wir studierten nämlich dort das Lebendigmachen der ägyptischen Statuen. Der Priester ruft sie ins Leben, indem er Speichel in den Mund reibt und Atem in die Nasenlöcher bläst. Alsdann kann der schon Verstorbene in diesen Steinbildern sprechen, essen, atmen, und so hebt sein ewiges Leben im unzerstörbaren Material an. Diese Zeremonie des Öffnens des Mundes (und der Nase) war das Kernstück der Prozesse, durch die der Tod in Ägypten besiegt und durch ein ewiges Leben der goldenen, silbernen, steinernen unvergänglichen Kolosse überboten wurde. Der Monumentalkult der Alten wäre ohne diesen Brauch um seinen Sinn gekommen. Jährlich speisten die Angehörigen mit diesem ins Leben gerufenen, durch die Mundöffnung eßfähigen Denkmal! Das sterblose Material des Granits oder Goldes verbürgte die Unsterblichkeit. Als nun die Kirche diesen schrecklichen Wahn eines aus leblosem Material unsterblich gemachten Lebens angriff, da pflanzte sie das ewige Leben in die Mitte des sterblichen Lebens ein. Der Täufling soll ja in der Mitte seiner sterblichen Natur das empfangen, „was die Natur nicht geben kann" (Taufformel). Der Wahn eines steinernen, elfenbeinernen, güldenen „hinter" dem Tode durch Mumifizierung und Monumentalisierung zu erzwingenden Tempel-Himmelreiches war durch das Öffnen des Mundes der Statue genährt worden. Die Kirche aber nährt ihre Täuflinge durch das Wort. Während der Taufzeremonie nimmt also der Priester Speichel auf seinen Finger und berührt die Ohren und die Oberlippen (zwischen Mund und Nasenlöchern) des Täuflings mit dem Worte „Ephipeta", welches soll heißen: „Sei offen" (Ritual des Taufsakraments, Marcus 7, 34).

Hier ist also jeder Irrtum ausgeschlossen. Wie Maria durchs Ohr empfängt, so empfängt jeder Christ durchs Ohr das ewige Leben. Denn „der gewöhnliche

nachsage. Der Verfasser ist unbekannt, dürfte aber dem 18. Jahrhundert angehören. Dagegen halte: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt", und ein Abgrund im Glauben tut sich auf.

Sterbliche" ist noch tot, solange er bloß Natur ist. Er selber muß erst noch durch „die Öffnung des Mundes" ins ewige Leben hinübergeführt werden. In diesem Brauch ist also die ägyptische Zeremonie des Öffnens des Mundes „konvertiert". Bräuche, die nicht so konvertiert werden, drohen sich immer neu einzuschleichen. Gäbe es nicht die sinnfälligen Bräuche der Kirche, so drohte uns die Neuerfindung der heidnischen Abgöttereien, wie ja unter Hitler den formentleerten Maschinenmenschen gerade dies furchtbare Heraufsteigen aller heidnischen Riten widerfuhr.

Angewendet auf die uns bewegende Frage: Können wir Gott hochleben lassen?, bedeutet das: Die Psalmenworte „Vivit Jahwe" sichern den lebendigen Gott gegen seine Verwechslung mit den Idolen der Heiden. Sie konvertieren. Von Gott kommt all unser Leben. Er hat uns geschaffen. Er erhält uns. Er leitet uns zu unserer Bestimmung. Er ist vor unserem Anfang schon da; er ist über der Mitte unseres Lebens, und er ist weit hinter dem Ende unseres Daseins derselbe lebendig machende Gott. Der, der an den lebenden Gott glaubt, betet also zu ihm: Möge ich leben, möchte ich leben. Wer an Götzen glaubt, ruft „Vivat!"

Eben dies haben die Heiden reichlich getan. Die „Toaste" unserer Festmähler sind aus den Ahnenkulten entstanden. Der Toast war Geisterbeschwörung. Man beschwor die Toten, damit sie auf die Atzung hin ihre Gegenwart dem Mahle liehen. Denn ohne ihr Lebendigwerden hätten die Lebenden unter sich keinen Frieden halten können. Der Toast ist heute verharmlost. Aber sein Sinn war einst auf die im Mahl aus dem Totenreich zurückgerufenen Helden gerichtet.

Zu der Lex Salica, dem Recht der erobernden Franken, gibt es den berühmten Prolog, der diese neuen Täuflinge der Kirche über die bösen Christenverfolger, über die Römer erheben will. Der Prolog glaubt das nicht besser tun zu können, als indem er ausruft: „Vivat Christus!" Man sieht aus dem naiven Ausruf, wie schlecht getauft die Franken damals waren. Darum hat ein Papst in den fünfziger Jahren des achten Jahrhunderts, nach den Tagen des Bonifatius, die rechte Lehre auf ein Bronzekreuz prägen lassen. Solcher „Skulpturprotest" ist im achten Jahrhundert auch von anderen Päpsten gegen fränkische Irrlehre eingelegt worden. Dieser hat Epoche gemacht und das „Vivat Christus" bei den Franken beseitigt. Ist sie doch in dem Jahre entstanden (754), in dem Pipin die Rezeption der römischen Liturgie verfügt haben muß.

Die Aufschrift lautet nämlich: „Christus vivit — Christus vincit — Christus regnat."*)

Natürlich kann ich nicht beweisen, daß der Prolog zur Lex Salica selber der Stein des Anstoßes gewesen ist, auf dessen „Christus vivat" der Papst mit „Christus vivit" zu Felde gezogen ist. Hingegen ist kein Zweifel, daß seitdem eine Besinnung im Frankenreich eingesetzt hat. Karl der Große ist rechtgläubig.

*) Dieser Nachweis bei Ernst Kantorowicz, Laudes Regiae, San Francisco 1947. Leider hat die theologische Kontroverse in diesem grundgelehrten Buche keine Beachtung gefunden. So verkennt er die Lage, siehe jetzt J. A. Jungmann, Missarum Sollemnia, Wien 1948, Band I, 95.

Da ist das „Vivat Deus", „Vivat Christus" nicht nur mit Stillschweigen übergangen. Nein, in herrlicher Weise wird das göttliche Leben dem heilsbedürftigen Menschendasein entgegengesetzt. Die offiziellen Formulare des Karlsreiches stellen aufs schärfste gegenüber die Formeln

für Gott:	Für das Herrscherhaus und das Heer:
vivit	Carolo vita et salus!
regnat	exercitui vita et victoria!
vincit	

Schöner läßt sich auch heut die Kluft zwischen Schöpfer und Geschöpf nicht aussprechen.

Mithin sind seit der Reinigung des fränkischen Heidentums die Grenzen gezogen geblieben. Noch Mussolini mit aller seiner Prahlerei hat doch den italienischen Kindern die im Konkordat bestätigte Scheidung einimpfen lassen müssen. Es hieß: „Evviva il Duce", aber „Christus lebt, siegt, herrscht" im offiziellen Text der Staatsschulen. Nur möge der Leser nicht denken, daß jene Reform seit Karl Martell ohne Widersacher geblieben wäre. Die Karlisten in Spanien haben noch 1840 „Vivat Christus!" auf ihre Banner geschrieben! Die Grenze zwischen Göttern und Menschen wird eben in jeder Generation aufs neue überschritten. Kein Geschlecht ist vor diesem Übergriff, Gott leben zu lassen, geschützt. Der Vers:

„Wie einer ist, so ist sein Gott.
Drum ward Gott so oft zum Spott"

ist zwar nur eine halbe Wahrheit. Aber diese halbe Wahrheit ist fürchterlich genug. Der Gott, der uns geschaffen hat, ist nicht von uns abhängig. Wir haben uns nicht selbst gemacht. Diese beiden Sätze widerlegen den aufklärerischen Vers. Gott ist nicht unser Gemächte; die Götzen freilich sind es um so mehr. Die Worte aus jenem Vers „So ist sein Gott" zielen auf die Götzen, die wir hochleben lassen, nicht aber auf den Gott, der uns leben läßt.

Wie ist nun die Entgleisung des Psalmentextes von 1945 möglich geworden? Ist das eine Abstumpfung, wie sie ja im Zeitalter Francos und Hitlers und Stalins erklärlich wäre?

Ich möchte wenigstens andeuten, wie sich hier der Zusammenhang zwischen lebendigem Gottesglauben und seinem Schutz durch die trinitarische Gottesformel vielleicht praktisch greifen läßt. Es ist nämlich wirklich nicht einfach, an den lebendigen Gott zu glauben. Von den Menschen, die glauben, an Gott zu glauben, glauben nur wenige an den lebendigen Gott. Und viele glauben an den lebenden Gott, obschon sie behaupten, nicht an Gott zu glauben. Die Grenze im Glauben läuft viel seltener zwischen Gottgläubigen und Atheisten als zwischen denen, die ihren Gott hochleben lassen und dadurch zum Spott machen, und denen, die dem lebendigen Gott Leben, Sieg und Herrschaft einräumen.

Dem Übersetzer von V. 47 des Psalmes 17 (18) wäre das „Dominus Vivat!" schwerlich unterlaufen, hätte er den dreiteiligen Satz „Christus vivit — Christus vincit — Christus regnat" gleichzeitig vor Augen gehabt. Er hat den einen Gott des Alten Bundes von dem Christus des Neuen Bundes naiv getrennt. Aber Christus lebt im Vater, leidet und siegt als Sohn, ist mit uns im Reich des Geistes. Nun liegt die Wirkung des päpstlichen Schutzrufes von 727 wohl nicht zum wenigsten in der dreiteiligen Aufzählung. Wir Menschen können von Dem, der über uns steht, nicht auf einmal reden. Wo immer wir von Gott auf einmal alles sagen wollen, wird Gott zum Spott. Dreimal muß der Glaubende mindestens ansetzen, soll auch nur die geringste Wahrheit Gottes in ihm laut werden. Dies dreimalige Ansetzen ist der Segen der trinitarischen Formel. Wir sprechen vom Vater, vom Sohn, vom Heiligen Geist, um uns einzugestehen, daß weder ich noch Du Gott sind. Denn Dich oder mich kann ein einziger Name identifizieren. Um aber die über uns hinausragende Stufe des Schöpfers zu erklimmen, muß unser Atem drei Züge tun. Ich habe im ersten Teil des „Alters der Kirche"*) andere Formeln verglichen. Aus ihnen geht hervor, daß wir beim dreimaligen Atemholen doch nur Eines und nicht etwa Dreierlei sagen wollen. „Vivat Pater, Vivat Christus, Vivat Spiritus" — das hätte der neue Übersetzer unmöglich in seine Feder gebracht! Nur die einfache Formel „Vivat Dominus" floß ihm aus der Feder. Die Juden haben aber auch immer in Gott den Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs angebetet, immer denselben Gott als den Schöpfer, den Befreier aus Ägypten und Sender des Messias verehrt. Dadurch allein ist ihr Gott nie der Götze geworden, den der Psalmenübersetzer ihnen im „Vivat" 1945 unterschiebt. Denn immer hat Gott sie umringt. Er hat immer vor ihrem Anfang und nach ihrem Ende und über ihrem Heut gleichzeitig mehrere Zeiten zusammengefaßt. Durch die Geschichte des Volkes Israel ist dem einzelnen Israeliten also die Allgegenwart Jahwes ins Blut geschrieben auch da, wo sein eigener Geist versagen würde. Der einzelne Jude würde natürlich genau so selten an den lebendigen Gott glauben wie der einzelne Heidenchrist, müßte er nicht in Israels unbegreiflichem Wunderdasein sich der Wirksamkeit des Einen Einzigen Gottes öffentlich aussetzen. Denn er provoziert ja den Haß der Heiden schon dadurch, daß er zugibt: „Ich bin ein Jude." Dieser Satz sagt schlicht: „Gott lebt", aber er sagt es dem Todfeind.

Dem Christen muß der Gott des Auszugs aus Ägypten, der Himmel und Erde erschaffen, auf anderem Wege lebendig werden. Wiederholt er nur die Gebete des Alten Bundes, so kann er sie so schrecklich mißverstehen, als gäbe es einen jüdischen Gott, einen nationalen Gott Israels, der dann ja auch „hochleben" mag. Die vom Judenhaß vorangetriebene Bibelkritik hat ja auch so einen „henotheistischen" Stammesgott Israels zurechtgefälscht. Es war schwer für den Nichtjuden einzusehen, daß sich ein Jude in Gefahr begab, wenn er

*) Mit Joseph Wittig, 5 Teile, Berlin 1927—28.

den lebendigen Gott anrief, und daß er eben dank dieser Gefahr für sich selber den Namen Gottes nicht leicht vergebens anrief. Es war mit anderen Worten schwer im 19. Jahrhundert, die ersten zwei der Zehn Gebote in ihrem Zusammenhang zu erfassen. Nur der ist der lebendige Gott, an dem sich Haß so gut wie Liebe entzünden; nur der Jahwe lebt, den zu bekennen so lebensgefährlich ist, daß man, wie die ernsten Bibelforscher, dafür bis zum letzten „Jehovahs Witness" — so nennen sich ja diese tapferen Sektierer in Amerika — massakriert wird. Nur der Gott siegt, dessen Anhänger sich für ihn kreuzigen lassen und dadurch den Gang der Weltgeschichte ändern.

Unter uns aber ist zwischen 1789 und 1933 keine Gefahr mit dem Bekenntnis zu Gott verbunden gewesen. Rilkes Mutter plapperte Gebete, wie wenn ein Bächlein floß. Staatskirchen sorgten dafür, daß nur zum Leugnen Gottes Mut gehörte. Die feinen Leute aber rechneten den lieben Gott — wie sie den Schöpfer Himmels und der Erde herablassend nannten — zum eisernen Inventar und benutzten alle Äußerungen über ihn zum eigenen Stolz. Ich habe selber in einer Parteiversammlung gehört, wie die Anwesenden Luthers „Ein feste Burg ist unser Gott" so sangen, daß der Vers „Das Reich muß uns doch bleiben" einfach auf das Deutsche Reich sich bezog. Das ist genau so schlimm wie das „Vivat Christus" der salischen Franken, und es führt uns auf eine wichtige allgemeine Regel:

Wo der Name Gottes ohne Gefahr gebraucht werden kann, da wird er alsbald unnütz gebraucht (Rilkes Mutter) oder „auf den Wahn getragen", was das hebräische zweite Gebot verbietet. („Das Reich" wird dann das Deutsche Reich.) Christen müssen unter den Umständen, in denen das Anrufen Gottes sie nichts kostet, einen weiteren Weg gehen, ehe ihnen das Leben ihres Herrn wirklich aus der Kehle dringen kann. Zwei oder drei müssen zum Beispiel in seinem Namen versammelt sein, ehe jeder der Zwei oder Drei wird wagen dürfen, von seiner Gegenwart zu zeugen. Diesen Vorgang, daß nie der einzelne, sondern erst der, dem sein Nächster begegnet, von Gott sprechen soll oder kann oder darf, habe ich zur Grundlage eines „metanomischen Gottesbeweises" gemacht*).

Oder aber der einzelne, dem das Mitsprechen des Zweiten oder Dritten mangelt, wird sich demütig seine Schwäche als bloß einzelner eingestehen. Wir treten hier an das tiefste Geheimnis über die Sprache der Einzelseele, aber auch an die Ursache für das Trinitätsdogma heran. Das Dogma zwingt den Gläubigen, von Gott als Ich, als Du und als Er zu zeugen, als Macht der einen Generation, Ohnmacht der anderen Generation und als Friede, Freude, Einigkeit zwischen Macht und Ohnmacht. Damit wird ihm in Wahrheit das Durchpassieren mehrerer Haltungen zu Gott abverlangt, Haltungen, die sich auf einmal oder gleichzeitig gar nicht verwirklichen lassen. Wenn Zwei oder Drei gleich-

*) In „Der Atem des Geistes", Frankfurt a. M. 1951, handelt davon der Abschnitt: „Die Zeit in ihrer wahren Potenz".

zeitig versammelt sind, können sie in einem Augenblick die volle „Widersprechlichkeit Gottes" aushalten; der einzelne kann sie nur austragen, indem er ungleichzeitig nacheinander die Widersprüche denkt und ausspricht. Nur mit Hilfe der Demut, daß der einzelne von dem ihn umringenden Leben Gottes in jedem einzelnen Satz höchstens den Dritteil der vollen Wahrheit mitteilen kann, wird der einzelne in der Kirche fähig, von Gottes Leben zu zeugen. Die trinitarische Sprache, die dreigliedrige Erfassung des göttlichen Wirkens ist also eine Wendung, um die Zwei oder Drei, unter denen Gott gegenwärtig werden kann, in Dich allein oder mich allein hineinzusetzen, weil Du und ich ja im Zeitenlauf jeder mehrere Haltungen zu Gott durchleben und dadurch sozusagen selber eine Gruppe durch die Zeit hin darstellen. Schon 1864 hat ein schottischer Theologe, W. Cunningham, erkannt, daß die drei Glaubensartikel von Gott in den drei grammatischen Personen sprechen, Ich, Du und Er, damit wir uns von einer zur anderen wenden müßten. Die grammatischen Personen schließen einander aus. Niemand kann sich Ich, Du, Er gleichzeitig vergegenwärtigen. Die Begegnung mit den Dreien kostet also Zeit, eben die Zeit des lebendigen unsicheren Wandels, die sich der Begriffsmensch sparen will, die aber das Geheimnis des Lebens, auch des begreifenden Lebens, bleiben muß, wenn es nicht sterben soll. In der Zeit, in der sich unsere Seele von einer Person zur anderen Person der Gottheit wenden muß, erfährt sie, was es heißt, von Lebendigem zu sprechen. Nur wer sich wandeln kann, darf den Lebendigen durch seine Zähne ziehen. Denn nur in ihn ist das Volk Gottes, das ja das Menschengeschlecht umfassen muß, hineingelangt. Der Christ braucht also die trinitarische Formel, weil er das Volk Israel sprachlich abgelöst hat. Die Gefahr der Blasphemie, des unnützen Redens von Gott, ist seit 200 Jahren nicht sehr ernst genommen worden. Das „Vivat Dominus!", das aus der Vatikanstadt an uns dringt, mag uns zeigen, daß die unnützen Redner von Gott die Todfeinde des lebendigen Glaubens sind. Denn kein Leben kann ohne Scheu, Ehrfurcht, Geheimnis, Scham gelebt werden.

Vielleicht hat unsere Zeit sogar neue trinitarische Formeln nötig, die nicht von Gottvater oder Gottsohn, sondern vom Geist dreifach sprechen werden. Darauf sei hier nicht eingegangen. Aber die dreigliedrige Erfassung des göttlichen Wirkens als Schutz gegen Blasphemie sollte hier doch betont werden, damit der Leser eine Ahnung bekommt, wo die Heilkräuter gegen unsere Rückfälle ins Heidentum wachsen. Der Eintritt des Christen in die umringende Lebendigkeit muß ihn eben ausdrücklich vor seine eigenen Gedanken in den Ursprung der Welt, über seine eigenen Zwecke und Ziele in den Sinn der Geschichte und ans Ende aller Zeit längst nach seinem eigenen letzten Atemzug versetzen.

Deshalb können wir zusammenfassend sagen: Der Übertritt aus dem Heidentum in das Christentum wird durch den Übergang vom „Vivat" zum „Vivit Deus" bezeichnet. Wir alle beginnen wohl als Heiden, weil uns erst unsere Lei-

den befähigen zu verstehen, daß der Mensch tot ist, bevor Gott in ihm zum Leben kommt. Der Glückliche versteht nicht die Einheit von Gottesglauben und Todeserfahrung. Deshalb will er gern von seinem reichen Leben seinem Gotte ein bißchen abgeben: „Vivat!"

Der Leidende weiß es anders. Denn er erfährt, wie wenig er lebt. Leiden heißt stückweise getötet werden. Der Leidende wird daher von der Gewißheit überwältigt, daß wenigstens Gott lebt. Im Leiden der Menschen zeigt sich das Leben Gottes. Die, welche bloß berufsmäßig oder schulmäßig mit Gott konversieren, verlieren diesen Zusammenhang des Leidenstandes der Menschheit mit dem ewigen Leben Gottes. Aber Juden und Christen gibt es nur, weil wir alle weder von Gott ohne seine Menschen, noch von den Menschen ohne Gott sprechen sollen. „Vivit Jehovah" heißt ja gleichzeitig: „Nur deshalb gibt es Israel."

„Christus vivit; Christus vincit; Christus regnat" heißt gleichzeitig: die Fürsten dieser Welt sind höchst bedürftig des Lebens, des Sieges und der Regentschaft.

Im Oberwallis, in dem bescheidenen Dorfe Täsch, wo die Menschen noch alle gottesbedürftig leben, haben sie auch noch schlicht an ihr Gotteshaus setzen können, ohne Komma und Punkt:

„Gott lebt siegt herrscht".

WER SIND DIE GÖTTER?

Ansprache vom 25. Juni 1956 in der Friedrich-von-Bodelschwingh-Schule, Bethel bei Bielefeld, nach der Aufführung von Hölderlins „Empedokles".

Unser Gott ist offenbar. Unser Gott läßt sich erbitten. Unserm Gott kann widerstanden werden. Unser Gott öffnet unsere Lippen zu einem noch nie gehörten Wort.

Aber die Götter sind geheim. Die Götter sind unwiderstehlich und unerbittlich. Die Götter werfen uns in die Knie, und sie machen uns verstummen.

In der alten Kirche knieten die Gläubigen nicht nieder in der hohen Zeit zwischen Ostern und Pfingsten. Sie standen hochaufgerichtet; denn Gott war in sie als seinen Leib eingetreten und machte seine Glieder hochgemut. Nur in den geistverlasseneren Zeiten des Kirchenjahres überwältigen die *Elohim*, die Götter, die schwachen und zu oft vereinzelten Menschenkinder, so daß sie dann verzagt niederknieten.

Unser Gott ist also ein Gott über Göttern. Gott und Götter, sie durchdringen einander wie die offenbare und die geheime Ordnung. Wer also sind die Götter?

Als ich zur Schule ging, lasen wir nebeneinander hier im Religionsunterricht das griechische Neue Testament, dort in dem selben Griechisch Aeschylos und Homer. Diese sprechen von den Göttern, die Bibel aber von Gott. Obwohl doch die Schrift von Gott in der gleichen Sprache schreibt wie die Klassiker von den Göttern, hat uns damals niemand die Götter und Gott ineinander übersetzt. Indessen lasen wir wohl als einer der ersten Primanerjahrgänge heimlich Hölderlin. Und bei ihm war nun sogar auf deutsch und also ganz ernsthaft von den alten Göttern die Rede, so wie in der Lutherbibel von Gott. Das war eine unheimliche Spannung. Fünfzig Jahre sind vergangen. Ihr führt Hölderlin öffentlich in der Schule auf. Da genügt das verschweigende Nebeneinander von Göttern und Gott nicht länger. Nun muß von ihrem Widerstreit öffentlich Zeugnis abgelegt werden. Seitdem ich von Euch den „Empedokles" habe spielen hören, schulde ich Euch ernsthafte Rede und Antwort. So wie Friedrich von Bodelschwingh im Kampf um das Leben seiner kranken Christenbrüder mit Hitlers Leibarzt über die Kinderaussetzung der heidnischen Spartaner disputiert und schließlich gesiegt hat, so muß ich den Glauben an Gott und die Beugung unter die Götter offen besprechen.

Ich will redlich zu sagen versuchen, wer die Götter sind. Und ich will keine hohlen Namen für sie stehen lassen. Ihr findet die Götter nicht aus der Mythologie oder aus der Philosophie. Längst habt Ihr alle erfahren, wer die Götter sind. Denn Götter sind dort, wo wir Opfer bringen. Und Opfer bringen sogar der Nihilist, der Polytheist und der Zyniker. Opfer bringen Kommunisten und

Gelehrte, Soldaten und Unternehmer, Ehefrauen und Mönche. Und gewiß glaubt nur der an den Einen Gott, der ihm zu opfern bereit ist.

Gott und Götter unterscheiden sich nicht in Sachen der Opfer. Nein, erst darin tut sich der Unterschied zwischen unserem Gott und den Göttern der Vorzeit auf, daß der Lebendige Gott ein einziger ist. Die Götter hingegen „erscheinen nimmer allein". „Kaum daß ich Bacchus den fröhlichen habe, kommt auch schon Amor, der lustige Knabe, Phöbus der Herrliche stellt sich ein — Sie kommen, sie kommen, die Himmlischen alle . . ."

Das Geheimnis der Götter öffnet sich uns gerade aus ihrer Vielzahl heraus. Wie die Töne einer Oktave, wie die Farben des Spektrums, so werden uns die Götter vertraut. An ihrem farbigen Abglanz werden wir mit dem ganzen Götterleben vertraut, wenn, ja eben wenn wir ihnen als Brechungen des einzigen Gottes getrost das Maß von Geltung einräumen, das Statthaltern und Vizekönigen zukommt. Die Götter sind nie das Licht, aber sie sind seine Brechungen.

Habt also Geduld, wenn ich ihren vollen Stand um unser Leben herum jetzt abgehe. Die Götterknechte, die Götzendiener, wollen von diesem Vollstand aller Götter zusammen nicht gern hören. Sie leugnen, daß erst alle Elohim zusammen zu Jahve führen. Sie lassen sich von jedem Gott gern ganz beherrschen. Den einzelnen Gott aber, der ihn knechtet, sieht der Geknechtete nie selber. Ihm geht es da wie der Prinzessin im Märchen, die alles in der Welt sehen konnte außer ihrem eigenen Haarschopf. — Den Teufel sieht das Völkchen nie, und wenn es ihn beim Kragen hätte — der Vers würde im Märchen noch richtiger lauten: „Den Teufel sieht das Völkchen nie, gerade weil er es beim Kragen hält." Nur die Seele, die eine andere Seele aufrichtig liebt, kann diesen Nächsten von seinem Götzen befreien. Wenn dem Geknechteten sein Nächster zur Seite tritt, dann kann der ihm seinen Abgott verweisen. Auch wir hier können unbefangen von den Göttern reden, weil wir miteinander weiser sein dürfen, als jeder von uns allein. Die Freude aneinander ist die Kraft, dank derer die Liebe zu dem Einen Gott den Dienst an den vielen Göttern auszubrennen und auszuräuchern vermag. Einander dürfen wir uns vom Götzendienst reinigen. Hingegen kann die vereinzelte Nation oder der vereinzelte Mensch, Deutschland oder Frankreich, Amerika oder Rußland, Denker oder Soziologe, Theologe oder Philosoph, diese Freiheit der Kinder Gottes nie erlangen. Er bleibt Henotheist und Polytheist, ein Vertreter des Jeweiligen, also seiner eigenen Zufallsgötter, Augenblicksgötter, Schicksalsgötter, Gelegenheitsgötter.

Hier nun setzt zum ersten Male Hölderlins Gesang machtvoll ein. Ehrfürchtig ruft er uns zu: Ehret die Götter. Laßt sie eintreten in euch. In Hölderlins Stimme hören die Götter auf, zufällig zu sein. Zwar beschwört er die alten Götter herauf und gebietet uns, sie einzulassen. Aber zugleich zwingt er uns, *alle* Götter zu ehren, und das können wir nur in einer Gemeinschaft der Gläubigen. Seltsamer Rollentausch geschieht damit. Hölderlin, der Dichter der

Vorzeit und der vielen Götter, verbürgt uns das Ökumenische Geheimnis der Vollständigkeit, der Katholizität. Zu diesem Geheimnis wende ich mich nun hin.

In Stufen der Lebendigkeit, vom Lichtstrahl und der Geschwindigkeit der Himmelskörper bis zum Unheil der Weltrevolution, treten opferheischende Mächte in unseren Alltag ein und werfen die gespannten Drähte unserer Lebensfahrpläne wie Kinderspielzeug über den Haufen.

Da ist das Motorrad. Es wäre ein leichtes, den schauderhaften Lärm, den es verbreitet, abzustellen. Aber die Fabrikanten bringen dieses Werkstück nicht an, weil sie dann weniger Räder zu verkaufen fürchten. Der Lärm ist ein Teil des Reizes des Motors. Erst er begabt den Besitzer der Maschine ausdrücklich mit jener Macht, die über gewöhnliche Menschenkraft hinausgeht. Gerade an dem Lärm erkennen sich die neuen Zentauren als Halbgötter.

Vierzigtausend Menschen sterben jährlich in den USA den Automobiltod; fast eine halbe Million Menschen werden auf den Landstraßen verletzt. Trotzdem verlangt das Publikum weder Blinklichter im Rückteil des Wagens für plötzliche Aufenthalte — dabei führen alle Polizeiwagen solche Blinker —, noch fordert es federnde Stoßstangen oder einen Schutz für den Fahrer gegen Zerquetschung am Steuerrad. Keiner dieser Forderungen könnten die Fabrikanten widerstehen. Aber der Gott der Geschwindigkeit regiert, und so schmeicheln wir dem Gott dadurch, daß wir die Opfer, die ihm fallen, nicht vermindern. Maschinen werden angepriesen, weil sie drei- oder viermal mehr Kräfte verheißen, als je ein Fahrer auf der Autobahn entfesseln könnte. Diese zweihundert oder dreihundert Pferdekräfte leben also nur in der Einbildungskraft des Besitzers. Aber eben dort beherrschen sie seine Leidenschaft und seinen Geldbeutel.

Der Gott der toten Massen und der Schleuderkraft, der Energie, feiert seine Triumphe in diesen Toten und Verstümmelten und in den für nie genutzte Kraft gern geopferten Milliarden. Die physikalischen Elemente der Welt werden in den Mitteln der Beschleunigung am deutlichsten vergöttert. Indessen könnte auch die Überlichtung unsrer Nächte mit allen Arten von Lichtwerfern als ein deutlicher Kultus angeführt werden. Da wird das Nachtdunkel ausgerottet wie die Schwerkraft beim Fahren, und mit Recht heißen viele dieser Lampen, die uns einreden sollen, es gäbe keine Nächte, Schein-Werfer. Diesen Schein vergöttern wir in der ersten Sphäre unserer Göttlichen Welt.

Götterreicher ist die nächste Sphäre, denn hier herrschen nicht die Außen-Mächte, die den Widerstand der toten Welt besiegen. Sondern die organischen Mächte des ein- und ausatmenden Lebens durchschüttern unser Innerstes. Unsre Gesundheit ist hier zu Hause im Rhythmus des Lebendigen. In Schlafen und Wachen, Essen und Verdauen, in jeder Art Stoffwechsel, und im Wachsen und Schwinden sind die Geheimnisse jedes Organismus wahrzunehmen und darzuleben. Die Medizin fordert ihren Zoll in dieser Sphäre. Die wohlabgestuften

Priesterkasten der Chirurgen, der Internisten, der Quacksalber, der Gesundbeter, der Analytiker, der Diätpropheten, der Atemgymnastiker umwandeln den Tempel unseres Leibes hier. Sie alle ermöglichen der vegetativen Seele, Opfer zu bringen. Die Rhythmen sind so verschlungen und so geheimnisvoll, daß ihre Gläubigen immer tiefer in sie eingewiegt zu werden trachten. Zum Beispiel haben die Inder hinter die uns allen vertrauten Rhythmen des Schlafens und Wachens, des Einatmens und Ausatmens, ihr Yoga gebaut. Daraus wird von ihnen der Tiefschlaf kultiviert, wo angeblich die Seele den Leib verlasse. Natürlich machen wir solche absurden Entdeckungen, wo wir unser Heil suchen, und den Indern hats eben diese zweite Sphäre angetan. Wir im Westen haben diese indische Götterwelt erst neuerdings ernster nehmen müssen, seit die Gesundheitsapostel uns überrennen. Vorher haben uns mehr die Götter der auf die Rhythmusmächte folgenden Sphäre heimgesucht. Europa ist ja selber die Geliebte des Zeus. Und so sind die im Palast des Zeus auf dem Olympus versammelten Götter Europas Erbteil. Die Olympier stellen das Bewußtsein zu höchst. In der Geburt einer Göttin aus dem Haupt des Vaters, der auch der Vater aller Menschen ist, wird auch das bewußte Leben gefeiert. Nicht auf Schnelligkeit oder auf Rhythmus liegt der Hauptton; kultiviert werden Willen und Bewußtsein, Verstand und Gedanke. Wir wissen schon aus dem indischen Beispiel, daß die Götterknechte die Sphäre ihres Hauptgebets gern verdoppeln. Das ist in der Tat auch bei den Griechen so zugegangen. Wie die Hindus Schlaf und Tiefschlaf, so unterscheiden die Griechen Spiele und Ernst unseres Denkens. Dionysos und Zeus, Vedioris und Jovis lateinisch, bilden die zwei Welten des Spielrausches der Jugend und der Arbeitswut der Alten.

Beide Halbsphären dieser bewußten Männersphäre verschlingen Hekatomben unter uns. Wer hat nicht Kreislaufstörungen? Wessen Frau rühmt nicht ihres Mannes Fleiß? Der Grieche und die Humanisten unter uns stürzen vor ihrem eigenen Geiste in die Kniee. Plan und Vorsatz, Absicht und Programm, Soll und Zweck können sich fast jeden unter uns hörig machen, da niemand in Zweifel zieht, daß sein eigener Zweck ihn beherrschen dürfe. In dieser Sphäre der Theologen, Philosophen, Nationalisten und Rationalisten, der Ludendorfe und der Hjalmar Schacht werden Zweck und Ziel verwechselt. Die von mir selber erfundene und hochgehaltene Parole und das über mich ergehende Wort meiner wahren Bestimmung werden für ein und denselben Höhengrad ausgegeben.

Wenige wissen um den Widerspruch zwischen Zweck und Ziel, um den Abgrund zwischen meinen Absichten und meiner Bestimmung, zwischen Wissenschaft und Wahrheit. Die Zeus-wisser werden daher zu Feinden der höchsten Wahrheit. Denn die bloße Wissenschaft leugnet die einzigartigen Wahrheiten. Damit leugnet sie Gott; und damit leugnet sie die wahre Liebe. Denn der Humanist vergleicht alles mit allem. Aber Gott ist unvergleichlich, eine Liebe ist unersetzlich, und jede Seele ist einzig.

Dem Bewußtsein ist dies im Käfig der dritten Sphäre undenkbar, weil es sich aus dem „Gleichmachwerkzeuge", dem Gehirne, bildet.

Indessen sogar der strenge Wissenschaftler oder der reine Willensmensch ragt über die dritte Sphäre in einer Regung hinaus. Sogar widerwillig muß der Verstandesmensch doch Venus huldigen. Venus aber verkörpert eine neue Sphäre. In ihr bricht auch der Denker in die Knie, wie Aristoteles vor der Hetäre Lais.

Den unbewachten Individualisten überwältigt doch noch seine Liebesbedürftigkeit. Vor dem Wunder, daß ihn ein Mädchen erhört, stürzt er fassungslos in die Knie. Die Sphäre, die sich über den Zeus-Kreis erhebt, ist bei manchen Völkern die zentrale Göttersphäre geworden. Selbst bei den Griechen wird Aphrodite nur mit Mühe unter Zeus gebeugt. Als die Liebesgöttin von Ephesus spottet sie der vernünftigen Jupiterreligion und brüstet sie sich ihrer tausend Brüste. Kybele, Astarte, Demeter und Isis verdoppeln die Sphäre der Geschlechtsgötter als Mutter und Tochter. Die Opfer an das Geschlecht auch unter uns sind nicht zu zählen. Vierhundert Jahre lang haben Syphilis und Gonorrhoe ihr Szepter geschwungen. Von Lustseuchen sind Herrscherhäuser und Stämme ausgerottet worden. Dem Genius hat die Gottheit Venus ihren Tribut abgefordert, Friedrich dem Großen genau so wie Ferdinand Lassalle. Zu den Göttern der Liebessphäre zählen die Genien der Freundschaft und der Künste. Denn die Künstler weben und sticken der Liebe das Hochzeitskleid. Welch Götzendienst wird mit der Kunst getrieben, da wo Kunst um der Kunst willen angebetet wird? Welche Perversionen muß sich der Freundeskult gefallen lassen?

Je tiefer wir in jede dieser Sphären hineingeraten, desto mehr wimmelt es da von großartigen Mächten. Denn in jede Sphäre läßt sich alles hineingeheimnissen, wenn ein Volk ihr erst einmal verfällt. Deshalb gibt es keine Geschichte der Religion. Gottes Götter währen ja. Es gibt vielmehr ein Kaleidoskop der Möglichkeiten, in ihrer jede kann sich eine Gruppe verlieren, sobald Du oder Deine Nation sich mit einer Brechung der Allmacht zufriedengibt. Dann kann sie innerhalb dieser besonderen Brechung alle Elemente, wenn auch verzerrt, wiederfinden. Tiefschlaf, Kybele, Dionysos, sind Beispiele solcher Übertreibungen. Jedes Zeitalter ist in Versuchung, eine Sphäre der Götterherrschaft zu bevorzugen. Wahrlich, wir ermüden angesichts der endlosen Buntheit dieser Götterwelt, ob sie nun um Schwerkraft, um Rhythmus oder um das Bewußtsein oder um die Brunst herum organisiert wird. Jedesmal finden wir die Gläubigen besessen von ihren Göttern, und blind und taub gegen ihre eigene Vollmacht, als freie Ebenbilder des *Einen* Gottes über diese Götter hinauszuwachsen.

Darum wollen wir uns nun erholen, indem wir über diese Weltengötter hinaufblicken an die Stelle im Scheitelpunkt, zu der hin alle diese Sphären zusammentreten. Diese Stelle nahm bei den Griechen der Gott des Unheils Kronos = Saturn ein. Denn alle Zyklen der anderen kreisenden Sphären durchbrach der gewaltige Unheilbringer

„Wie wenn auf einmal in die Kreise
Der Freude mit Gedankenschritt,
Geheimnisvoll nach Geisterweise
Ein ungeheures Schicksal tritt . . . "

So wird am Saturnstag — englisch noch immer Saturday genannt, aber bei uns als Sonnabend maskiert — der entscheidende Ahn und zugleich Feind der Olympier, der Gott des Unvorhersehbaren, verehrt.

Die Griechen sehen also auf zu der Sphäre des Jahve, nehmen in ihr aber nur den Unheilsbringer Saturn wahr. Saturn und Jahve sind ein und derselbe. Wer das erkennt, dem ist die Enthüllung, die Offenbarung widerfahren. Der Sabbath Jahves hebt die Sphären der griechischen Götter aus den Angeln, denn Schwerkraft, Gesundheit, Zwecke, Liebe, sogar Unheil wie Pest und Krieg befallen uns zyklisch. Diese Götter kehren wieder. Der Gott, den Israel über die Olympier und die Götter der Veden und die Stammesorgien emporstemmt, er, der Israel aufrichtet und der in Jesus über alle Menschen am Kreuz erhöht wird, dieser Gott tut alles, was er tut, nur einmal. Der wahre Gott schafft nämlich ein für alle Mal. Er kreist nicht in ewig gleicher Wiederkehr. Er verlangt nicht das blutige Opfer seines Sohnes ein zweites Mal. Sein Name Jahve heißt: Ich werde morgen anderswo mich euch zeigen als gestern (sein Name „Ich werde hier sein" muß mit dieser Ergänzung verstanden werden: „und nicht da, wo ich früher hintrat!"). Jahve, der Vater Jesu, spottet der griechischen Systeme, der vedischen Rhythmen, der ägyptischen Sternrechnung, der syrischen Wollustkulte; anders wird er eintreten, als wir ihn vorausberechnen möchten. Weder durch Rekordeile, noch durch perfektes Atmen, noch durch den besten aller Willen, noch durch die Potenz der Genitalien läßt er sich überfallen. Wo der wahre Gott hinführt, das sollen wir wittern. Denn Gott geht ein in den nächsten Schaffensakt seiner ganzen Welt. Dort, wo Du in der Welt leidest, da gibt Gott Dir einen neuen Nächsten. Die Schöpfungsgeschichte besteht aus der Erschaffung eines barmherzigen Samariters nach dem anderen. Nichts von dem, was bereits geschaffen ist, verrät bereits Gottes endgültiges Geheimnis. Vielmehr wird der Sinn aller bisherigen Schaffensakte gerade erst aus dem morgigen weiteren Vollzug der Schöpfung offenbar.

„Weil er dich liebt, ist Gottes Buch
Der Schöpfung umzuschreiben,
Und der bisherige Versuch
Darf nicht sein Schlußwort bleiben."

Wen aber Gott heute beruft, ergreift, führt, der versteht Gottes ältere Lieben aus dieser Erfahrung heraus. Wen Gott heut erschafft, der begreift leicht, daß Gott alles frühere ebenso erschaffen hat. Wem Gott den Sabbat als Unterpfand seiner Freisprechung von der Astrologie, von der Brunst, von dem Willen usw. schenkte, der wußte nun, daß Gott die Sonne und die Erde und die Pflanzen und die Tiere auch eines Tages geschaffen hatte.

Es ist also unsere, Deine und meine eigenste Erfahrung, die des: „Heute habe ich Dich gezeugt", die das Buch Genesis nach rückwärts verlegt. Das Große, das er an uns tun wird, übertragen wir in die Vergangenheit und in die Anfänge der Geschichte auf das, was er schon damals Großes getan hat. Es ist ja ebenso groß wie das, was er uns tut und tun wird — und er ist uns am nächsten, wenn er etwas, was uns Unheil schien und was wir mit einem Unnamen des Abscheus belegt hatten, in einen heiligen Namen und ein Wort unseres Heils umwandelt. Denn die Kraft, die uns sprechen macht, ist unsere gottnächste Kraft. Wird also diese Kraft umgeschaffen oder, mit anderen Worten, verwandelt sich uns ein Unheilsname in ein Wort des Heils, dann treibt der Baum unseres ewigen Lebens ein neues Blatt. Weil noch über dem atmenden Leben, dem bewußten Individuum, der liebenden Gemeinde, der Geist, der uns sprechen heißt, waltet, deshalb ist die wirkende Götterordnung karikiert, solange sie aus den fünf Sphären — als Planetensphären deuteten die Alten sie sich — Materie, Organismus, Bewußtsein, Liebe — Mars, Merkur, Zeus, Venus — hin zum Saturn aufgebaut wird. Nein, aus Gottes Geist fährt in das ewig Todessüchtige, ewig sterbende All ein neues Wort und überströmt von oben her nach unten die schöngeschaffene Welt, damit sie weiter zu atmen vermag. Alle Worte einer Sprache sind *ein* Wort; alle Sprachen aller Völker sind sogar nur *ein* Wort. Denn wo wir Atemzüge des Leibes zählen und Pulsschläge des Herzbluts, da ist Gottes Atem nur erzählbar als Name um Name jedes seiner Geschöpfe. Gott schafft unaufhörlich, weil alle bisher berufene Schöpfung sich auf seinen nächsten Atemzug verläßt, um selber weiterzuleben. Um des bisherigen Lebens willen tritt jedes nächste Geschöpf namentlich in die Welt. Die Schöpfung braucht täglich einen neuen Nächsten, der ihr aufhilft. Daher ist das älteste und das tragende und das innerste Wort jeder Sprache ihr Name für diesen unaufhörlichen Atmer, den Pfingstgeist. Kein Wort im Wörterbuch und kein Name in den Annalen hat irgendwelchen Sinn, es sei den als ein Zweig oder Blatt am Baum unseres hiesigen Lebens. Dieser Baum ist Gott selber.

Kein vernünftiger Mensch hat das je bezweifelt. Denn wer spricht, erwartet ja, daß jemand ihm zuhört und glaubt. Und wer hört, der hofft, daß ihm jemand etwas Wahres oder Richtiges mitteilt. Also glaubt jeder Sprecher und hofft jeder Hörer. Und die Vernunft besteht aus Sprechen und Hören in liebendem Gleichgewicht. Darum ist kein vernünftiger Mensch seinem Schöpfer je ganz entfremdet. Der Name Gottes hat ihm aus allen Masken eingeleuchtet. Sonst hätte er ja nie ein Wort sprechen oder vernehmen können.

Christus ist der in die Menschen eintretende Gott. Jesus bringt die frohe Kunde zurück, daß Sprechen und Hören bereits an den wahren Gott glauben, auf ihn hoffen und um seinetwillen den Hörer oder Sprecher, den Nächsten lieben heiße. In Jesus wird der Eintritt Gottes öffentlich bekannt gegeben. Denn sein Name wird aus Unheil Heil. Ein Unheil? Nun ein Ärgernis den Juden und eine Torheit den Griechen! Aber allen denen Heil, die über Ärgernis

und Torheit emporwachsen. Damit erschließt er den wahren Gott auch den Saturnsdienern, den Heiden. Sie lernen in Jesu Kreuzigung und Auferstehung, daß ihr Saturn und Israels Jahve ein und derselbe Eine Gott ist, der über alle ihre Götter erhaben regiert. Denn Jesus übersetzt das Unheil, das ihm Selber widerfährt, in das Heil der Welt.

Auf dieser Erschließung der fünften Sphäre des Saturns durch Christus ruht Hölderlins Recht zum Empedokles. Hölderlin ist kein Heide. Hölderlin hat nicht aus der Froschperspektive der Physiker, Mediziner oder Philosophen oder Kybeleknechte Gott von unten her anvisiert. Nein, Hölderlin war beim Vater seines geliebten Jesus' zu Hause; was ihn zum Empedokles trieb, war der Abfall der Gottessöhne von Jesu göttlicher Fülle. Ich will die rechte Sphärenharmonie Jesu und Hölderlins hier ganz kurz vor Euch aufklingen lassen. Damit wird Hölderlins Wiederbeschwörung der Götter ihren Platz unter Christus sich erobern.

Vor Jesus, das heißt, solange die Völker jeder Sphäre einzeln verfielen, hier der Fallkraft der Materie, dort der Vegetation des Lebendigen, dort der Brunst des Geschlechts, blieben die vielen Götter einander undurchdringlich. Von unten nach oben gesehen, teilen die Götter sich einander nicht mit. Im Gegenteil: Bevor Gott die Götter offenbart, in seiner Menschwerdung, ist jede Sphäre eifersüchtig. Die unteren Sphären leugnen dann die oberen und bekämpfen sie. Die Sphären öffnen sich einander, sobald vom Kreuz her, im Lichte des Unheils, das Heil wird, und im Augenblick des Opfertodes, die Sphären der Liebe, des Bewußtseins, der Lebensrhythmen und der fallenden Materie sich unter die Sphäre des Todes einordnen, als Stationen seiner Fruchtfolge. Theologen nennen das die Inkarnation.

Ein Blick auf den Gekreuzigten öffnet uns die Augen für seine zwingende Gewalt über uns alle, soweit wir seine Liebe erwidern. Die erste Wirkung oder Station nach Ostern ist ein Pfingsten für die Apostel. Die Liebes-Kommunion gibt ihnen ein Herz und eine Seele. Die Communio Sanctorum derer, die einander lieben, weil ihr Herr sie liebt, erobert die Kybelesphäre, und das Reich der Venus, des Eros, der Magna Mater, der Freya. An die Stelle der Orgien dieser weiblichen Göttinnen tritt die Abendmahlsgemeinschaft der Männer und Frauen. Auf die Apostel folgen die Evangelisten. Das Neue Testament ersetzt die griechische Philosophie. Die Schrift erobert die Zeussphäre und die Apollosphäre und die Dionysossphäre. Die Tragödie und das System beugen sich beide der Heiligen Schrift. Die Bibel ist nicht ein bewußtloses Gestammel. Durchaus nicht, aber sie ist auch keine Philosophie und keine Verherrlichung des Selbstbewußtseins. Auf die Schrift ist in der Kirche die Entfaltung der Liturgie gefolgt. Was ist die Liturgie? Die Liturgie ist geheiligter Rhythmus. Der Rhythmus des Kirchenjahrs erobert die Sphäre der Jahreszeiten und der Tageszeiten. Das Meßbuch hat Frühling, Sommer, Herbst und Winter dem Walten Gottes unterworfen, das Brevier hat die Tag- und Nacht-

zeiten, die Horen, erlöst. Denn Ostern, Pfingsten und Weihnachten sind Sprengstoffe, die uns Vollmacht geben, die sprachlosen Rhythmen der Natur zu sprengen.

In der vollen Rhythmik der Liturgie wird das aus dem Wort neu geschaffene Menschengeschlecht Herr über seine bloß leibliche Natur und über die nur astronomischen Jahreszeiten. Wer Ostern begeht, der lernt die physiologischen und psychologischen und soziologischen Fahrpläne durchbrechen. Er wird ermächtigt, neue Rhythmen des Gemeinschaftslebens einzusetzen. Christus läßt mehrere Rhythmen, mehrere Kalender nebeneinander zu.

Ist hier schon von oben her die vegetative Sphäre erlöst, so geht die Fleischwerdung noch eine Sphäre tiefer in die Materie ein. Auch das Tote wird erobert. Den Steinbrüchen, die sich unterhalb der lebenden Ackerkrume hinziehen, entsteigen leuchtende Kathedralen. Also bis in den starren Stein hinunter senkt sich das Heil, und je widerstandskräftiger der tote Stein, desto großartiger wird die Wirkung seiner Durchdringung mit dem Heiligen Geist. Darum ist es keine Lästerung, wenn wir die so von oben durchdrungene Materie als Gotteshaus bezeichnen.

Welch eine Niederfahrt vom Kreuz in die Liebesgemeinschaft, in die Schrift, in das Kirchenjahr, in den Kirchenbau? Alle Sphären scheinen nun verknüpft, alle scheinen vergöttlicht, denn alle waren nur Stationen in Gottes Leibwerdung hinein in uns als Gemeinde in der Kommunion, als Einzelne in der Schrift, als lebende Pflanzung in der Liturgie, als bleibendes Erdreich im Kirchenbau. Hölderlin aber setzt gegen diese Erlösung Gottes sein furchtbares Wort im Empedokles: „Der Menschen Sprache verstand ich nie." Schreckliches Wort. Schrecklicher Zustand, den der Vers beschreibt. Gemeint ist, daß der Inkarnationsweg von Opfertod hinterher bis in den Kirchenbau nicht mehr geglaubt werde. Den Dichter also berührt um 1800 auch das Gotteswort nur noch wie Menschenwort. Die Besucher unserer Steinkirchen lassen eben Gottes Wort zu einer Sprache bloßer Menschen verkommen — und der gotterfüllte Dichter seufzt, er verstehe diese Sprache der Menschen nie!

In dieser Not hat Hölderlin die gesamte zu Jesu hinführende Vorwelt neu belauscht. Die zu dem Gott des Heils drängenden Götterwege hat er treu besucht. Damit übt er das Amt des Dichters im Zeitalter Christi aus. Nämlich seit Gott Fleisch geworden ist, bringen uns die Dichter die Ursprünge unserer Welt wieder empor: „Die Dichter müssen, auch die geistlichen, weltlich sein", weil die Welt als Hinweis auf Christus ihre Provinz ist. So sehr hat Hölderlin den Vater und den Sohn geliebt, daß er Jesus als den Bruder der Götter und als Sohn Gottes aus den Gesängen und Gebeten aller Frommen der Vorzeit geboren werden läßt.

Dieses Hölderlins bedürfen wir, seit die Christenheit vergessen hat, daß unser Gott der Gott über den Göttern ist. Göttervergessen erbebt sie nicht mehr vor ihnen. Wer aber vor den Göttern nicht mehr erbebt, der leugnet die Teufel.

Die Teufel sind ja die Götter, die den Gott über ihnen von ihren Knechten abschwören lassen. Seit 150 Jahren werden die Teufel, die vielen Götter, für bloßen Aberglauben ausgegeben. Die klugen Köpfe haben die Einheit Gottes für einen gefahrlosen Verstandesbegriff erklärt. Sie wollten ohne die Leidenschaften der göttlichen Sphären aus bloßer Vernunft leben. Aber nur der wahre Gott überwindet die Götter. Nur die edelste Leidenschaft besiegt die niederen Leidenschaften. Die sogenannten Frommen sprachen so leichthin von dem großen Gott, daß sie in ihm oft keck nur ihren Mars, ihre Venus, ihren Zeus und ihren Orpheus oder Hephaistos meinten. Gott Bacchus darf nicht dadurch verleugnet werden, daß wir uns im Namen der heiligen Dreifaltigkeit zu betrinken vorgeben. Gott läßt seiner nicht spotten. Er wird aber zum Gespött, wenn jede Leidenschaft gleich aus seiner Majestät hergeleitet wird. Die nationalen Siege zum Beispiel sollte Gott als National-Gott segnen. Das läßt er sich nicht gefallen. Gott zürnt uns nicht, wenn uns einer seiner *Elohim* zeitweilig den Aufblick auf ihn selber verstellt. Er hätte uns ihnen ja nicht unterstellt, wenn sie ihn nicht zeitweilig verträten. Zeitweilige Stellvertreter Gottes sind die Götter. Während sie in uns eintreten und uns begeistern, soll von Gott selber nicht die Rede sein, bei Strafe der Gotteslästerung. An dieser Gotteslästerung ist unser Gottesdienst entartet und ist Hölderlin erwacht. Seit 1800 verstehen die Menschen weniger und weniger den Sinn der Stellvertretung Jesu. Die Götter nämlich vertreten Gott zeitweilig; Jesus aber vertritt ihn immer. Denn sie vertreten ein *Element* der Gottesmacht; er aber vertritt den vollständigsten, den Leidensstand Gottes, kraft dessen die Schöpfung weiter geschieht. Gott tritt ja in den Augenblick, zu dem aus bisherigem Unheil Heil wird, vollständig ein. Die andern Götter stellvertreten Bezirke Gottes, in denen er schon geschaffen hat — Jesus Christus vertritt Gott selber, da wo er gegenwärtig hervortritt mit seinem: Stirb und Werde.

Dieser Ordnung der Götter lieh Hölderlin seine Stimme. Das Amt des Dichters bringt die schon geschehene Schöpfung noch einmal in unseren erkalteten Herzen zum Klingen. Einer abgestorbenen Menschheit erschien die inkarnierte Gestalt des Gotteslebens nur noch als Menschenwerk. Kunstgeschichte und Bibelkritik und Formenanalyse begruben die Kathedralen und die Schrift und die Liturgie. Die Psychologie vergriff sich an Paulus, und die völkischen Teufel priesen Hitler, den Selbstmörder, als den Führer, der sich für sein Volk aufopfere, und in demselben Atem wagten sie, von Jesus zu sagen, er habe Selbstmord begangen. Damit schien der Heilsweg vom Opfertod hinunter in die tote Materie rückgängig gemacht. Wie es schon die Isispriester zu Augustins Zeiten versucht, haben diese Teufelsknechte Jesus in den bloßen Zyklus eines vorübergehenden Aeons eingekreist; was sage ich: die Götzendiener wähnten, sie hätten das Christentum in einen vorübergegangenen, vergangenen Aeon eingesargt, Hitlers Trabanten ebensosehr wie Augustins heidnische Zeitgenossen.

Dieser abtrünnigen Menschheit hat Hölderlin die Quellen der Gottwerdung

sprudeln lassen. Mehr kann und darf der weltliche Sänger nie, als uns lehren, wer die Götter sind. Sobald wir aber von ihm lernen, werden wir unsererseits für ihn verantwortlich. Er rettet unsere Seele. Er hat diesen Tod mit vierzig Jahren im Hölderlin-Turm in Tübingen gebüßt. Wir müssen daher mehr tun, als seine Verse hören. Ihn selber, den um unseretwillen Umnachteten, müssen wir in unsere christliche Zeitrechnung hinein erlösen. Das Opfer unseres Starrsinns, unsrer Kälte, unsres Göttermordes, müssen wir über uns selber stellen. Denn indem wir sein für uns gebrachtes Opfer in die Reihe der Opfer einreihen, dank derer unsere Augen und Herzen gottesfähig werden, fügen wir zu Hölderlins Götterglauben den Glauben an Gott selber hinzu, nämlich an Gott als Den, der uns den Dichter berief in dürftiger Zeit. Hölderlins „Fürst des Festes" in seiner neu gefundenen Friedensode wird jetzt viel debattiert; desto inniger werde der Beitrag jedes einzelnen, der auf Hölderlin hört. Von der zweiten Hälfte seines eigenen Glaubens mußte der Dichter schweigen. Wie hätte er denn für uns die Götter neu wachrufen können, wenn er sich nicht beherzt in ihre Vorzeit hinein abgeseilt hätte? Aber wir müssen ihn absichern; uns muß sein Abstieg in die Götterwelt *in Gottes Namen* geschehen sein. Das kann nur jeder Leser für sich selber entscheiden, indem er ebenso kühn an den Eintritt Gottes in sein Herz glaubt, wie Hölderlin.

So kommt es auf jeden Einzelnen von uns an bei der Entscheidung, wer der „Fürst des Festes" sein soll.

Können wir die Liebe, die Hölderlin trieb, in uns selber so entfachen, daß wir in dem Göttersänger den Gottesmann erkennen? Jedem von uns wird ein verschiedener Lebensweg. Aber die Wege verknüpfen sich wegen unserer Dankbarkeit. Wir verdanken Hölderlin eine Klärung unserer Bestimmung. Entscheide jeder für sich, wie umfassend sein Dank abgestattet werden soll. Bestimmt das Maß Eures Dankes an Hölderlin, dem Gott den Mut zum eigenen Unheil gab, damit wir geheilt würden. Wieviel Unheil wollt *Ihr* auf Euch nehmen, damit aus Unheil Heil, aus Tod Leben werde? Der Logos, die Nennkraft, ergreife auf dem Friedhof und in dem Schutthaufen, der die Welt heißt, unser Herz, damit wir tot tot und lebendig lebendig nennen. Wer Hölderlin hört, muß *nennen*, das heißt, er muß sich erklären über die Grade der Lebendigkeit. Ist nämlich Hölderlin lebendig, dann sind die Zeussysteme der Willensmenschen, der Theologen, Philosophen, Arbeitsbienen und Idealisten tot. Jeder, der sich für Hölderlin entscheidet, spricht mit Todesernst und Lebensgefahr. Er macht sich Feinde. Damit gewinnt in ihm das Wort seine Gotteskraft wieder. In der Nennkraft, die sich über Deine Lippen mit Todesernst und Lebensgefahr drängt, verwandeln sich die unerbittlichen Götter in den Gott, der in die Welt freiwillig eintritt, in den Gott, dem in seiner Schwäche widerstanden werden kann, aber eben damit auch in den Gott, den unsere von ihm geöffneten Lippen offenbaren dürfen. Denn auf solchen Lippen findet das Wort den Träger, auf den es hinstrebt: Es darf Fleisch werden. Die Nationalisten nationalisieren Hölderlin, als

sei er gottlos. Vom „Dichter“ und seinem „Publikum“ — so sprach eine lebenshungrige Welt über Kunst und Kunstgenuß. Wir reden, gedemütigt durch eine vierzigjährige Todeswüste, vom Sänger und dem Volk, in das er hineinsingt. Wie kommen Hölderlin und Wir in Ordnung? Wenn Hölderlin zum Sänger der Vorzeit und wir zum Volke der Gotteszeit werden. Wann immer Gott um Hölderlins Götter willen in uns eintritt, wird Hölderlin erlöst. Und dann wissen wir, wer die Götter sind.

Leben und Schriften Eugen Rosenstock-Huessys

Druckfehler-Berichtigung

Auf Seite 207 muß der zweite Absatz richtig heißen:

„Es muß der große Name Roms gewesen sein, der uns die römische Überlieferung der 12 Monate so wichtig, die lateinische der 10 Monate so unwichtig hat erscheinen lassen."

Rosenstock - „Geheimnis"

Leben und Werk Eugen Rosenstock-Huessys

von Kurt Ballerstedt

I.

Rosenstock-Huessy hat Saint-Simon, der gewöhnlich als der erste der „utopischen" Sozialisten bezeichnet wird, den „ersten Akteur der Soziologie" genannt: nicht etwa wegen bestimmter Lehren, die Schule gemacht hätten, sondern weil er sein eigenes Leben eingesetzt, ja geradezu als Experiment gewagt hat, um daraus die Voraus-Sicht auf die Daseinsgesetze der neuen Gesellschaft zu gewinnen, die er nach dem Zusammenbruch des ancien regime heraufkommen sah. Saint-Simon wurde 1760 als Sproß eines der ältesten Adelsgeschlechter Frankreichs, im Purpur höchsten Ansehens und riesigen Reichtums geboren, kämpfte im nordamerikanischen Freiheitskriege mit, durchlebte die französische Revolution, die Anfänge der industriellen Gesellschaft, lehrte den neuen Rang der Arbeit, ein „Nouveau Christianisme", aber auch den „Code de la pudeur" der Ehe und Familie und starb 1825 in äußerster Armut als Haupt einer kleinen Sekte. Äußerlich ein von Fehlschlägen gezeichnetes, in Wahrheit ein exemplarisches Leben. „Saint-Simon schmilzt das Riesenerbteil an Prestige aller Art um in das Riesenwagnis ‚dem Menschengeist eine neue Laufbahn zu eröffnen, die physiko-politische Laufbahn'."

Für das Verständnis des Werkes von Rosenstock-Huessy, für die Erkenntnis der Polarität seines Lebens und seines Schaffens ist vielleicht nichts so aufschlußreich wie seine Huldigung an Saint-Simon; sie gehört in der an Schönheiten reichen „Soziologie" Bd. I zu den schönsten Kapiteln. Auch Rosenstock-Huessy hat sein Leben an seine Lehre gewagt. Auch er hat, um der Zukunft ein Tor zu öffnen, darauf verzichtet, Prestige zu wahren oder zu mehren. Auch er hat das Überkommene verlassen — nicht um es zu zerstören, sondern um offen zu sein für das Aufspüren der Urkräfte, aus denen die nachrevolutionäre freie Gesellschaft sich aufbaut. Rosenstock-Huessy hat dieses Wagnis mit der Absage an den akademischen, gefahrlosen Wissenschaftsbetrieb vollzogen. Wenn die vorliegende Sammlung von Arbeiten aus den letzten sieben Jahren unter dem Gesamttitel „Das Geheimnis der Universität" erscheint, so wird der eigentliche Sinn dieses Titels erst von der Stellung her verständlich, die der Verfasser von jeher zur Universität eingenommen hat. Wie Saint-Simon im ancien regime wurzelt, so ist Rosenstock-Huessy wahrlich ein Hochschullehrer von Geblüt; die Breite und Tiefe seiner wissenschaftlichen Bildung legitimieren ihn wie wenige unter den Lebenden als Erben akademischer Überlieferung. Wenn man von Max Weber gesagt hat, er sei in der Lage gewesen, ebensowohl einen historischen oder philosophischen wie einen juristischen oder soziologischen Lehrstuhl auszufüllen, so dürfte auch Rosenstock-Huessy, wie schon die vorliegende Sammlung, vor allem die (hier zum erstenmal veröffentlichte)

Bibliographie*) erweist, für sich in Anspruch nehmen, in gleicher Weise als Theologe oder Historiker wie als Philosoph, Jurist oder Soziologe zu gelten. Das Wesentliche seiner Lebensleistung ist aber gerade, daß er sich niemals in das Gewand des Vertreters irgendeines der genannten Fächer verkleidet hat, weil es ihm nicht um ein fachwissenschaftliches Anliegen als solches geht. Seine Lehre von der Gesellschaft ist schon deswegen keine Soziologie im landläufigen Sinne, weil er nicht als objektiver Beobachter beschreiben und analysieren will, sondern sich selbst in das „Kreuz der Wirklichkeit" hineingestellt weiß. Sein Werk über die „Europäischen Revolutionen" verläßt die herkömmliche Geschichtsbetrachtung im Sinne einzelner Staaten- oder Völkergeschichten und gibt eine Deutung der Völkerschicksale Europas, in der die Renovatia der Kirche durch Gregor VII. und Innozenz III., die Reformation, die „Glorious Revolution", die französische Revolution als *gemeinsames* Schicksal des Abendlandes auf einander bezogen sind und in der die Oktoberrevolution, die Revolution in Permanenz als ein zwar vom Westen ausgelöster, aber Europa nicht mehr geschichtlich zugehöriger Vorgang erscheint. Das „Alter der Kirche" ist kein theologisches oder kirchengeschichtliches Werk, sondern bezeugt das Selbstopfer der Kirche in der Erfüllung ihres zeitlichen Heilsauftrags. Im „Industrierecht" wird weder eine Dogmengeschichte noch eine Rechtssoziologie als solche geboten, sondern die Rechtswissenschaft der Gegenwart auf ihre Verantwortung vor den neuen Sachverhalten der Industriewirtschaft und des Arbeitsrechts verwiesen. Und schließlich ist die Sprachlehre Rosenstock-Huessys, wie Georg Müller in seiner Einführung zu dem vorliegenden Bande dartut, das genaue Gegenteil einer philologischen Bemühung.

Der Mann, der hier von dem Geheimnis der Universität redet, hat in der ganzen Breite seines Schaffens das gesicherte Gehäuse der *akademischen* Wissenschaft hinter sich gelassen. Er steht nicht „gegen" die Universität — so wenig er „gegen" die Kirche oder den Staat oder irgend eine andere der gesellschaftlichen Mächte steht, weil er in solcher Gegnerschaft doch wieder von eben diesem Gegner abhängig wäre. Er steht, wenn das Bild erlaubt ist, quer zu den traditionellen Institutionen. Nur deswegen kann er wirklich von dem *Geheimnis* der Universität reden. Denn ihr Geheimnis offenbart sie nicht dem Menschen, der in ihr befangen ist, dessen Wertmaßstäbe und Glaubensartikel von dem ancien regime der akademischen Welt bestimmt werden — für ihn muß die Universität das Gegenteil eines Geheimnisses sein. Den Bußruf an die heutige Universität, der in der Beschwörung ihres Geheimnisses erklingt, kann nur erheben, wer ihre Selbstgerechtigkeit (ihr „Griechentum", wie Rosenstock-Huessy sagt) durchschaut, aber zugleich an die Möglichkeit glaubt, daß sie sich der Zukunft öffnet.

Es sollte klar sein, daß es Rosenstock-Huessy nicht um eine Universitäts-

*) Vgl. unten S. 307—315. Wegen der genaueren bibliographischen Angaben über die im folgenden zitierten Werke wird auf dieses Schrifttumsverzeichnis verwiesen.

reform geht. Der Aufsatz, mit dem die vorliegende Sammlung eröffnet wird, behandelt zwar die Funktion und das innere Gefüge unserer wissenschaftlichen Hochschulen. Namentlich an der Gestalt des Privatdozenten, dessen Bedeutung hier in ein neues Licht gerückt wird, verdeutlicht Rosenstock-Huessy inwiefern die Universitäten durch eine Verkürzung der Generationenfolge die Zukunft vorwegzunehmen in der Lage sind. Ein Problem der Hochschulreform wird damit aber höchstens am Rande berührt. Die anderen Beiträge haben mit Fragen der institutionellen Ordnung der Universität nichts zu tun — und doch ist auch in ihnen von dem Geheimnis, von dem noch verborgenen Sinn die Rede, den eine nichtakademische Wissenschaft in der Gesellschaff der Gegenwart, der Zeit nach den beiden europäischen Kriegen haben muß. Der Zusammenhang zwischen Sprechen und Denken — die Bewältigung geschichtlicher Erfahrung durch Namengebung — die Heilkraft der Sprache: immer ist in den hier vereinigten Reden, Aufsätzen und Briefen *auch* die Universität angerufen. Das Generalthema bezeichnet die Universität als einen der Adressaten, weil lebendige Rede ohne ein Gegenüber nicht denkbar ist. Rosenstock-Huessy will die Universität zu dem „Wagnis der Sprache" ermutigen, um sie aus der Vereinsamung und der Zeitlosigkeit, aus der Vorstellung geistiger Souveränität zu befreien, die doch in Wahrheit das Signum ihrer Kraftlosigkeit ist.

Wie notwendig eine solche Ermächtigung übrigens ist, wird uns an der geistigen Verfassung bewußt, in der die wissenschaftlichen Hochschulen ihre Schüler entlassen. Wir denken hier nicht so sehr an das vielberufene Spezialistentum. Weit bedenklicher scheint uns der Pessimismus zu sein, der weithin gerade diejenigen Akademiker bedrückt, die mit vollem Ernst und hohen Anforderungen an sich selbst studiert haben. Wie sehr lähmt so viele von ihnen der Gedanke, unsere Zeit sei durch einen Abbau der überlieferten geistigen Ordnungen, einen Verfall des Glaubenslebens, eine Schrumpfung des Geschichts- und Kulturbewußtseins, kurz durch die Merkmale eines allgemeinen Niedergangs gekennzeichnet. Einer solchen Mattigkeit hilft kein „studium universale" und keine politische Wissenschaft auf. Hier bedarf es einer Lehre, in der die ungeheueren, die Fassungskraft einer einzelnen Menschenseele weit überfordernden Erfahrungen aus zwei fürchterlichen Kriegen und aus der Bedrohung unseres Geschlechts durch die Sprachlosigkeit geistig bewältigt und an die kommende Generation weitergegeben werden.

Wird das Geheimnis der Universität sich in ihrer Fähigkeit zu solchem Dienst enthüllen? Wer diese Frage ernsthaft aufwerfen, unseren Hochschulen derartige Forderungen stellen will, muß selber sein Leben außerhalb des akademischen Bereichs gegründet haben. Aga Khan wurde, wie bekannt, von den Gläubigen an den Jubiläumstagen mit Edelmetallen aufgewogen. In der Gesellschaft der Gegenwart, in der es keine vorgegebenen Autoritäten mehr gibt, kann das Werk eines Mannes auf der Wagschale der Glaubwürdigkeit

nur soviel Gewicht haben wie das Lebenswagnis, das er eingesetzt hat. Möge der Leser an den folgenden biographischen Daten selbst das Gewicht ermessen, das dem Werk Eugen Rosenstock-Huessy zukommt.

II.

Rosenstock-Huessy hat vor kurzem, am 6. 7. 1958, sein 70. Lebensjahr vollendet. Die Zeitspanne der sieben Jahrzehnte seines bisherigen Lebensgangs reicht zurück in die Blüte des Bismarckreiches, den beginnenden inneren Verfall der Donaumonachie, die Nachwirkungen des Sozialistengesetzes und des Kulturkampfes, sie schließt den ersten Weltkrieg und das breite Ausströmen der „sozialen Bewegung", ferner die Inflation und die Jahre der wirtschaftlichen Restauration sowie die trügerischen Erwartungen der Brüning-Zeit ein, sie trägt das Brandmal der schrecklichen Jahre von 1933—1945 und der ins Maßlose vergröberten Wiederholung des ersten durch den zweiten Weltkrieg, und sie läuft aus in die vielfältigen ungelösten Spannungen der Gegenwart. Die Ereignisse und Umwälzungen dieser Zeit hat Rosenstock-Huessy kämpfend oder leidend miterfahren. Der Sohn eines Berliner Bankiers hatte während seiner Schüler- und Studentenjahre noch die bunte, äußerlich intakte „bürgerliche" Welt von vor 1914 genossen. 1912 habilitierte er sich, eben 24 Jahre alt, mit seinem Buch „Königshaus und Stämme", einer verfassungsgeschichtlichen Untersuchung, an der Juristischen Fakultät in Leipzig. Im Jahre des Kriegsausbruchs heiratete er die Schweizerin Margret Huessy, deren Mädchenname fortan als Bekundung des Bündnisses in seinem Namen erscheint. Am 1. Weltkrieg nahm er als Frontoffizier teil. Diese Bewährung als Soldat gehört in mehr als einer Hinsicht zu seinem Leben; er vollzog in diesen Jahren an sich selbst, was er die Bewältigung der Erfahrungen nennt. Die Kriegsjahre sind ein Siegel seiner Zeitgenossenschaft. Wenn er etwa über die Bedeutung des Heeres für die Verfassung des Frankenreiches oder über die „Hochzeit des Kriegs und der Revolution" oder über „Arbeitsdienst — Heeresdienst" schreibt, so ist darin das Erlebnis der zerstörerischen Gewalt, aber auch der die Zukunft enthüllenden Macht des Krieges eingegangen; in zahlreichen anderen Veröffentlichungen wiederum wirkt das Leiden um die im Weltkriege offenbar gewordene nationalistische Geistesverwirrung der Völker Europas nach. 1916 erhob der Frontoffizier in einer nicht veröffentlichten Denkschrift die Forderung nach einem Mannschaftshause für die Unterweisung der Soldaten während der Ruhezeiten hinter den Linien; die Durchsetzung des Planes gelang. Hier finden sich bereits die Grundgedanken dessen, was in den folgenden Friedensjahren unter seiner führenden Mitwirkung als „Erwachsenenbildung" geleistet wurde: eine Lehre, die ihren Stoff den Erfahrungen der zu Lehrenden selbst entnimmt. So bringt er noch während des Krieges seine soldatischen Erlebnisse in ein Werk des Friedens ein.

1919 sah Rosenstock-Huessy sich vor eine Wahl gestellt, wie sie außer ihm

wohl kein anderer Kriegsteilnehmer zu treffen hatte. Innenminister Breitscheid wünschte ihn als Staatssekretär für die Ausarbeitung der Verfassung zu gewinnen; Karl Muth bot ihm an, Mitherausgeber des Hochland zu werden; die Leipziger Fakultät drängte ihn zur Rückkehr in die Hochschullehrerlaufbahn. Wie nahe hätte es gelegen, nach viereinhalb Jahren Frontdienst die aussichtsreiche und ungefährdete akademische Karriere zu wählen, in der ihm überdies die politische Bindung an die SPD oder eine konfessionelle Festlegung erspart blieben!

Statt einer dieser Verlockungen zu folgen, entschied er sich für einen Lebensbereich, der damals noch weit mehr als heute unerschlossen war: für die Welt des Industriearbeiters. Er ging als Leiter der Werkszeitung zu Daimler-Benz nach Stuttgart. Wenn es gelingen sollte, die Industriearbeit als wahrhaft menschliche Daseinsweise zu gestalten, so bedurfte es dazu nach Rosenstock-Huessys Überzeugung eines Liebesdienstes. Arbeit macht den Menschen mündig, läßt ihn aber im Industriebetrieb nicht voll erwachsen werden, weil sie seine Kräfte zur Verantwortung weithin brach legt. Im unmittelbaren Umgang mit Arbeitern allein konnten die Erkenntnisse gewonnen werden, die das künftige Recht der Arbeit begründen. Die Daimler-Werkzeitung, die leider antiquarisch kaum noch zu haben ist, enthält eine Reihe von Beiträgen aus Rosenstock-Huessys Feder, die in wundervoller sprachlicher Dichte von seiner Fähigkeit zeugen, die Arbeitsvorgänge selbst gewissermaßen zum Reden zu bringen und aus ihrer Stummheit, ihrer Menschenferne zu erlösen. Auch die „Werkstattaussiedlung", sein wichtigstes sozialpolitisches Buch, ist eine Frucht jener Jahre. Die spürbare Verbundenheit mit den Menschen, für die der Verfasser denkt und spricht, verleiht dem Buch in gleicher Weise seinen Rang wie der bis heute nicht genügend verwertete Grundgedanke, daß in der industriellen Arbeitsordnung für die Entfaltung der Verantwortungsbereitschaft der Menschen Raum geschaffen werden müsse.

Auf den Dienst an den Fronten des Krieges und der Industriearbeit folgte von 1923 an ein Jahrzehnt der Tätigkeit als Ordinarius für Deutsche Rechtsgeschichte, bürgerliches, Handels- und Arbeitsrecht an der Universität Breslau. Der Übergang zur Universität war durch die Not der Inflation erzwungen. Aber es hat auch seinen inneren Sinn, daß Rosenstock-Huessy, gerade weil er der Universität mit so viel Reserve gegenüberstand, ihr den Tribut seiner Mitarbeit gezollt hat. Es waren ungemein fruchtbare Jahre. In diese Zeit fielen jene großen Veröffentlichungen, in denen er seine Gesellschaftslehre in ihrer ersten Fassung formuliert, seine Auseinandersetzung mit der Rechtswissenschaft vollzogen, seine Arbeiten über Heilsauftrag, Leistung und Selbstopfer der Kirche zusammengefaßt und sein europäisches Geschichtswerk vorgelegt hat. Überdies entfaltete er in jenen Jahren eine in ihrer Art unvergleichliche Wirksamkeit außerhalb der Universität. Namentlich seine schlechthin entscheidende Teilnahme an den Löwenberger Arbeitslagern für Arbeiter, Bauern und

Studenten (1928—30) gehört zu den Leistungen, die Rosenstock-Huessy selbst zu den wichtigsten während seiner schlesischen Jahre zählt. Wiederum war es das Wagnis, was ihn herausforderte. Wiederum gab er sich selbst. Er schob nicht irgendwelche wissenschaftlichen Anliegen zwischen sich und die jungen Männer, die aus allen Teilen Schlesiens auf den Arbeitslagern zusammentrafen. Er nahm sie ernst als Glieder ihrer Volksschichten, als Anhänger bestimmter politischer Ideologien, als Angehörige ihrer Altersklasse, und so war wesentlich ihm die erstaunliche Tatsache zu verdanken, daß die Lager nicht an der Vielfalt innerer Spannungen zerbrachen, sondern Vorbilder großer volksbildnerischer Wirkungsmöglichkeiten wurden. Die innenpolitische Entwicklung vernichtete diese Ansätze.

Mit der Vertreibung aus Deutschland im Jahre 1933 ging für Rosenstock-Huessy mehr verloren als Heimat und Lehrstuhl. Der härteste Verlust liegt für einen Menschen wie ihn nicht darin, nichts mehr zu haben, sondern darin, nichts mehr geben zu dürfen. Er war seiner Wirkungsfelder beraubt und mußte, ganz auf sich verwiesen, in den USA von vorn beginnen. Nach vorübergehender Lehrtätigkeit an der Harvard University siedelte er an das altangesehene Dartmouth College in Hanover über und erwarb in Four Wells in dem benachbarten Staat Vermont eine kleine Farm. Er wurde Bürger der Vereinigten Staaten und schlug trotz der dem gebürtigen Großstädter ungewohnten Lebensumstände in der neuen Welt Wurzel. 1940 zog Präsident Roosevelt ihn für die Ausbildung von Führungskräften des Civil Conservation Corps heran — eine Aufgabe, die in mancher Hinsicht unter entgegengesetzten Bedingungen wie die Löwenberger Lager stand. Zwar ging es auch 1940, in dem Lager „William James", darum, in gemeinsamer Verfolgung praktischer gemeinnütziger Arbeitszwecke die Lebensgesetze einer freien Gesellschaft außerhalb der Ringmauern überlieferter Ordnungen zu erproben. Während aber die schlesischen Arbeitslager verhärtete ideologische Fronten zwischen den Gliedern eines längst seßhaften Volkes aufzubrechen hatten, erwuchs dem amerikanischen Lager die Aufgabe, zwischen großenteils unstet lebenden Teilnehmern erst die Elemente eines Daseins in Gemeinschaft miteinander zu schaffen.

Auch die Werke aus den Jahren nach 1933 spiegeln den Zusammenhang zwischen Leben und Schaffen Rosenstock-Huessy. Die Berührung mit der so wesentlich anderen Sozialverfassung in den USA erweiterte seine Gesellschaftslehre, erneuerte sein Bemühen, „einem neuen Sonntag der Gesellschaft den Weg zu ebnen." Er dachte nicht rückwärts, sondern in „Des Christen Zukunft" hinein. Der stärkste Beweis für seine Kraft des Neubeginns ist wohl sein Sprachdenken, das nunmehr in den Mittelpunkt tritt. Ehrfurcht und Gehorsam vor Sprache und Namen bezeugen gewiß in reichem Maße auch die früheren Arbeiten. Und doch spürt jeder, der etwa die früheren Fassungen der „Soziologie" und der „Europäischen Revolutionen" mit den neuen Ausgaben ver-

gleicht, wer „Heilkraft und Wahrheit" und den „Atem des Geistes" liest, daß die Sprache für den Verfasser nunmehr eine vertiefte Bedeutung erhalten hat. Kann es uns verwundern? In der ihm von Hause fremden Sprachwelt wandte er sich nicht etwa einer romantischen Verherrlichung der „Muttersprache" zu. Aber es wurde ihm gerade in dieser Lage lebensnotwendig, in den geteilten Zungen der Völker die *eine* Sprache des Menschengeschlechts zu begreifen, die Bewegungen des Sprechens und Hörens als die Grundbewegungen unserer gesellschaftlichen Beziehungen zu erkennen.

1950 betrat Rosenstock-Huessy zum erstenmal wieder deutschen Boden — das Land, in dem seine Mutter inzwischen ein Opfer des Rassenwahns geworden war. Es war keine Heimkehr. Wie hätte dies auch sein können, da doch das Ehepaar die neue Heimat in Four Wells wahrlich nicht aufgeben und noch einmal von neuem beginnen konnte! So haben wir ihn bisher immer nur zu vorübergehenden Wirksamkeiten als Gastprofessor an verschiedenen Universitäten, auf Tagungen Evangelischer Akademien und auf manchen anderen Veranstaltungen unter uns gesehen. Der Reichtum an Gedanken und Anstößen, den er in Vorlesungen und Diskussionen verströmt, ist ohne Beispiel. Die in diesem Bande vereinigten Arbeiten, die zum großen Teil aus solchen Anlässen entstanden sind, geben nur einen matten Abglanz dessen, was das lebendige Wort des sprachgewaltigen Mannes zu wirken vermag. Die Ev.-Theologische Fakultät von Münster, an der Rosenstock-Huessy zwei Sommersemester hintereinander Gastvorlesungen gehalten hat, verlieh ihm aus Anlaß seines 70. Geburtstages die Würde eines Ehrendoktors der Theologie, gewiß ein schöner Akt freundschaftlicher Bindung. Auf die Dauer aber muß dieses zerstückte Wirken die Kräfte selbst eines Rosenstock-Huessy zerreiben. Wenn wir ihn nicht ganz verlieren wollen, muß etwas geschehen. Wir dürfen ihn nicht mehr voll für uns beanspruchen wollen. Aber wir sollten eine gesicherte Form, eine feste Lehrstätte für ihn schaffen, welche ihm die Existenz im neuen und zugleich im alten Erdteil ermöglicht.

III.

„No man is an island-alone in itself" (John Donne). Man kann nicht das Leben eines Mannes beschreiben, ohne von den Freunden zu sprechen, die ihm geholfen haben, zu werden, was er ist, und ohne zu sagen, aus welcher Quelle seine geistig-seelischen Kräfte fließen. Bei Rosenstock-Huessy ist ein solches Innenbild seiner Biographie besonders vonnöten; denn gesetzt den Fall, er stünde ganz allein, seine Stimme wäre die eines einsamen Predigers, so wären Zweifel an der Glaubwürdigkeit seines Werkes am Platz. Wie könnte ein Mensch in *Monologen* glaubwürdig von der Geschichte, der Gesellschaft, der Sprache lehren? Das Geheimnis der Universität enthüllen kann nur ein Mensch, der das Du und das Wir in seiner ganzen Fülle erfahren hat und lebt. Rosenstock-Huessy ist reich an Freundschaften — sofern dieses abgegriffene Wort

überhaupt die Vielfalt der Begegnungen zu bezeichnen vermag, in denen sein liebeskräftiges Wesen sich auslebt.

An erster Stelle ist seiner Verbindung mit dem um einige Jahre älteren Franz Rosenzweig zu gedenken. Was die beiden einander gewesen sind, kann der Außenstehende aus dem 1935 veröffentlichten Briefwechsel wenigstens erahnen. Franz Rosenzweig hätte sein Hauptwerk „Der Stern der Erlösung" ohne die jahrzehntelange Freundschaft mit dem Christen Eugen Rosenstock-Huessy niemals schreiben können. Und dieser wiederum bezeugt noch in der neuen Ausgabe seiner „Europäischen Revolutionen" mit dem folgenden Zitat aus einem Briefe Rosenzweigs, wie viel er dem dialogischen Denken des Freundes verdankt: „Es gibt im Leben alles Lebendigen Augenblicke oder vielleicht nur einen Augenblick, wo es die Wahrheit spricht. Man braucht also vielleicht überhaupt nichts über das Lebendige zu sagen, sondern man muß nur den Augenblick abpassen, wo es sich selber ausspricht. Den Dialog aus diesen Monologen halte ich für die ganze Wahrheit." Diese Sätze liefern den Schlüssel für wesentliche Seiten der Geschichts- und Sprachlehre Rosenstock-Huessys.

Eine Begegnung von vergleichbarer Tiefe, aber weitaus stärkerer öffentlicher Wirkung widerfuhr ihm in der Gestalt des Priesters und Dichters Joseph Wittig. Dessen Buch „Das Leben Jesu in Palästina, Schlesien und anderswo", das nunmehr, wenn auch verkürzt, glücklicherweise wieder zugänglich ist, gab zusammen mit anderen seiner Schriften den Anlaß zu jenem Konflikt mit der römischen Kurie, der von der Mitte der zwanziger Jahre an das geistige Leben in Deutschland schwer erschütterte. Wittig wurde indiziert und bald darauf exkommuniziert. Der damit einsetzende Vernichtungskampf gegen Wittig schleuderte auch seinen Freund Rosenstock-Huessy in die Auseinandersetzung mit der „Religio depopulata" der alternden Kirche. Von den persönlichen Bedrohungen, denen auch er ausgesetzt war, ist hier nicht zu berichten. Viel schwerer wog das Mit-Leiden mit dem Schicksal Wittigs, das aus der Kampfgenossenschaft mit dem Freunde erwuchs und das genauso tief war wie die Verbundenheit mit ihm im Geistigen: Wittigs Vergegenwärtigung des Heilsgeschehens, seine Verkündigung der wahren Realpräsenz Christi in der zum Glauben erlösten Gemeinde traf als priesterliches Wort genau das, was Rosenstock-Huessys Anliegen in seiner „Soziologie" war und ist.

Gleichfalls in die Breslauer Zeit fällt die Verbindung Rosenstock-Huessys mit einem Kreise jüngerer Männer, die mit ihm gemeinsam die Arbeitslager trugen. Es war ein echtes Meister-Schüler-Verhältnis, wie er es auch später, namentlich in den Vereinigten Staaten, wiederholt begründet hat. Gewiß haben die meisten der Partner solcher Beziehungen daraus auch entscheidende Antriebe für ihre wissenschaftliche Entwicklung empfangen. Aber derartige Befruchtungen waren doch nur Folgen einer Verbundenheit, die weit umfassender war als üblicherweise die Beziehung zwischen einem Professor und seinen Schülern.

Will man von einer „Rosenstock-Schule" sprechen — das selbstverständliche Zusammengehörigkeitsgefühl aller derer, die das Glück gehabt haben, mit diesem wahrhaften Lehrer in engere Berührung zu kommen, würde das rechtfertigen —, so darf man doch nicht vergessen, daß die Gründung einer *Gelehrten*-Schule nie in der Absicht Rosenstock-Huessys liegen konnte. Tatsächlich haben nur verhältnismäßig wenige seiner Schüler die wissenschaftliche Laufbahn eingeschlagen. Carl Dietrich von Trotha, Horst von Einsiedel, Helmut James Graf von Moltke nennt er selbst im Vorwort seiner „Soziologie" als die Freunde seit den schlesischen Arbeitslagern; sie haben jeder auf seine Art außerhalb der Universität unter Einsatz ihres Lebens das weitergetragen, was das gemeinschaftliche Wirken mit ihm in ihnen geweckt hatte.

Noch manche anderen Namen wären zu nennen, wollte man ein vollständiges Zeugnis der bindenden Kraft und der Treue Rosenstock-Huessys geben. Hans Ehrenberg, Ernst Michel, Karl Muth, J. H. Oldham*), Ambrose Vernou, Georg Müller, Franz Schürholz erscheinen in seinen Schriften als Weg- und Kampfgefährten in den verschiedenen Epochen seines Lebens und vereinigen sich zu einem vielstimmigen Chor mit anderen hier ungenannt bleibenden.

Vielstimmig ist der Chor, an Leiden reich sind die Lebenswege seiner Freunde — und Abbild des Lebens und des Schaffens von Rosenstock-Huessy selbst. Wir dürfen uns nicht vermessen, die Einheit in der Mannigfaltigkeit der Aufgaben und Themen, denen er seine ungewöhnlichen Energien zugewendet hat, mit einer blassen Formel umschreiben zu wollen. Wer eines Menschen Werk auf *ein* Prinzip, *einen* Gedanken, *ein* bestimmtes Ziel zusammenzupressen versucht, erwürgt ihn. Aber ganz etwas anderes als solche tödliche Abstraktion ist es, wenn wir zu sagen versuchen, woher Rosenstock-Huessy die Einsichten zuströmen, von denen dieser Band eine Auswahl bietet, woher ihm die Kraft steter Erneuerung, die Fähigkeit der Treue zu den Seinen geschenkt wird. Es ist das in Christus Fleisch gewordene Wort Gottes.

*) Dr. Oldham, ein Vorkämpfer der Ökumene in Groß-Britannien, hat zu der Schrift „Des Christen Zukunft" eine treffliche Würdigung Rosenstock-Hüssys beigesteuert.

Verzeichnis der Schriften Eugen Rosenstock-Huessys

zusammengestellt von
Edward F. Little, Claremont, California; B. E. Bergesen, Princeton, New Jersey; C. Russell Keep, Jr., New York; Matthias Rang, Bad Godesberg.

1910 — 1914

Herzogsgewalt und Friedensschutz. Deutsche Provinzialversammlungen des 9. bis 12. Jahrhunderts. Otto Gierkes Untersuchungen zur Rechtsgeschichte. Band 104. Breslau: M. & H. Marcus, 1910. 206 S.

Ostfalens Rechtsliteratur unter Fricdrich II. Weimar: H. Böhlau's Nf., 1912. 147 S.

„Die Zuverlässigkeit der ‚Lebensnachrichten über B. G. Niebuhr'", *Historische Zeitschrift*, 110. B. (1912), S. 566—573.

„Zur Ausbildung des mittelalterlichen Festkalenders", *Archiv für Kulturgeschichte*, 10. B. (1912), S. 278—282.

„Würzburg, das erste geistliche Herzogtum in Deutschland", *Historische Vierteljahresschrift*, 1913. S. 68—77.

„Neue Literatur über die deutschen Königswahlen", *Zeitschrift der Savignystiftung für Rechtsgeschichte*, 34. B. (1913), S. 487—541.

„Principium Doctoris" in: *Festgabe für Rudolph Sohm*, München, Duncker & Humblot, 1914, S. 427 f.

Anzeige von Edwin Mayer-Hombergs „Fränkische Volksrechte im Mittelalter", *Historische Zeitschrift*, Jg. 1914, S. 340—345.

Königshaus und Stämme in Deutschland zwischen 911 und 1250. Leipzig: F. Meiner Verlag, 1914, 416 S.

1915 — 1918

„Die Verfassung Giolitti", *Die Hilfe*, 1915, S. 448.

„Heiliges Römisches Reich Deutscher Nation", *Die Hilfe*, 1915, S. 622—773.

„Die Verdeutschung des Sachsenspiegels", *Zeitschrift der Savignystiftung für Rechtsgeschichte*, Germanistische Abtlg., 37. B. (1916), S. 498—504.

„Wer kann heute das Deutsche Reich regieren?", *Das Neue Deutschland*, 1917.

„Der Grund der inneren Krise", *Das Neue Deutschland*, 6. Jg., Nov. 1917.

„Ist der Bundesrat Rat oder Regierung?", *Die Hilfe*, 1917, S. 735.

„Die Größe unseres Unglücks", *Waldecker Zeitung*, 15. Okt. 1918.

„Siegfrieds Tod", *Hochland*, 16. Jg., Nov. 1918.

„Der Kreuzzug des Sternenbanners", *Hochland*, 16. Jg., Nov. 1918, S. 113—122.

„Volksstaat und Reich Gottes", *Hochland*, 16. Jg., Dez. 1918, S. 229—239.

1919

Der ewige Prozeß des Rechts gegen den Staat", *Zeitschrift für Rechtsphilosophie in Lehre und Praxis*, 2. Jg., 1919, S. 219—241.

„Der Selbstmord Europas", *Hochland*, 16. Jg., 1919, S. 529—553.

„Psychotechnik", *Hochland*, 17. Jg., I. B. (1919), S. 510—526.

Europa und die Christenheit. München: J. Kösel, 1919, 31 S.

Der ewige Prozeß des Rechts gegen den Staat. Leipzig: F. Meiner, 1919, 23 S.

1920

Artikel „Abschlag" und „Abschlagen": *Deutsches Rechtswörterbuch* hrg. von Frh. v. Künßberg Band 1.

Die Hochzeit des Krieges und der Revolution. Würzburg: Patmos-Verlag, 1920, 306 S.

„Der Neubau der deutschen Rechtsgeschichte", *Die Arbeitsgemeinschaft*", 1. Jg. (1920), S. 132—140 und 172—181.

1921

Osteuropa und wir. Das Problem Rußland. (Mit Eberhard Sauer und Hans Ehrenberg.) Schlüchtern: Neuwerkverlag, 1921, 99 S.

„Unterrichtsmethode der Akademie der Arbeit in Frankfurt a. M.", *Zentralblatt der christlichen Gewerkschaften,* 21. Jg. (1921), S. 244, und *G. D. A.,* Zeitung des Gewerkschaftsbundes der Angestellten, 21. Jg. (1921).

„Volksbildungstag in Braunau am Inn 1920", *Donauland,* 4. Jg., 2. B. (1921), S. 237 bis 240, und *Hochland,* 18. Jg. (1921).

„Akademie der Arbeit in der Universität Frankfurt a. M.", *Freiheit,* Nov. 1921; ebenfalls in: *Die Arbeitsgemeinschaft,* B. III (1922), S. 147—152, und *Grundstein,* 34. Jg., 1923.

„Arbeitsrecht und Arbeiterbildung", *Frankfurter Zeitung,* 31. Okt. 1921.

Zwölf Bücher. Verlag der Arbeitsgemeinschaft. 1921, S. 43—45.

Daimler Werkzeitung, Stuttgart-Untertürkheim, 1919—1921, 2 Bde., Mitherausgeber. Artikel von Rosenstock-Huessy: I, 2 „Der Gang des Arbeitstages"; II, 2/4 „Die Leistung der Psychotechnik"; „Fehlerquellen der praktischen Prüfung"; „Sohn und Vater bei der Berufswahl. Aus Briefen Anselms von Feuerbach des Älteren"; II, 5/6 „Die Einschaltung der Wissenschaft ins Leben"; „Die Arbeitsgemeinschaft der Astronomen"; „Jeder sein eigener Astronom"; „Notizen über Einstein"; „Arbeitsgemeinschaft"; 8 „Der Stein der Weisen. Ein altes Gespräch".

Eine Reihe weiterer Artikel von Rosenstock-Huessy sind teilweise unter Pseudonymen oder anonym veröffentlicht; bei den folgenden Beiträgen steht die Autorschaft R.-H.s fest:

„Deutschland und Italien", B. I.

Einführungen zu „Des Kaufmanns Sorgen" und „Ein Kulturbild aus Norddeutschland", II, 1.

„Gesunde oder zweckmäßige Arbeitshaltung", II, 1 unter dem Pseudonym F. Wurzmann.

1922.

Werkstattaussiedlung. Untersuchungen über den Lebensraum des Industriearbeiters in Verbindung mit Martin Grünberg und Eugen May. Berlin: J. Springer 1922, 286 S.

„Kastengeist und Mandarinentum", *Beamtenjahrbuch,* April 1922, S. 166—168.

„Die philosophischen Grundlagen des Arbeitsrechts", *Juristische Wochenschrift,* 51. Jg. (1922), S. 560.

„Das Dreigestirn der Bildung", *Die Arbeitsgemeinschaft,* B. II (1922), S. 177—199.

„Akademie der Arbeit in der Universität Frankfurt a. M.", *Die Arbeitsgemeinschaft,* B. III (1922), S. 147—152.

„Die Ausbildung des Volksbildners", *Die Arbeitsgemeinschaft,* B. III (1922), S. 73—90.

„Laienbildung oder Volksbildung?" *Volksbildungsarchiv,* 8. Jg. (1922), S. 381—388.

„Paracelsus in Basel". *Neuwerk,* 4. Jg. (1922) S. 379—394.

1923

Paracelsus (1493—1541). Fünf Bücher über die unsichtbaren Krankheiten, eingeleitet und herausgegeben mit Dr. Richard Koch, Stuttgart: Fr. Fromanns Verlag, 1923, 116 S.

Zerfall und Ordnung des Industrievolks. Frankfurt a. M.: Carolus-Druckerei, 1923. 2. erweiterte Auflage 1924, 54 S.

„Das Wesen des Faszismus", *Hochland,* 20. Jg., B. II (1923), S. 225—234.

„Die Welt vor dem Blick der Kirche", *Die Tat*, 15. Jg. (1923), S. 8—20; ebenfalls in *Kirche und Wirklichkeit* (hrsg. von Ernst Michel), 1923.

„Akademie der Arbeit in der Universität Frankfurt a. M.", *Grundstein*, 34. Jg. (1923), S. 288.

„Das Herz der Welt", *Kirche und Wirklichkeit* (hrsg, von Ernst Michel), 1923.

1924

Abbau der politischen Lüge, Frankfurt a. M.: Carolus-Druckerei, 1924, 81 S. 2. Aufl. von *Industrievolk* 1923.

Angewandte Seelenkunde; eine programmatische Übersetzung. Bücher der deutschen Wirklichkeit, hrsg. von Wilhelm Henrich. Darmstadt: Roether-Verlag, 1924, 80. S.

„Not und Wende in der Arbeiterbewegung", *Neuwerk*, 4. Jg. (1924), S. 437—443.

„Sozialpolitik und Arbeitsrecht", *Arbeitskunde*, 1924. S. 64—68.

„Unternehmer und Volksordnung", *Der Neue Merkur*, 7. Jg. (1924), S. 997—1004.

„Betriebsverfassung des Hochkapitalismus", *Frankfurter Zeitung*, 68. Jg. (1924).

1925

Protestantismus und Volksbildung. Berlin: Eckart-Verlag, 1925, 24 S.; ebenfalls als Teil von „Das Alter der Kirche", 1927.

Soziologie I. Die Kräfte der Gemeinschaft. Berlin und Leipzig: W. de Gruyter & Co., 1925; 2. Aufl. 1956.

„Hegel und unser Geschlecht", *Der Neue Merkur*, 8. Jg., Dez. 1924.

„Andragogik", *Archiv für Erwachsenbildung*, 1. Jg. (1925), S. 248—276.

„Arbeitspolitik und Arbeitsrecht", *Arbeitskunde*, 1925, S. 64—68.

„Das Versiegen der Wissenschaft und der Ursprung der Sprache", *Der Neue Merkur*, 8. Jg., Juli 1925, S. 814—837.

„Werkstatthygiene", *Die Räder*, 6. Jg. (1925), S. 139.

„Werkstattkommandite", *Reichsarbeitsblatt*, 5. Jg. (1925), S. 615.

„Die seelischen Wirkungen der modernen Arbeitsteilung", in: *Berufsschule und Leben.* Frankfurt, 1925.

1926

Im Kampf um die Erwachsenenbildung (1912—1926). Mit Werner Picht. Leipzig: Quelle & Meyer, 1926, 240 S.

Lebensarbeit in der Industrie und Aufgaben einer europäischen Arbeitsfront. Berlin: J. Springer, 1926, 88 S.

Vom Industrierecht. Rechtssystematische Fragen (als Festgabe für Xaver Gretener). Berlin: H. Sack, 1926, 183 S.

Religio Depopulata. Berlin: L. Schneider, 1926, 44 S. Auch: „Das Alter der Kirche", III.

„Macht und Schranken der Industrialisierung des Reichs", *Arbeitgeber*, 16. Jg. (1926), S. 129—134, ebenfalls in: *Hessische Hochschulzeitung*, 1926.

„Der Begriff des Lebensraumes und die Methode der Soziologie", *Die Schildgenossen*, 6. Jg. (1926), S. 233—246.

„Lehrer oder Führer? Zur Polychronie des Menschen", *Die Kreatur*, 1. Jg., H. 1 (1926), S. 52—58.

„Protestantismus und Volksbildung", *Neuwerk*, 7. Jg. (1926), S. 482.

„Geistige Bewegungen der Gegenwart", *Neuwerk*, 8. Jg. (1926), S. 197—205.

1927

„Augustinus und Thomas in ihrer Bedeutung für das Denken unserer Zeit", *Una Sancta*, 3. Jg. (1927), S. 14—22.

„Gesetz oder Sakrament. Zur Ehediskussion", *Der getreue Eckehart,* Jg. 1927, S. 249.

„Vom Neuland zwischen Pädagogik und Demagogik", *Der Kunstwart,* 44. Jg., März 1927.

„Die Polychronie des Volkes", *Die Kreatur* I., H. 4 (1927), S. 409—425.

„Kirche und Arbeit", *Die Kreatur* II. (1927), S. 158—180.

Besprechung von Alois Magers Buch über Alphons Maria Ratisbone, und von Berdjajew *Una Sancta,* III. (1927), S. 490—491.

„Die Wesenart des deutschen und des englischen Volkes, Gemeinsamkeiten und Gegensätze", mit G. Götsch und A. Macdonald in: *Der weiße Ritter,* VII. (1927), S. 136—151.

„Die geistige Struktur des deutschen Ostens", *Abendland,* III. (1927), S. 75—78.

„Universität und Technische Hochschule." *Breslauer Hochschul-Rundschau,* 18. Jg., H. 1 (1927).

„Religionsphilosophie der Gesellschaft", *Jahresbericht der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur,* 100. Jg. (1927), S. 106.

1928

Die ungeschriebene Verfassung. Rede vom 11. 8. 1928 vor den Behörden. Breslau: Breslauer Akademischer Verlag, 13. S.

Unser Volksname Deutsch und die Aufhebung des Herzogtums Bayern. Breslau: Korn, 1928. *Mitteilungen der schlesischen Gesellschaft für Volkskunde,* S. 1—60.

Leben und Arbeit. Eine Aussprache zwischen evangelischen Männern und Frauen auf dem 25. kirchlichen sozialen Kongreß in Düsseldorf 1927. Leipzig: A. Deichert, 1928, 48 S.

„Volksbildung in der Universität", *Blätter der Volkshochschule,* Breslau, 8. Jg. (1928); ebenfalls in: *Rhein-Mainische Volkszeitung* vom 13. 8. 1929.

„Leben und Arbeit", *Zeitwende,* IV. (1928), S. 341—353.

„Arbeitslager für Jungarbeiter, Jungbauern und Jungakademiker in Loewenberg vom 14.—31. III. 1928; *Freie Volksbildung,* III. (1928), S. 217— 224.

„Der Name Deutsch und Völkisch", *Die Schildgenossen,* VIII. (1928), S. 536—543.

„Symbol und Sitte als Lebensmacht", *Evangelische Pädagogik,* III. (1928), S. 145—155.

„Hochschule und Arbeitslager", *Mitteilungen des Verbandes deutscher Hochschulen,* VIII. (1928), S. 101—105.

„The Impoverishment of the Type", *Britain & Germany* edited by Rolf Gardiner and H. Rocholl, London, William & Norgate Ltd., 1928, 111—120. Ursprünglich veröffentlicht in Deutsch als *„Ein Neuer Weg"*, Potsdam, L. Voggenreiter, 1927.

Das Alter der Kirche, Kapitel und Akten. (Mit Joseph Wittig.). Berlin: L. Schneider, 1927—1928, 3 Bde. 977 + 227 S.

„Ein Wort von Augustin und eins von Goethe. Aus unbekannten Schriften". In: *Festgabe zum 50. Geburtstag für Martin Buber.* Berlin: 1928, S. 53—57.

1929

Die Schranke des Sozialpolitikers. München: C. H. Beck, 1929.

Politische Reden. Vierklang aus Volk, Gesellschaft, Staat und Kirche. Berlin: L. Schneider, 1929, 55 S.

„Unser Volksname Deutsch und die Aufhebung des Herzogtums Bayern", *Mitteilungen der schlesischen Gesellschaft für Volkskunde,* 29. Bd. (1929), S. 1—60.

„Dienstpflicht?", *Deutsche Rundschau,* 55. Jg., Apr. 1929, S. 1—15.

„Erwachsenenbildung und schlesische Arbeitslager", *Schlesische Monatshefte,* II. (1929), S. 112—123.

„Jugend und Alter in der modernen Gesellschaft", *Kölner Blätter für Berufserziehung,* Jg. 1929, S. 147—161.

„Kirche und Beruf", *Soziale Praxis*, 38. Jg. (1929), S. 468.

„Die Schranke des Sozialpolitikers", *Zeitwende*, V. (1929), S. 97—107.

„Vom Staat zum Stamm", *Kunstwart*, 42. Jg. (1929), S. 377—382.

„Symbol und Sitte als Lebensmächte", *Die Erziehung*, IV. (1929), S. 341—361.

„Die ungeschriebene Verfassung". Rede bei der Verfassungsfeier am 11. August 1928. *Akademische Rundschau*, I., Juli 1929, S. 3—4.

„Die Gefangenschaft des Volkes". *Die Kreatur*, III. (1929), S. 61—68.

„Die rückwärtsgelebte Zeit. Unsere Erfahrungen von 1918 bis 1928". *Die Kreatur*, III. (1929), S. 101—117.

„Der Sozialismus als Antithese", *Zeitwende*, V. (1929), S. 193—203.

„A maganjog nehany uj alapfogalmarol". *Kereskedelmi Jog*, Budapest, Dez. 1929 (Zeitung).

„Protestantismus und Seelenführung." In: *Protestantismus als Kritik und Gestaltung.* Hrsg. v. Paul Tillich. Darmstadt: O. Reichl, 1929, S. 219—260.

1930

Menschenmacht und Massenmacht. München: C. H. Beck, 1930.

Die Arbeitslager innerhalb der Erwachsenenbildung. Stuttgart: Verlag Silberburg, 1930, 20 S.

„Die Arbeitslager innerhalb der Erwachsenenbildung." *Jahrbuch der Erwachsenenbildung*, II. (1930), S. 28—47.

„Erwachsenenbildung und Betriebspolitik." *Sozialrechtliches Jahrbuch*, I. (1930), Seite 135—150.

„‚Reich', ‚Staat' und ‚Stadt' in Deutschland von 1230 bis 1235." *Mitteilungen des österreichischen Instituts für Geschichtsforschung*, 44. B. (1930), S. 401—416.

„Erwiderung." *Zeitschrift der Savignystiftung*, Jg. 1930, S. 659—668.

„Menschenmacht und Massenmacht." *Zeitwende*, Januar 1930, S. 77—81.

„Die Kirche am Ende der Welt" und „Die Kirche und die Völker". In: *Credo Ecclesiam.* Festgabe zum 70. Geburtstage des Generalsuperintendenten der evangelischen Kirche in Westfalen D. Wilhelm Zöllner. Im Auftrag des Kampfbundes christlicher Arbeiter und in Verbindung mit Johannes Müller-Schwefe hrsg. von Hans Ehrenberg. Gütersloh: C. Bertelsmann 1930. 415 S.

1931

Das Arbeitslager. Berichte aus Schlesien von Arbeitern, Bauern, Studenten. Hrsg. mit Carl Dietrich von Trotha. Jena: E. Diederichs 1931. 159 S.

Die Europäischen Revolutionen. Volkscharaktere und Staatenbildung. Jena: E. Diederichs 1931. 554 S. (2. Ausgabe 1951).

Revolution als politischer Begriff in der Neuzeit. Sonderabdruck aus der Festgabe der Rechts- und Staatswissenschaftlichen Fakultät in Breslau für Paul Heilborn zum 70. Geburtstag. Breslau: M. & H. Marcus, 1931. 44 S.

„Sklaverei oder Regeneration? Gedanken zur Gefährdung des Arbeitsdienstes." *Hannoversche Landeszeitung*, 22. 6. 1931.

„Heinrich Steffens." *Schlesier.* Jg. 1931, S. 264—280.

„Über einige neue Grundbegriffe des Privatrechts." *Beiträge zum Wirtschaftsrecht*, Bd. I (1931), S. 213—228. (Festschrift Ernst Heymann).

1932/1933

Kriegsheer und Rechtsgemeinschaft. Rede, gehalten zur Verfassungsfeier der Friedrich-Wilhelms-Universität und der Technischen Hochschule am 23. Juli 1932. Breslau: Trewendt & Granier, 1932. 32 S.

Arbeitsdienst — Heeresdienst? Die Aufrichtung der wirtschaftlichen Kommandogewalt im Reich, Jena, E. Diederichs, 1932, 80 pp.

Sozialer Dienst der Universität und ihrer Studenten. Paris Société pour la coopération intellectuelle, 1932, 3 S.

„Judenemanzipation." *Bayr. israelit. Gemeindezeitung,* München, VII. (1932), S. 3—6.

„Judas Ischariot und die preußischen Konservativen", *Hochland,* VI. Apr. 1932, S. 1—16 (unter dem Pseudonym L. Stahl).

„Arbeitsdienst als Erzieher." *Jugend heraus.* 9. Jg. (1932), S. 177—181.

„Zur Strategie des Arbeitsdienstes." *Freie Volksbildung.* 9. Jg. (1932), S. 75—84.

„Das Volk zwischen Himmel und Erde." *Deutschland,* Evangel. Kirchl. Rundschau, IX. (1932), S. 219.

„Student and University Service to the Community. *Annalen des Weltstudentenwerkes* (vormals: Voc studentium), VIII. (1932), 3. H., S. 4—10.

„Wissenschaft", *Gartenlaube.* Jg. 1932, S. 831.

„Weshalb heißen wir Deutsche?" *Kölnische Zeitung,* 27. Aug. 1932.

„Mannwerdung. Zur Initiative des Reiches in der Jugendertüchtigung." *Die Erziehung,* Nov. 1932, S. 102 ff.

„Arbeitslager." In: *Handwörterbuch des deutschen Volksbildungswesens.* Hrsg. v. H. Becker, G. A. Narciss, R. Mirbt. Breslau: 1933, Spalte 138—145.

1935 — 1945

„The Predicament of History." *Journal of Philosophy,* Febr. 1935, S. 93—100.

„Franz Rosenzweig und Eugen Rosenstock: Judentum und Christentum." *Franz Rosenzweig: Briefe.* Berlin 1935. S. 637—720.

Out of Revolution. Autobiography of Western Man. New York: Will Morrow & Co., 1938. 795 S.

Review of Books by Brinton and Merriman. *American Historial Review.* XVIV (July 1939). S. 882—884.

Youth and Authority. Reprinted from *American Youth.* Cambridge, Massasuchetts, Harvard University Press, 1940. 25 S.

Letter to *The Dartmouth.*, Hanover, N. H. (= New Hampshire), 23. Febr. 1940, fortgesetzt mit drei Artikeln vom 5., 6. und 7. März 1940.

„A Peace Within" und „Youth and Authority". In: *American Youth.* An Enforced Reconnaissance. Hrsg. v. Frank P. Davidson und Thacher Winslow. Cambridge, Mass. Harvard University Press, 1940. 216 S.

„What they should make us think" und „What we should make them do." Two addresses given May 21 and May 23 Respectively. In: *Annual Conference of CCC Educatinal Advisers — First Corps Area.* Dartmouth College, Hanover, N. H., 1940.

„The Domestic Parallel to War." *Free America.* Januar 1942.

„Hitler and Israel oder: On Prayer." Ein Kapitel aus „Letters to Cynthia." *Journal of Religion,* XXV (April 1945), S. 129—139.

1946

The Christian Future or The Modern Mind Outrun. New York: C. Scribners Sons, 1946. 248 S. Englische Ausgabe: 1947; Deutsche Ausgabe: 1955.

Planetary Man. In memoriam of Oswald Spengler. *New English Weekly,* 30. Mai, 6. und 13. Juni 1946.

1947

The Christian Future. Englische Ausgabe mit einem Vorwort von I. H. Oldham und einem Selbstgespräch des Autors. London: S. C. M. Press, 147. 243 S.

„Ascent of Taurus", mit Edward Filene Little, *Canadian Alpine Journal*, 1947.

„Rückblick auf die ‚Kreatur'". *Deutsche Beiträge*. University of Chicago Press. 1947.

„The Spirit of The Alphabet", *Catholic Art Quarterly* 1947.

1948

„Ernst Michel: Der barmherzige Samariter des Denkens." *Christ und Welt*, I. (1948), Seite 12.

„Predigt eines Laien in Amerika." *Christ und Welt*, 3. Dez. 1948.

„Symblysma oder der Überschwang der Jesuiten." *Frankfurter Hefte*, 3. Jg., Nov. 1948.

„What is the City Doing to Christian Life?" *Religion*, Spring Number 1948, Seite 171—181.

Besprechung von Ernst Michels „Renovatio" in *German Books*, Chicago: University of Chicago Press, 1948.

1949

The Multiformity of Man. Norwich, Vermont: ‚Beachhead', 1949, 71 S.

„Was bedeutet die Stadt für das christliche Leben?" *Zeitwende*, 21. Jg. (1949), Heft 4.

1950

The Driving Power of Western Civilisation. (Mit einer Bibliographie.) Vorwort von Karl W. Deutsch. Boston: Beacon Press, 1950, 126 S.

Das Geheimnis der Universität. Rede, gehalten am 5. Juli 1950, auf Einladung von Rektor und Senat der Universität Göttingen. Vandenhoeck & Ruprecht, 1950. 17 S.

„Das Geheimnis der Universität", *Die Sammlung*, 5. Jg. (1950).

„Salamis und die Thermopylen." *Deutsche Universitätszeitung*, 5. Jg. (1950).

„William James, der Philosoph des amerikanischen Lebens." *Thema*, Febr. 1950.

1951

Der Atem des Geistes. Frankfurt a. M.: Verlag der Frankfurter Hefte, 1951. 294 S.

Die Europäischen Revolutionen und der Charakter der Nationen. 2. Ausgabe (1. Ausg. 1931), Stuttgart: W. Kohlhammer, 1951. 584 S.

„Die jüdischen Antisemiten oder die akademische Form der Judenfrage." *Frankfurter Hefte*, 6. Jg. (1951), S. 8—17.

„Der Dritte Weltkrieg." *Frankfurter Hefte*, 6. Jg. (1951), S. 796—799.

„Vivit Deus. In: *In Memoriam Ernst Lohmeyer.* Hrsg. v. Dekan Lic. Schmauch, mit Beiträgen von Martin Buber und anderen. Stuttgart: Evangelisches Verlagswerk GmbH., 1951. S. 250—260.

1952

Heilkraft und Wahrheit. Konkordanz der politischen und der kosmischen Zeit. Stuttgart: Evangelisches Verlagswerk, 1952, 215 S.

„The Homecoming of Society. Die Heimkehr der Gesellschaft." In: *Adult Education, Erwachsenenbildung. UNESCO International Conference* in Hamburg 1952. Hamburg 1954, S. 76—81 (engl. und deutsch. Text).

1953

„Der Gast." *Nutzen und Ordnung.* 4. Jg. (1953).

„Reflexionen über das Thema Quatember". *Quatember*, 1953, Heft 2.

„Das Gesetz der Technik." In: *Darmstädter Gespräch*, 1953.

„Ich bin ein unreiner Denker." *Neues Abendland.* 8. Jg. (1953).

„Jakob Grimm und unser Erlebnis der Sprache." *Der Evangelische Erzieher*, 5. Jg. (1953).

„Partner und Stämme der Industrie." *Neues Abendland,* 8. Jg. (Juni 1953).

„Glückhafte Schuld." *Quatember.* 1954, Heft 2.

„Was ist der Mensch?" *Neues Abendland,* 8. Jg. (1953, Dezember).

1954

„Laodizee. Wie rechtfertigt sich ein Volk?" *Frankfurter Zeitung,* 14. August 1954.

„Pentecost and Mission." *The Hartford Seminary Foundation Bulletin,* Winter 1954 bis 1955, S. 17—25.

„Dich und mich", „Lehre oder Mode?" *Neues Abendland,* 9. Jg. (1954, November).

„Was folgt aus der empirischen Grammatik?" *Neues Abendland,* 9. Jg. (1954, Dez.).

1955

Des Christen Zukunft oder: Wir überholen die Moderne. Neue Bearb. der amerik. Ausgabe von 1946. Ins Deutsche übertr. von Christoph v. d. Bussche und Konrad Thomas. München: C. Kaiser, 1955. 351 S.

Der unbezahlbare Mensch. Vorwort von Walter Dirks. Berlin: Käthe Vogt, 1955, 201 S.

„The Great Re-Admission or The Pentecostal Church." *The Hartford Seminary Bulletin,* März 1955.

„Drei Gaben des Heiligen Geistes." *Christ und Welt,* 8. Jg., 26. Mai 1955.

„Glaube und Hoffnung". Korrespondenz zwischen Gerhart Bartning und Eugen Rosenstock-Huessy. *Neue Deutsche Hefte,* Nov. 1955.

„Raumzeit oder Zeitraum?" *Neue Deutsche Hefte,* März 1955.

1956

„Die Sprache des Westens." *Geschichte in Wissenschaft und Unterricht,* Heft 1, 1956.

Soziologie I: Die Übermacht der Räume. Stuttgart: W. Kohlhammer 1956. 334 S. Neue Ausgabe der Soziologie I von 1925: *Die Kräfte der Gemeinschaft.*

„Herakleitos an Parmenides." In: *Festschrift für Victor von Weizsäcker.* Göttingen, 1956.

„Der Verrat im 20. Jahrhundert." *Die Gegenwart.* Nov. 1956, Heft 22.

1957

Zurück in das Wagnis der Sprache. Mit einer Einführung von Georg Müller. Berlin: Käthe Vogt, 1957.

Frankreich - Deutschland. Mythos oder Anrede. Berlin: Käthe Vogt, 1957. 106 S.

„Tutilo of St. Gallen." *Catholic Art Quarterly.* Ostern 1957.

1958

Soziologie II: Die Vollzahl der Zeiten. Stuttgart, W. Kohlhammer 1958.

Privatdrucke

„Briefe von B. G. Niebuhr", 1911. Deutsches Literaturarchiv Berlin. In hundert numerierten Exemplaren gedruckt.

„Rathaus und Roland im deutschen Stadtrecht zwischen 1186 und 1280." Festgabe zu Karl Zeumers 60. Geburtstag 1912.

„The University of Logic, Language and Literature." An address before the Tucker Club at Dartmouth College. 1937, 17 S.

„A Classic and a Founder. I. The Scientific Grammar of Michael Faraday's Diaries. II. The Tripartition in the Life of Theophrastus Paracelsus." Hanover, N. H. 1937 und 1943.

„The Artist and his Community." Commencement Exercises at the Stuart School of the Creative Arts, Boston, Mass., 1. Juni 1939.

„Christmas 1939."

„Abraham, Jesus, Lao-tzu, Buddha." Ca. 1940.
„Eastern and Western Christendom." 18 S., ca. 1940.
„Charge to The Rev. Roy Chamberlain. 25. April 1942. 9 S. (Mimeographiert).
„Comments on the document by Emil Brunner ‚The Ethical Reality and Functions of the Church'". For the Ecumenic Council of Churches. 1. Dezember 1942.
„The Law of Liberty", a Sermon preached on a fourth of July Sunday in Norwich, Vermont, 1942.
„Supertime, or, The Correspondences of Society. Investigations in the fields of Biography, Time, Politics, and Education." 1942, 40 S.
„The Soul of William James, January 11, 1842 — January 11, 1942. An address delivered at Dartmouth College, and Metalegomena on the Pragmatic Significance of the Term ‚Soul'". 22 S. (1942).
„The Future Way of Life." Christmas 1942. 13 S.
„In Defence of the Grammatical Method", 27 S.
„Modern Man's disintegration and the Egyptian Ka." 1943. 15 S.
„The Next Homer." Ostern 1944. 22 S.
„The Individuals Right to Speak and Some Final Terms of Grammar." Ca. 1946.
„The Metabolism of Science; with the Carmen Arvale in translation." 1947. 25 S.
Our Urban Goggles, C. R. Keep, 1951, 15 S.
„Time Bettering Days", a paper read in the Tucker Fellowship at Dartmouth College at the Spring Equinox of 1954. 23 S.
„Magna Carta Latina, the Privilege of Singing, Articulating, Reading and Keeping alive a Language." Mimeographed by Hartford Theological, Seminary. 1955.
„360 + 5 and The Year as Period." 1955. 14 S.
„Praise Him above, Ye Heavenly Hosts." A Sermon preached on Sunday, October 28, 1956, in Norwich, Vermont.
„Mad Economics or Polygot Peace." Mimeographed. 32 S.
„The Renaissance of Mind and Body. The Grammar of Physics." 30 S.
„History must be told." Huntington, L. I., N. Y.: C. R. Keep. (LP Disc.). (Langspielplatte.).
„Make Bold to be Ashamed. On Freedom, Growth and Self-knowledge." Huntington, L. I., N. Y.: C. R. Keep. (3 LP Disc.). (3 Langspielplatten.)

Namenverzeichnis

Abälard 150, 263
Abraham 41, 45, 54, 66, 162, 255
Adam 49f., 164, 261
Adams, John Quincy 201f.
Anselm von Canterbury 97, 107f., 263
Aristoteles 252, 262, 271, 287
Augustin 51, 54, 145, 264

Balthasar, Hans Urs von 240f.
Barth, Karl 135, 240f., 273
Bartning, Gerhard 262ff.
Bethmann-Hollweg 19, 26
Bismarck 25, 45
Blumhardt, Christoph 65
Bodin 19
Bonaventura 61, 263
Bonhoeffer, Dietrich 66ff., 273
Boveri, Margret 64ff.
Brugsch, Heinrich und Emil 179f., 185
Buber, Martin 45, 150
Bultmann, Rudolf 135, 270ff.
Burckhardt, Jacob 31, 58

Celsus 256
Chamberlain, Houston Stuart 41
Clemenceau 167
Cohen, Hermann 46
Columbus 40, 214
Coolidge 103
Corbusier 171
Croce, Benedetto 35f.
Cromwell 37f., 263
Cunningham, William 281
Curtius, Ernst 49

Dante 232
Darwin 166ff., 174
David 39, 45, 134, 253ff.
Delp, Jesuit 273
Demokrit 44, 57
Descartes 29, 33, 97ff., 165ff.
Dibelius, Martin 270
Dostojewski 84
Dreyfus, Alfred 46, 66

Edwards, Jonathan 214
Ehrenberg, Hans 63
Einstein, Albert 44, 104, 109
Eisenhower 228

Faraday 65
Ferrarri, Giuseppe 35ff., 174
Feuerbach, Ludwig 131f.
Fichte 33, 55
Francois-Poncet 68
Freud, Sigmund 44, 131, 168, 174
Friedrich der Große 66, 287
Friedrich Wilhelm III. 18, 167

Gaulle, Charles de 64ff.
Gide, André 165
Gobineau, Graf 58
Göring, Hermann 137
Goethe 18, 33, 35, 45, 50, 131f., 151, 156, 162ff., 268
Grimm, Jacob und Wilhelm 52, 54, 62, 67, 113ff., 155
Gropius 171
Grosche, Robert 59ff.
Guesde, Jean 177

Haeckel, Ernst 26
Haliburton 208f.
Harnack, Adolf 238
Hartmann, Nicolai 28f.
Hegel 19, 23ff., 33, 131, 214
Heidegger, Martin 163, 271
Heine, Heinrich 70
Heraklit 44, 114, 271
Herzl, Theodor 46
Hilarius von Poitiers 215f.
Hitler, Adolf 46, 55, 66f., 127, 157, 166f., 283
Hobbes, Thomas 19, 98
Hölderlin 19, 150, 166, 283ff.
Homer 111
Huch, Ricarda 48
Hügel, Freiherr von 57, 129
Hume, David 98

Jackson, Andrew 27
James, William 32
Jaspers, Karl 46
Jesaia 42, 45
Jesus 47, 59, 66f., 118ff., 127f., 132f., 146ff., 163f., 250ff., 289ff.
Joachim von Floris 263
Johanna von Orleans 107f.
Johannes, Jünger und Evangelist 132, 164, 263, 268ff.
Judas Ischarioth 66f.
Jünger, Ernst 163

Kant 19, 24f., 29, 33, 156
Karl der Große 41, 193, 223, 277f.
Kaufmann, Erich 26
Kierkegaard 52
Konstantin der Große 191, 209f.

Lassalle, Ferdinand 44, 46, 287
Lenin 101, 131, 218, 263
Lessing 50, 269
Lincoln, Abraham 27
Lindbergh, Charles A. 103
Locke, John 33, 165
Ludendorf 28
Luther 19ff., 38, 54, 217, 222, 224ff., 263f., 269, 273

Macaulay, Thomas Babington 162
Machiavelli 19ff., 101
Magalhaes 214
Mann, Thomas 131
Marx, Karl 23ff., 35, 44, 46, 98, 102, 131, 151, 168, 174, 224f.
Matthäus 39
Meinecke, Friedrich 35f.
Melanchthon 19, 24, 263f.
Mendelssohn, Moses 50, 53
Merkator 76
Metternich 215f.
Michelangelo 58, 154, 261, 264
Moltke, Helmut James von 64, 66ff., 273
Mommsen, Theodor 203
Moses 39, 41, 44f., 187f., 210
Mussolini 40, 105, 278

Napoleon 263
Nasser 192
Newton 156
Niebuhr, Reinhold 250
Niemöller, Martin 47
Nietzsche 29, 33, 42, 47, 51, 111, 160, 168, 263, 272
Nikolaus von Cues 60
Noah 41, 48
Numa 203ff.

Odilo von Cluny 215
Ossietzki, Curt von 160

Paracelsus 33
Parmenides 165, 253
Pasteur 65
Paulus 24, 47, 54, 217, 256, 263, 269, 273, 292
Petrus 54, 149, 217, 269
Plato 17ff., 105, 130, 139, 231, 262f., 271
Poincaré 131, 218
Polybius 231
Portmann, Adolf 153, 160
Pufendorf 19

Quisling 69

Radbert von Corvei 263
Rilke 31, 118, 158, 163, 280
Robertson, Frederick W. 234
Roosevelt 28
Rosenzweig, Franz 52ff., 69, 127, 148, 216
Rousseau 64, 89, 156
Russel, Bertrand 109

Saint Simon 151
Sartre, Paul 52, 253
Schacht, Hjalmar 286
Schelling 165
Schiller, 46, 53f., 174, 184
Schlegel, Friedrich 46, 219f.
Schloezer 19, 24
Schmoller, Gustav 19, 24f.
Schopenhauer 23, 29, 33, 35, 139
Segantini 131
Shakespeare 102, 152, 156
Simon Magus 149
Sohm, Rudolf 32, 40f., 215
Sokrates 165
Spencer, Herbert 101
Spengler, Oswald 31, 35, 215
Spitteler, Carl 24, 161
Stalin 21, 31, 38f., 58, 61
Steffens, Henrik 29
Stutz, Ulrich 40
Sueß, Eduard 72ff.

Thieme, Karl 50
Thomas von Aquino 57, 263f.
Thomasius 19
Treitschke 25, 30f., 64
Truman 58

Verlaine 167

Wagner, Adolf 19, 25, 33
Wagner, Richard 46f., 131
Wagner, Siegfried 47
Washington, George 27, 86
Whitehead, Alfred N. 60
Wilhelm II. 19, 66
Wittig, Josef 35, 45, 69, 270ff., 275, 279
Wolff 19

Nachweis der Sinnwörter und Begriffe

Abendmahl 237ff., 290
Abwandlung 97ff., 160ff., 172, 244ff., 252f.
Achet = Horizont, Orientierung 182ff., 195, 198, 210f.
Achetaton = Tel Amarna 187ff., 210
Aegypten 18, 41, 120, 179ff., 276f.
Aeon = Epoche 35ff., 52, 86ff., 161, 166, 248, 292
Alba Longa 207ff.
Alexandrinische Schule 101ff., 130, 158f.
Alter und Jugend 165
Amerikanertum 26ff.
Anarchie und Dekadenz 110ff.
Anerkennung 48, 87ff., 140
Anna Perenna 207ff.
Antisemitismus 44ff.
Apokatastasis 211
April, Parilia 205
Arbeitsgruppe 63f., 176
Architektur 18, 171ff.
Askese 269
Astrologie, Astronomie 179ff.
Auferstehung 257ff.

Begräbnis als Ursprung des Sprechens 122, 198
Bibel und Bibelkritik 35, 48, 50, 119ff., 132, 134ff., 140ff., 167f., 198f., 217ff., 279, 292
Biologie und Soziologie, Bionomik 99ff., 115
Buchhandel 92

Chinesentum 248
Cluny 146ff., 215
Communio Sanctorum 253ff., 284, 290
Credo 129ff., 236ff., 244ff., 262ff., 274ff.

Dekalog 279f.
Demokratie unterschiedlicher Art 228ff.
Denken, Logik 97ff., 149ff., 236ff., 244, 251ff.
Dimensionen 171ff.
Dreifaltigkeit 51ff., 56ff., 129ff., 244ff., 278ff.
Dritter Artikel 248ff.
Dualistische Denkgewohnheit 99ff., 130ff., 153, 160ff., 256

Ehe und Familie 88ff., 160ff., 241f., 270
Englische Revolution 18f., 37f.
Entsprechen 153ff.
Ereignis als Stiftung 86ff., 273
Erwachsenentum 17ff., 166ff.
Erziehung 163ff.
Europa 56ff., 70ff.
Evangelienvierzahl 133
Evanston 262ff.
Existenzielles Denken, Existentialismus 51ff., 132, 149, 252

Februar 203ff., 213
Feiertag, Festtag, Kalender 18ff., 179ff., 201ff., 236
Felix culpa 146ff.
Filioque 223, 251f.
Französische Revolution 64, 76ff.
Freizeit 177f.
Friede 56ff., 166, 231, 259

Gedankengott 249ff., 278
Gegenwart und Gegenstand 30ff., 142ff., 151
Geist, Heiliger Geist, Zeitgeist 41ff., 45, 49, 53, 69ff., 84, 159, 163, 263ff.
Generatio aequivoca 65
Generation 164ff.
Genius 52f., 56ff.
Geopolitik 171f.
Geschichte, Geschichtschreibung 48, 57, 64, 76f., 86ff., 109ff., 158
Glaube, Liebe, Hoffnung 51ff., 56ff., 87ff., 97, 254ff., 262ff.
Gnade 256ff., 262ff.
Gnosis 149ff., 248
Götter, Elohim, Engelmächte 134, 256, 264, 278, 283ff.
Götterstandarten (vgl. Achet) 188ff.
Grade der Lebendigkeit 137f., 171ff., 258, 280ff., 284ff.
Great Depression 26

Heidelberg 1931 44, 71f.
Heilsgeschichte 44ff., 64ff., 129ff., 214ff., 231
Hervorrufen 89ff., 162, 195ff., 273
Hierarchische Grammatik, Sozialgrammatik 101, 115, 131, 137, 143, 150ff., 244ff., 281
Hören und Befehlen 86ff., 244ff.
Horus, Horit, Hathor 79ff., 183ff., 197ff.

Humanismus 44ff., 160ff., 245, 247ff., 262ff.
Humor 108ff.

Idealismus 24, 54, 130, 165, 263f.
Imperativ und Vokativ 102ff., 130ff., 137ff., 153ff., 244
Indikativ 130
Individuum 56ff., 129ff., 162, 166, 244ff.
Initiation 126
Inkarnation 290ff.

Judentum 31, 44ff., 70, 244ff., 279
Jünglingsalter 165f.
Jungfräuliche Geburt 255f.
Jupiter 203, 206

Kathedersozialismus 24f.
Kirchengeschichte 39ff.
Kommunistische Geschichtstheorie 220ff.
Kompensieren und Sublimieren 162f.
Kreuz der Wirklichkeit 129ff., 164
Kreuzzüge 40ff., 108
Kultur 70ff., 160ff.

Laientum 135ff., 217ff., 262ff.
Liebe (Eros) 86ff., 141, 148
Liturgie 56ff., 146ff., 239, 248, 290f.
Logos = Nennkraft 69, 141, 146, 152, 162ff., 246f., 271, 293

Macht 167f.
Managertum 225f.
Mars, Mamurius Veturius 207ff.
Mehraltrigkeit des Geistes 45, 257
Mensch 46ff., 104, 134ff., 160ff., 175, 233
Metanomik und Metaphysik 97ff., 280
Mission 236ff., 243
Mittelalter 41
Mönchtum 59ff.
Mutter- und Vatersprache 113ff., 123f., 132, 153, 161ff., 255f.
Mythus 270ff.

Name als erstes Menschenwort 48ff., 113ff., 140ff., 153ff.
Nation, Nationalismus 44ff., 60, 76f., 218, 258, 292
Natur 46ff., 97ff., 152ff., 160ff., 221
Naturwissenschaft 98ff., 150ff., 201f., 260f.

Nicaea 325 215, 251

Objektivität 67
Offenbarung 245ff., 270ff.

Papstrevolution 40, 74ff., 106f., 146ff., 214ff., 223
Parusieerwartung 264
Person 244ff.
Pfingsten 236ff.
Philosophiegeschichte 29, 33
Polemologie 32ff.
Politik und Ideologie 182, 213
Präjekt und Trajekt 102ff., 151, 155ff.
Privatdozentenschaft 22ff
Preußen und Österreich 72ff., 172
Proselenen 208ff.
Psychoanalyse 62
Psychologie 101

Quadrageminafalten 36
Quäkertum 156ff.

Ratstitel 19, 67, 79ff., 217ff.
Rechtsgeschichte 35, 78ff., 214ff.
Reformation 19ff., 75ff., 92, 217, 222, 230
Regifugium und Poplifugia 204ff.
Renaissance 58ff., 92f.
Respondeo etsi mutabor 97ff.
Revolutionen 18ff., 35ff., 73ff., 78ff., 92, 98, 101, 105, 110ff., 214ff.
Römischer Kalender 201ff.
Römische Kirche 132, 263
Romantische Sprachschule 113ff.

Säkularisierung 65, 214ff.
Saturn und Jahve 287ff.
Saturnalien 206f.
Scham 148
Schaumünze von 1702 18ff.
Schöpfung 53, 105, 158, 246, 252
Seele und Leib 157, 178, 253ff.
Selbstbewußtsein und Selbsthaß 44, 49, 140, 153ff., 160ff.
Siebenzahl 130ff., 239ff., 273
Sopdit, Sopdu (Sothis, Sirius) 179ff., 185ff., 211
Sozialdemokratie 53
Soziologie 158
Spielraum 176, 245
Sprache und Geschichte 86ff., 160ff.
Subjekt — Objekt — Spaltung 100ff., 149ff., 160ff., 245f.
Sünde 258f.
Synchronisation 214ff.

Technik 175ff.
Theologie 56, 158, 262ff.

Töchter- und Söhnesprache 123ff., 132, 163
Tod 257ff.
Totenklage, Totenkult 87ff., 277

Unabhängigkeitserklärung von 1776 27, 86f.
Unigenitus 252ff.
Universalgeschichte, Weltgeschichte 31f., 44, 48f., 214ff
Universität, Akademikertum 17ff., 97ff., 123, 244ff., 263ff., 286

Vaterunser 252
Vernehmen und Verstehen 42ff., 161, 232, 289
Verrat 64ff.
Vorbildung, Vorausbildung 20ff.

Wahrheit und Wissenschaft 18ff., 28ff., 97ff., 106ff., 134, 251f., 270ff., 286
Weltbild, Weltanschauung, Weltordnung 218ff., 226f.
Weltkrieg I und II als Einheit 28, 31ff., 36ff., 43, 82ff., 112
Westminstersynode von 1685 257
Wiener Kongreß 56
Wirklichkeit 152
Wissen und Gewissen 19f.

Zeitpunkt, Zeitmaß, Zeitenspektrum 28, 41ff., 51ff., 133, 147f., 157, 171ff., 216, 249
Zirkumvolution 217ff., 230ff.
Zuchtwahl 18, 166
Zukunft von Kirche und Gesellschaft 31f., 226ff., 233ff.
Zwangsvorstellung 218ff.